

Gewaltakte – Disziplinarapparate

Geschlecht und Gewalt

in mittel- und frühneuhochdeutschen Mären

Inauguraldissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Julius-Maximilians-Universität Würzburg

vorgelegt von
Dorothea Ackermann
aus Würzburg

Würzburg 2007

für Dieter Ackermann

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 2007 abgeschlossen. Zu ihrem Gelingen haben viele Menschen beigetragen, bei denen ich mich an dieser Stelle bedanken möchte.

Mein Dank gilt zunächst Frau Prof. Dr. Dorothea Klein, meiner Doktormutter und akademischen Lehrerin, die mich nicht nur zu dieser Arbeit motiviert und deren Fortschritt aufmerksam begleitet hat, sondern der es vor allem auch gelungen ist, meine Begeisterung für die Literatur des Mittelalters und die altgermanistische Forschungsarbeit zu wecken. Dieses Fundament hat mich durch die Jahre meiner Arbeit an meinem Dissertationsprojekt getragen. Frau Prof. Dr. Elisabeth Schmid danke ich herzlich dafür, dass sie das Korreferat übernommen hat. Für jahrelange Ermutigung und Solidarität möchte ich Frau Dr. Christine Stöllinger-Löser danken, die mir nicht nur die Welt des Verfasserlexikons erschlossen hat, sondern auch als berufstätige Frau und Mutter ein Vorbild gewesen ist. Mit freundschaftlichem Dank verbunden bin ich Frau Dr. Ghislaine Grimm, die mir immer wieder Gelegenheit zum inspirierenden Gedankenaustausch gegeben hat. Herr Prof. Dr. Martin Przybilski sorgte durch sein kritisches Interesse an meiner Arbeit dafür, dass diese an einem toten Punkt weitergeschrieben wurde; dafür danke ich ihm herzlich.

Die Arbeit an meinem Dissertationsprojekt war für mich keine Selbstverständlichkeit; ich habe sie meinem Familien- und Berufsalltag abgetrotzt. Ich möchte mich daher mit Nachdruck bei meiner Familie und meinen Freunden bedanken, mit denen ich stets die Last und nur selten die Freuden meiner Arbeit geteilt habe: bei meiner Mutter Brigitte Jakobi, die über viele Jahre hinweg immer wieder liebevoll meinen kleinen Sohn Konrad betreut und mir auf diese Weise ein konzentriertes geistiges Arbeiten ermöglicht hat, bei meinem Vater Winfried Jakobi, der bereitwillig Botengänge, Einkäufe und Reparaturarbeiten übernommen hat, und bei meinen Schwestern Helga, Veronika und Anette Jakobi sowie meine Freundinnen Stefanie Köster und Carolin Albrecht, die durch vielfältige Hilfen und herzliche Zuwendung dafür gesorgt haben, dass die schönen Seiten des Lebens nicht zu kurz gekommen sind.

Belastet hat diese Arbeit vor allem meinen Sohn und meinen Mann, die für mich in dieser Zeit ganz selbstverständlich auf viele vermeintliche Selbstverständlichkeiten – auch gemeinsame Lebenszeit – verzichtet haben. Ich bin glücklich, in meinem Mann meinen treuesten Freund und mein größtes Vorbild gefunden zu haben. Dir, lieber Dieter, sei diese Arbeit zugeeignet, in Verehrung und Liebe.

Zell am Main, November 2009

Dorothea Ackermann

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	6
1.1	Einführung in den Forschungsgegenstand und das Forschungsinteresse der Untersuchung.....	6
1.2	Theoretische Prämissen	15
1.2.1	Überlegungen zur Problematik des Konstruktbegriffes	16
1.2.2	Zur Konstituierung der Konstrukte ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘	23
1.2.2.1	Semantik der neuhochdeutschen Begriffe ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘	23
1.2.2.1.1	‚Gewalt‘	24
1.2.2.1.2	‚Geschlecht‘	27
1.2.2.2	Judith Butlers Modell der <i>citationality</i> des ‚Geschlechts‘	30
1.3	Mittelalterliche Geschlechtsnormen in außerliterarischen Kontexten	37
1.4	Textauswahl und Untersuchungsverlauf	41
2	Prototheorie des Märes: Geschlecht und Gewalt in den Ehestandsmären des Strickers	43
2.1	Der Gevatterin Rat.....	47
2.2	Der begrabene Ehemann	58
2.3	Die eingemauerte Frau.....	70
2.4	Ehescheidungsgespräch	86
3	Strickers Erben? Geschlecht und Gewalt in ausgewählten Mären des 14. und 15. Jahrhunderts	91
3.1	Gewaltakte	92
3.1.1	Nur über ihre Leiche: <i>Die undankbare Wiedererweckte</i>	92
3.1.2	Erstarrte Männlichkeit im <i>Bildschnitzer von Würzburg II</i>	99
3.1.3	Making Sex: <i>Gold und Zers I</i>	107
3.1.4	Hans Rosenplüts abwaschbare <i>Tinte</i>	114

3.2	Disziplinarapparate.....	120
3.2.1	Sibotes <i>Frauenzucht</i> . Was Disziplinarapparate leisten können	122
3.2.2	... und wie sie außer Kraft gesetzt werden – Philippas <i>abenteuerig, kurzweilig red</i> im <i>Enttäuschten Liebhaber</i> des Johannes Werner von Zimmern.....	134
3.2.3	Vorsicht, bissig! <i>Virgils Zauberbild</i> als weiblicher Disziplinarapparat	144
3.2.4	Entblößen, Einwickeln, Bemänteln – Disziplinarapparate in den Mären Heinrich Kaufringers.....	148
3.2.4.1	<i>Bürgermeister und Königssohn</i> : Entblößen und Einschließen.....	148
3.2.4.2	<i>Chorherr und Schusterin</i> : Zudecken und Bemänteln.....	154
3.2.4.3	<i>Der Schlafpelz</i> : Die Kunst des Einwickelns.....	160
3.2.4.4	<i>Die zurückgelassene Hose</i> – Wie Heinrich Kaufringer Hosen Beine macht .	163
4	Zusammenfassung	167
	Literaturverzeichnis.....	183
1	Abkürzungen.....	183
2	Primärliteratur	183
2.1	Literatur des Mittelalters	183
2.1.1	Sammelausgaben	183
2.1.2	Einzeltextverzeichnis.....	184
2.2	Literatur der Neuzeit	185
3	Nachschlagewerke und Wörterbücher.....	186
4	Forschungsliteratur	186

1 Einleitung

1.1 Einführung in den Forschungsgegenstand und das Forschungsinteresse der Untersuchung

Die Bereitschaft zur Begegnung und Auseinandersetzung mit einem literarischen Text bildet die Grundlage literaturwissenschaftlichen Arbeitens. Texten Gehör zu schenken, sich von ihnen überraschen, anregen und provozieren zu lassen, ist immer der Anfang literaturwissenschaftlicher Erkenntnis. Aus diesem Grund sei an dieser Stelle einem literarischen Text der Vortritt gewährt, der besser in den Forschungsgegenstand und das Forschungsinteresse meiner Arbeit einführt als jede theoretische Abhandlung: *Das Eisenweib* von GERT HEIDENREICH.

In Leséssive bei Bayonne lebte Ende des vorletzten Jahrhunderts ein rechtschaffener Schmied, der für seine Kunst berühmt war. Er hieß Louis Marolle. Wegen der Hitze in seiner Werkstatt arbeitete er meist nur mit der starken Lederschürze bekleidet, sonst aber nackt. Da erschien ihm eines Tages der Teufel in der Esse, wuchs aus den glühenden Kohlen empor, kühlte sich die Hände im Löschtrog und faßte den Schmied an dessen Brust. „Du hast ein kaltes Herz“, sprach der Teufel, „das kommt davon, daß du ohne Weib lebst. Schmiede dir ein Weib, so wie du es gerne hättest, ich werde ihm Fleisch und Seele geben.“ Damit sprang der Teufel zurück in die Esse und verschmolz mit dem Feuer.

Louis Marolle wollte nun gern ein Weib. Und er schmiedete drei Tage und drei Nächte lang, bis er ein schönes Geschöpf aus Eisen vollendet hatte, das ihn um Haupteslänge überragte, denn er wollte zu seinem Werk aufsehen. Dann schlief er vor Erschöpfung ein. Als er erwachte, lief sein großes Weib aus Fleisch und Blut in der Schmiede umher und schuf Ordnung. Der Schmied freute sich, sprang auf, rief: „Du mein liebes Eisenweib!“ und umarmte die Schöne, die ihm gern zu Willen war. Danach sagte sie: „Und nun, lieber Mann, will ich schmieden.“ Er verwunderte sich, zeigte ihr aber, wie die Glut anzufachen, mit der Linken die Zange zu halten, mit der Rechten der Hammer zu führen, das Eisen im Essigwasser zu härten war – und sie stellte sich so geschickt an, daß sie in kurzer Zeit noch weit kräftiger und kunstvoller schmieden konnte als der Meister selbst. Da hätte sich Louis Marolle nun weiße Wäsche anziehen, sich in seinem Haus auf dem Sofa ausstrecken und sein Leben der köstlichsten Faulheit widmen können. Denn das Eisenweib nahm ihm jegliche Mühe ab. Aber er war es nicht zufrieden. Neid fraß sich durch seine Brust, Marolle blickte scheel auf die rußigen Hände seiner Frau, bekam Angst vor den weit ausholenden Schwüngen, mit denen sie den Hammer führte, ihre Schönheit tröstete ihn nicht, und er wäre sie gern wieder los gewesen. Als sein vollendetes Weib schlief, rief er heimlich nach dem Teufel. Der erschien und vernahm, daß Louis Marolle nun lieber wieder allein sein wollte. „So soll es geschehen!“ rief der Teufel, hob das Eisenweib auf und wollte es ins Feuer werfen. „Nein!“ rief der Schmied voller Entsetzen. „Geht es nicht anders? Kann ich denn anders nicht frei werden?“ „Oh, doch“, sagte der Teufel, legte das schlafende Eisenweib auf den Boden, schnappte Louis Marolle am Nacken, hob ihn hoch und warf ihn in die Glut der Esse, wo er jämmerlich schreiend verbrannte.

Davon wachte das Eisenweib auf, packte den Teufel am Schwanz und sagte: „Gott hat dich gesehen, wie du meinen armen Mann ins Feuer gestoßen hast! Dafür wirst du nun sieben Jahre hier in der Schmiede arbeiten!“ Da mußte, ob er nun wollte oder nicht, der Teufel sich fügen. Die Welt hatte sieben glückliche Jahre. Das Eisenweib aber zog weiße Wäsche an, legte sich im Haus auf das Sofa und fand, daß es der Mühe genug sei, dem Teufel beim Arbeiten zuzuhören.¹

Das Thema dieser kurzen Erzählung ‚auf den Punkt‘ zu bringen, ist durchaus kein leichtes Unterfangen. Der Text diskutiert die Beziehung von Kunst, Leben und Tod ebenso wie das Verhältnis von Sexualität und Ehe, die Verteilung von Herrschaft und Knechtschaft, Fragen des Rechts und der Strafe, des Verlustes und der (Re-)Konstruktion von Ordnung.

¹ GERT HEIDENREICH, *Drei boshafte Legenden: Das Kostüm, Der Schneider von Lugum, Das Eisenweib*, in: ders., *Der Geliebte des dritten Tages. Erotische Mysterien*, München 2002, S. 74-76.

Kann und darf eine solche disparate Fülle von Diskursen überhaupt auf einen thematischen Nenner gebracht werden? Begriffliche Reduktion kann die Weite der Erwartungshaltung bezüglich der zu untersuchenden Thematik eines literarischen Textes empfindlich beschneiden; sie kann unter Umständen aber auch das Gegenteil bewirken, nämlich einen Text so weit zu öffnen, dass im Idealfall nicht mehr der Interpret zum Text spricht, sondern der Text zu ihm. Wovon also erzählt die Geschichte vom *Eisenweib*, wenn wir das Geschehen mit der Hoffnung auf ein solches ‚Öffnen‘ des Textes auf den Punkt zu bringen versuchen? Das *Eisenweib* erzählt – ganz einfach gesprochen – von Mann und Frau und der Gewalt, die zwischen ihnen herrscht. Sehen wir genauer hin:

Die fiktive Welt, innerhalb der sich das unerhörte Geschehen von GERT HEIDENREICH'S Erzählung ereignet, ist eine klassische Männerwelt – eine Welt, die sich wesentlich durch Arbeit sowie die Abwesenheit von Frauen auszeichnet. Beides bereitet dem männlichen Protagonisten, dem „rechtschaffene[n]“ Schmied Louis Marolle, keinerlei Verdross, im Gegenteil: Gesellschaftliches Ansehen ist die direkte Folge dieser kompromisslosen Männerexistenz. So festgefügt und geordnet scheint das frauenlose, arbeitsame Leben des Schmiedes zu sein, dass es schon eines Besuchs des Teufels in höchsteigener Person bedarf, um diese Welt ins Wanken zu bringen. Der Teufel, der bezeichnenderweise dem einzigen bedrohlichen Element innerhalb der Lebenswelt des Schmiedes entsteigt, dem Feuer, vor dem sich der umsichtige Schmied für gewöhnlich erfolgreich mit einer Lederschürze zu schützen weiß, erweckt durch teuflische Einflüsterung in Louis Marolle den Wunsch nach einer Frau. Nicht nach irgendeiner Frau natürlich, sondern nach einer Traumfrau, „ein[em] Weib, so wie du es gerne hättest“, die aus eben diesem Grund wortwörtlich ‚selbstgeschmiedet‘ sein muss: ein eisernes Artefakt, geformt nach dem Willen seines männlichen Schöpfers. Die Sache mit „Fleisch und Seele“, die praktischerweise vom Teufel übernommen wird, erscheint gegenüber dem ästhetischen Schöpfungsakt des Mannes als zwar notwendige, doch letztlich zweitrangige Zugabe und ist für den weiteren Verlauf der Handlung auch tatsächlich ohne jede Bedeutung. Entscheidend für das zukünftige Leben des Schmiedes ist einzig und allein sein eigener Schöpfungsakt, aus dem zuletzt „ein schönes Geschöpf aus Eisen“ hervorgeht, dessen einziges nennenswertes Merkmal neben seiner perfekten Schönheit seine auffallende Körpergröße ist, mit der es seinen Schöpfer „um Haupteslänge überragt“. Als Motiv dieser ungewöhnlichen Größengestaltung wird künstlerische Eitelkeit angeführt: Louis Marolle „wollte zu seinem Werk aufsehen“. Dieses verständliche, doch unüberlegte Zugeständnis an seine Eitelkeit wird dem Schmied am Ende das Leben kosten. Denn das vom Teufel beseelte übermannsgroße Eisenweib erfüllt nicht nur bereitwillig sämtliche weibliche Pflichten („Ordnung schaffen“,

„dem Mann zu Willen sein“), sondern erhebt darüber hinaus auch unverblümt Anspruch auf die Ausübung der männlichen Schmiedekunst. Schon nach einer kurzen Zeit der Anleitung durch ihren „verwunderten“ Mann muss dieser feststellen, dass seine Frau „weit kräftiger und kunstvoller schmieden [kann] als der Meister selbst.“ Das Eisenweib überschreitet also nicht nur den sozial anerkannten Tätigkeitsbereich des weiblichen Geschlechtes, sondern macht auch noch die Anwesenheit des Stellvertreters des männlichen Geschlechtes komplett überflüssig, indem sie die Rolle des tätigen männlichen Meisters auf sich selbst überträgt und ihrem Mann einen Sitzplatz auf dem Sofa zuweist. Doch nicht Erleichterung oder gar Dankbarkeit verspürt der männliche Protagonist angesichts der ungebremsten Aktivität seiner Frau, sondern Neid angesichts deren „rußige[r] Hände“ und „Angst vor den weit ausholenden Schwüngen, mit denen sie den Hammer führt“. Der den Phallus symbolisierende Hammer, kraft dessen der Schmied einst seine Frau schaffen konnte, ist nicht mehr im Besitz des Mannes – es ist die Frau, die ihn nun ‚hat‘. Das paradiesische Leben, das der entmachtete Ehemann in „köstlichste[r] Faulheit“ und in „weiße[r] Wäsche“ auf dem Sofa liegend führen könnte, verwandelt sich in einen Alptraum. Unerträglich wird es für den Schmied, nicht mehr selbst derjenige zu sein, der über den phallischen Hammer verfügt, bis der Verlust seiner Vorrangstellung als Mann und Meister schließlich stärker wiegt als der Trost durch den Anblick weiblicher Schönheit und er sich dazu entschließt, sich mit Hilfe des Teufels von seinem selbstgeschaffenen übermannsgroßen Eisenweib wieder zu trennen. Als aber der Teufel den Wunsch des Schmiedes auf brutale Weise erfüllen will, wird der Schmied schwach. Er spricht sich für das Weiterleben seines Eisenweibes und damit für den Fortbestand des verkehrten Geschlechter- und Herrschaftsverhältnisses in seinem Haus aus und verwirkt dadurch das Recht auf sein eigenes Leben. Bei lebendigem Leib muss er nun selbst im Schmiedefeuer verbrennen, jenem teuflischen Element, aus dem heraus er zuvor sein Eisenweib geschaffen hat.

In GERT HEIDENREICH'S Erzählensammlung *Der Geliebte des dritten Tages. Erotische Mysterien* findet sich die Geschichte vom *Eisenweib* als letzte von *Drei boshafte Legenden*. Zentrales Thema aller drei Erzählungen ist das Geschlechterverhältnis, in allen drei Texten kommt es zu Verwirrungen der Geschlechtsidentitäten, die mit Ordnungsverlust und Gewalt einhergehen. Opfer dieser Gewalt werden dabei grundsätzlich jene, welche die Differenz der Geschlechter willentlich oder unwillentlich hintergangen haben: die Herzogin von Norfolk, die ihren Mann verliert und in ein Kloster eintreten muss, weil sie einst durch das Anziehen der Kleider ihres Mannes während einer Abwesenheit desselben das Gerücht heraufbeschworen hat, ihr Mann sei mit dem Teufel im Bunde, da er an zwei Orten zugleich sein könne, der

Schneider von Lugum, der sich auf die Kunst versteht, ‚zweigeschlechtliche‘ Wendekleider anzufertigen, und am Ende von einem enttäuschten Kunden mit Hilfe seines eigenen Bügeleisens erschlagen wird, und schließlich auch jener Schmied von Leséssive bei Bayonne, der sich nicht von seinem phallischen Eisenweib zu trennen vermag, weshalb er per Teufelsbesschluss den Feuertod erleiden muss. Wo immer also in diesen Texten die Frage nach der Verfasstheit des Geschlechts aufgeworfen wird, kommt Gewalt ins Spiel. Ohne Gewalt kann Geschlecht hier ganz offensichtlich nicht zu Ende gedacht werden.

Lohnt es sich, über diesen literarischen Zusammenschluss von Geschlecht und Gewalt nachzudenken? Oder braucht uns dieser nicht weiter zu verwundern, da ja nun einmal, wie der Kulturanthropologe RENÉ GIRARD betont, „[d]as Spiel der Gewalt [...] in jeder Hinsicht, auch in bezug auf Logik und Bedeutungen, die erste Rolle spielt“²? Dass mit dem „Spiel der Gewalt“ tatsächlich „alle Themen verbunden“³ sind, also auch die Geschlechterthematik, wie GIRARD nach über 300 Seiten wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit dieser Thematik geradezu beiläufig bemerkt, darf wohl kaum als geistige Selbstverständlichkeit oder gar als kulturelles Allgemeinwissen veranschlagt werden. Die Allgegenwärtigkeit von Gewalt in kulturellen Systemen und die systemstützende Funktion von Gewalt stellen vielmehr nach wie vor gesellschaftliche Tabuthemen dar. Eine „Enthüllung der Gewalt und ihres Spiels“⁴, wie GIRARD sie fordert, ist daher tatsächlich Sache der Wissenschaften und in besonderer Weise der Geisteswissenschaften. Sie ist nicht zuletzt auch vor allem Sache der Literaturwissenschaften, deren Forschungsgegenstand, der literarische Text, einen sehr spezifischen ‚Steinbruch der Gewalt‘ vorstellt, in dem das Thema der Gewalt sowie die mit ihr verbundenen Themen im Medium der Kunst zur Sprache kommen und dadurch überhaupt lesbar werden. Literarische Texte wie HEIDENREICHS *Boshafte Legenden* können einen spezifischen Zugang zu einem Themenkomplex eröffnen, der uns ansonsten als kultureller Tabubezirk verschlossen bleibt. Literatur macht sichtbar, wie Geschlecht und Gewalt unter bestimmten historischen Umständen gedacht und miteinander verknüpft werden können, während kulturelle Ordnungssysteme ein Nachdenken über den Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt tendenziell zu verhindern suchen.

Es erscheint vor diesem Hintergrund also sehr wohl lohnenswert, über den literarischen Zusammenschluss von Geschlecht und Gewalt nachzudenken. Besonders lohnenswert scheint es mir bei einer bestimmten Gruppe mittelalterlicher Texte zu sein, deren literarische

² RENÉ GIRARD, *Das Heilige und die Gewalt*, Zürich 1987, S. 357.

³ Ebd.

⁴ Ebd., S. 437.

Tradition zwar mit dem Beginn der Neuzeit zu Ende ging, die sich aber wie kaum eine andere Textsorte der deutschen Literaturgeschichte dem Thema Geschlecht und Gewalt verschrieben hat: die Gattung ‚Märe‘⁵. Selbstverständlich ist es aus literarhistorischen Gründen nicht zulässig, GERT HEIDENREICHs Erzählung vom *Eisenweib* als ‚Märe‘ zu bezeichnen. Und doch hat diese Erzählung so viel mit mittelalterlichen Mären gemeinsam, dass es mir berechtigt erscheint, sie als thematischen Einstieg an den Anfang einer Untersuchung zu stellen, die sich mit dem Problem auseinandersetzt, ob und, wenn ja, auf welche Weise innerhalb einer bestimmten historischen Textsorte die Frage nach der Verfasstheit der Kategorie ‚Geschlecht‘ mit dem Faktor ‚Gewalt‘ verbunden wird und welches künstlerische Potential diese Textsorte aus ihrem Gegenstand zu ziehen versteht. Prägnanter formuliert: Wie kodieren Mären Geschlecht und Gewalt, und auf welche Weise trägt diese Kodierung wiederum zur Profilierung der Gattung als solcher bei?

Mit dieser Bestimmung des Gegenstandes und Forschungsinteresses meiner Untersuchung knüpfe ich an jüngere Ansätze der Märenforschung⁶ an, die das uns überlieferte Korpus mittel- und frühneuhochdeutscher Mären aus einem historisch-anthropologisch orientierten

⁵ Die langjährige Debatte um den Forschungsbegriff ‚Märe‘ und die Frage, ob und inwiefern den durch diesen Begriff bezeichneten Texten der Status einer literarischen Gattung zuzusprechen sei, wird in komprimierter Form bibliographisch verzeichnet und reflektiert bei WALTER HAUG, Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Kleinere Erzählformen des 15. u. 16. Jahrhunderts, hg. v. WALTER HAUG u. BURGHART WACHINGER, Tübingen 1993, S. 1-36, vor allem S. 1-5. Während HAUG dabei zu dem Schluss kommt, „daß es eine Gattung ‚Märe‘ nicht gibt, oder allgemeiner formuliert, daß kein literarisches Regelsystem auszumachen ist, das der mittelalterlichen Kurzerzählung über die Vielfalt ihrer Erscheinungen hinweg eine gattungsmäßige Identität zu sichern vermöchte“ (ebd., S. 5f.), betont umgekehrt KLAUS GRUBMÜLLER, Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte, Skizzen zu einer historischen Gattungspoetik, in: ebd., S. 37-54, dass es gerade angesichts der „Uneinigkeit der Forschung über die Gattungskonstituenten noch nicht [...] erwiesen“ (ebd., S. 40) und insofern auch nicht gerechtfertigt sei, den in Frage stehenden Texten den Status einer Gattung abzusprechen. Ich verwende den Begriff ‚Märe‘ im Sinne GRUBMÜLLERS als Bezeichnung einer solchen ‚Gattung *in progress*‘ im Bewusstsein der damit notwendig verbundenen Einschränkungen, was die Gültigkeit gattungstypologischer Schlussfolgerungen anbelangt, jedoch auch im Bewusstsein der sich dadurch eröffnenden Möglichkeit und Herausforderung eines vergleichsweise ‚freien‘ wissenschaftlichen Arbeitens auf einem noch nicht vollständig erschlossenen und endgültig bestimmten literarischen Terrain. Im Zusammenhang mit der Forschungsdiskussion um den Gattungsbegriff ‚Märe‘ kann im Übrigen auch auf eine interessante Parallele zwischen der neuzeitlichen Rezeption mittelalterlicher Kurzerzählungen (‚Mären‘) und neuzeitlicher ‚Novellen‘ hingewiesen werden: So machte schon FRIEDRICH SCHILLER JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, der soeben den ersten Novellenzyklus in deutscher Sprache, die *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, veröffentlicht hatte, darauf aufmerksam, dass die zögerliche Aufnahme durch das zeitgenössische Lesepublikum durch die Unbestimmtheit der Gattungszugehörigkeit der Texte bedingt sei: „[...] viele sind [...] an Ihren Unterhaltungen irre, weil sie, wie sie sich ausdrücken, noch nicht absehen können, was damit werden soll. Sie sehen, unsre deutschen Gäste verleugnen sich nicht, sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.“ (FRIEDRICH SCHILLER an JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, Brief vom 15. Mai 1795, in: Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, hg. v. KARL RICHTER in Zusammenarbeit mit HERBERT GÖPFERT, NORBERT MILLER u. GERHARD SAUDER, Bd. 8 I: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, hg. v. MANFRED BEETZ, München u. Wien, S. 77.)

⁶ Einen guten Überblick über das gesamte aktuelle Forschungsspektrum der Märenforschung gibt TIMO REUEKAMP-FELBER, Einleitung zu: Mittelalterliche Novellistik im kulturwissenschaftlichen Kontext. Forschungsstand und Perspektiven der Germanistik, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, hg. v. MARK CHINCA, TIMO REUEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG, Berlin 2006 (= ZfdPh Beiheft 13), S. XI-XXXII.

Forschungsinteresse heraus zu erschließen suchen. Der Zugriff auf den Text über den „historisch-anthropologischen Bereich der literarischen Thematisierung und Verarbeitung bestimmter Grund- und Grenzerfahrungen im thematischen Umfeld von Körperkommunikation und Sexualität, Individualitätsproblematik, Liebe, Ehe, Krankheit, Jugend, Alter und Tod, Verwandtschaftssysteme und Glaubensvorstellungen“, der laut URSULA PETERS „zumindest bei bestimmten literarischen Texten und Typen ins Zentrum der literarischen Darstellung führen [kann]“⁷, hat sich inzwischen vielfach bewährt.⁸ Die Analyse der Geschlechterbeziehungen rückte dabei – thematisch bedingt durch den zentralen Stellenwert des Verhältnisses von Mann und Frau in der Märendichtung, theoretisch bedingt durch die aktuelle deutschsprachige Rezeption der US-amerikanischen *Gender Studies*⁹ – immer wieder in den Mittelpunkt der jüngeren Märenforschung: CLAUDIA BRINKER-VON DER HEYDE erarbeitete exemplarisch grundlegende Kodierungen von ‚Geschlecht‘ in der Gattung ‚Märe‘.¹⁰ UTE VON BLOH untersuchte den Zusammenhang von Sexualität, Recht und Körper in der Märenliteratur und stellte dabei ebenfalls Kodierungen von ‚Weiblichkeit‘ ins Zentrum ihres Forschungsinteresses.¹¹ HANS-JÜRGEN BACHORSKI hingegen setzte sich mit der Darstellung invertierter ‚Männlichkeit‘ in der Märenliteratur auseinander.¹² Auch ANDRÉ SCHNYDER schloss ausdrücklich die Konstruktion von ‚Männlichkeit‘ in seine Überlegungen mit ein.¹³ RALF SCHLECHTWEIG-JAHN bezog in seine Untersuchung der Geschlechterentwürfe in obszönen Mären den Aspekt der

⁷ URSULA PETERS, Historische Anthropologie und mittelalterliche Literatur. Schwerpunkte einer interdisziplinären Forschungsdiskussion, in: FS Walter Haug und Burghart Wachinger, hg. v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 1992, S. 63-86, hier S. 86.

⁸ Zu Recht weist HANS JÜRGEN BACHORSKI auf die Notwendigkeit und Schwierigkeit einer genauen Definition und inneren Strukturierung dieser Themenbereiche der Historischen Anthropologie hin. Vgl. HANS JÜRGEN BACHORSKI, Diskursfeld Ehe. Schreibweisen und thematische Setzungen, in: Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. dems., Trier 1991, S. 511-545, hier S. 511. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch RICHARD VAN DÜLMENS Feststellung, dass diese Themenbereiche keinen fest vorgegebenen, starren Themenkanon repräsentieren, sondern vielmehr ‚gewachsene‘ „Schwerpunktthemen“ der Historischen Anthropologie darstellen, „die sich im Laufe der Auseinandersetzung mit der Sozialgeschichte und der Ethnologie herausgebildet haben und denen sich die historisch-anthropologische Forschung in besonderer Weise zuwandte.“ (RICHARD VAN DÜLMEN, Historische Anthropologie. Entwicklung – Probleme – Aufgaben, 2. durchgesehene Aufl., Köln u. a. 2001, S. 60)

⁹ Die Darlegung der geschlechter- und gewalttheoretischen Prämissen meiner Untersuchung erfolgt gesondert in Kap. 1.2 dieser Arbeit.

¹⁰ CLAUDIA BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber-Herrschaft oder: Wer reitet wen? Zur Konstruktion und Symbolik der Geschlechterbeziehung, in: Manlichiu wîp, wîplich man. Zur Konstruktion der Kategorien ‚Körper‘ und ‚Geschlecht‘ in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999 (= ZfdPh Beiheft 9), S. 47-66.

¹¹ UTE VON BLOH, Die Sexualität, das Recht und der Körper. Kontrollierte Anarchie in vier mittelalterlichen Mären, in: Böse Frauen – gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. v. ULRIKE GAEBEL u. ERIKA KARTSCHOKE, Trier 2001, S. 75-88; dies., Heimliche Kämpfe. Frauenturniere in mittelalterlichen Mären, in: PBB 121 (1999), S. 214-238.

¹² HANS JÜRGEN BACHORSKI, Das aggressive Geschlecht. Verachtete Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Germanistik, N. F. 8 (1998), S. 263-281; ders., Ehe und Trieb, Gewalt, Besitz. Diskursinterferenzen in Mären und Schwänken, in: Der Hahnrei im Mittelalter. Le cocu au moyen age, hg. v. DANIELLE BUSCHINGER u. a., Greifswald 1994, S. 1-21.

¹³ ANDRÉ SCHNYDER, Frauen und Männer in den Mären Heinrich Kaufringers. Zur Darstellung des Körperlichen und zur Konstruktion des Geschlechterunterschiedes, in: Manlichiu wîp, wîplich man (Anm. 10), S. 110-130.

Gattungsinterferenzen ein.¹⁴ Leider nicht mit konkretem Bezug auf einzelne Märentexte und eingeschränkt auf das Motiv des Affentanzes erläuterte WERNER RÖCKE Rituale der Gewalt und Gewaltvermeidung in Fastnachtsspielen und in der Schwankdichtung des Spätmittelalters.¹⁵ Sowohl UDO FRIEDRICH¹⁶ als auch MIREILLE SCHNYDER¹⁷ haben schließlich überzeugend die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit der Integration erzähltheoretischer Analysekategorien bei der Untersuchung von Geschlechterkonstrukten in Märentexten nachgewiesen.

Mären diskutieren – dies darf als gesichertes Ergebnis der bisherigen Forschung angesehen werden – Faktoren der Konstruktion und Destruktion kultureller Ordnungssysteme, wobei in den weitaus meisten Fällen das Geschlechterverhältnis als exemplarischer Fall dient. Die Darstellung von Gewalt zwischen den Geschlechtern ist ein unübersehbarer und wesentlicher Bestandteil dieser literarischen Reflexion kultureller Ordnungsstiftung:

Es ist ein Kampf der Geschlechter, der in unseren Texten repressiv mit wechselndem Erfolg und unterschiedlicher Bewertung ausgetragen wird. Er ist gekennzeichnet von Gewalt, Verstümmelung, Tod und läßt sich in der Sprache sexueller Symbolik beschreiben. Literarisch formulierte Geschlechterbeziehungen dienen aber auch als Repräsentationen kultureller Regelsysteme, mit dem Zweck von deren Stabilisation bzw. Problematisierung. Macht und Sexualität sind deckungsgleich [...].¹⁸

Das beliebte Sprachbild vom ‚Kampf der Geschlechter‘, das immer wieder gerne verwendet wird, um schlaglichtartig auf den in der Märeliteratur thematisierten Zusammenhang von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ hinzuweisen, kann als Indiz dafür gewertet werden, dass dieser Konnex von der Forschung bislang geradezu als gattungstypische Selbstverständlichkeit aufgefasst worden ist, dem daher auch keine eigenständige Untersuchung zugestanden wurde. Diese Lücke soll durch die vorliegende Arbeit geschlossen werden.¹⁹

¹⁴ RALF SCHLECHTWEIG-JAHN, Geschlechtsidentität und höfische Kultur. Zur Diskussion von Geschlechtermodellen in sog. priapeischen Mären, in: *Manlíchiu wíp, wíplich man* (Anm. 10), S. 85-109.

¹⁵ WERNER RÖCKE, Ehekrieg und Affentanz. Rituale der Gewalt und Gewaltvermeidung in der komischen Literatur des späten Mittelalters, in: *Historische Anthropologie* 10, H. 3 (2002), S. 354-373.

¹⁶ UDO FRIEDRICH, Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufringer, in: *IASL* 21, H. 1 (1996), S. 1-30.

¹⁷ MIREILLE SCHNYDER, Märeforschung und Geschlechterbeziehungen, in: *JOWG* 12 (2000), S. 123-134; dies., Die Entdeckung des Begehrens. Das Märe von der halben Birne, in: *PBB* 122 (2000), S. 263-278. Dieselbe These zuletzt von SCHNYDER erneut vertreten in: dies., Schreibmacht vs. Wortgewalt. Medien im Kampf der Geschlechter, in: *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext* (Anm. 6), S. 108-121.

¹⁸ BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber-Herrschaft (Anm. 10), S. 60f.

¹⁹ Die literaturwissenschaftliche Aufarbeitung des Zusammenhangs von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ ist auch mit Hinblick auf andere Gattungen der mittelalterlichen Literatur lange Zeit vernachlässigt worden. Erst in den letzten Jahren ist in der altgermanistischen Forschung eine späte, dafür aber umso intensivere Diskussion der Verbindung von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ in den historischen Textsorten des Mittelalters entstanden. So legt DOROTHEA KLEIN differenziert den Zusammenhang von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ mit Hinblick auf den ‚Erec‘ Hartmanns von Aue dar: DOROTHEA KLEIN, Geschlecht und Gewalt. Zur Konstruktion von Männlichkeit im ‚Erec‘ Hartmanns von Aue, in: *Literarisches Leben. Rollenentwürfe im 13. Jahrhundert*. FS Volker Mertens, hg. v. MATTHIAS MEYER und HANS-JOCHEN SCHIEWER, Tübingen 2002, S. 433-463. Gleich mehrere Untersuchungen beschäftigen sich unter der Fragestellung von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ mit den Werken Wolframs von

Bei der Analyse des gewaltsamen ‚Kampfes der Geschlechter‘ ist grundsätzlich dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Kategorien wie ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ in literarischer Kodierung nicht nur ein bestimmtes literarhistorisches, sondern vor allem auch ein textsortenspezifisches Gepräge erhalten: „Bei der Frage nach möglichen epochengeschichtlichen Veränderungen in den literarischen Geschlechterentwürfen ist stets die spezifische ‚Textualität‘ (Textbeschaffenheit) der verglichenen Texte mitzubedenken. Mit anderen Worten, es gilt die Interdependenz von Textsorte und Geschlechterentwurf zu berücksichtigen.“²⁰ Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang schließlich auch, dass eine literaturwissenschaftliche Untersuchung keine Aufschlüsse über die ‚historische Realität‘ des Mittelalters leisten kann; sie darf es auch nicht, wenn sie ihrem literarischen Forschungsgegenstand in all seiner ästhetischen Eigengesetzlichkeit nicht selbst Gewalt antun will. Die dezidierte Absage an eine Indienststellung literaturwissenschaftlichen Arbeitens für andere sich ‚historisch‘ verstehende Wissenschaften erscheint mir gerade im Hinblick auf die ältere Forschungsgeschichte der Gattung ‚Märe‘ unentbehrlich, die über weite Strecken gradezu als eine Geschichte des literaturwissenschaftlichen Missbrauchs einer literarischen Textsorte bezeichnet werden kann. Mären wurden als Steinbruch für Typik- und Topikforschungen ausgebeutet²¹, als quasi-historisches Quellenmaterial für sozialgeschichtliche Untersuchungen ausgewertet²² oder als literarische Asservatenkammer der frauenfeindlichen mittelalterlichen Gesellschaftsordnung

Eschenbach: ULRICH ERNST, Liebe und Gewalt im Parzival Wolframs von Eschenbach, in: Chevaliers errants, demoiselles et l'Autre. Höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter. FS Xenia von Ertzdorff, hg. v. TRUDE EHLERT, Göttingen 1998, S. 215-243; ELISABETH LIENERT, Begehren und Gewalt. Aspekte einer Sprache der Liebe in Wolframs *Parzival*, in: Wahrnehmung im *Parzival* Wolframs von Eschenbach, hg. v. JOHN GREENFIELD, Porto 2004, S. 193-209; URSULA LIEBERTZ-GRÜN, Das trauernde Geschlecht. Kriegerische Männlichkeit und Weiblichkeit im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, in: GRM 46 (1996), S. 383-405. Eine vergleichende Untersuchung bietet ROBERT SCHEUBLE, *mannes manheit, vrouwen meister*. Männliche Sozialisation und Formen der Gewalt gegen Frauen im *Nibelungenlied* und in Wolframs von Eschenbach *Parzival*, Frankfurt/Main 2005. Den Zusammenhang von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ in der Heldenepik untersuchten SONJA KERTH, Versehrte Körper, vernarbte Seelen. Konstruktionen kriegerischer Männlichkeit in der späten Heldendichtung, in: Männerbilder und Konstruktionen von Männlichkeit, Zeitschrift für Germanistik 120 (2002), S. 262-274 und ELISABETH LIENERT, Geschlecht und Gewalt im ‚Nibelungenlied‘, in: ZfdA 132 (2003), S. 3-23. Ein Beispiel für die Auseinandersetzung mit dieser Thematik mit Bezug auf den Minnesang bietet BEATE KELLNER, Gewalt und Minne. Zu Wahrnehmung, Körperkonzept und Ich-Rolle im Liedcorpus Heinrichs von Morungen, in: PBB 119 (1997), S. 33-67. Das von DOROTHEA KLEIN und ELISABETH LIENERT initiierte Projekt „Geschlecht und Gewalt in der deutschen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts“ zielt schließlich darauf ab, die deutsche mittelalterliche Literatur systematisch unter der Fragestellung nach dem Zusammenhang von Gattung, Geschlecht und Gewalt zu untersuchen. Einen informativen Erstüberblick über dieses Projekt gibt ELISABETH LIENERT, *Gender, Gewalt und mittelalterliche Literatur: Eine Projektskizze*, in: JOWG 15 (2005), S. 49-61.

²⁰ RÜDIGER SCHNELL, Vorwort zu: Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit, hg. v. dems., Frankfurt/Main 1997, S. 7. Als Musterbeispiel für eine solche gattungsbezogene Untersuchung literarischer Geschlechterentwürfe ist hier die Studie von SIMON GAUNT, *Gender and Genre in Medieval French Literature*, Cambridge 1995, anzuführen.

²¹ Bekanntestes Beispiel hierfür ist die Studie von FRANZ BRIETZMANN, *Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Berlin 1912 (Neudruck New York u. London 1967).

²² Vgl. beispielsweise die Untersuchung von MONIKA LÖNDNER, *Eheauffassung und Darstellung der Frau in der spätmittelalterlichen Märendichtung. Eine Untersuchung auf der Grundlage rechtlich-sozialer und theologischer Voraussetzungen*, Berlin 1973.

herangezogen²³. Bewusst oder unbewusst legitimiert wurde diese wissenschaftlich praktizierte ‚historische‘ Verwertung literarischer Texte durch die lange Zeit gängige abwertende Klassifizierung der deutschen Mären des Mittelalters als ‚Un-Literatur‘. Das große Thema dieser Texte, die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, förderte die Stigmatisierung der Gattung ‚Märe‘ als Trivialliteratur²⁴ und provozierte Forschungsansätze, die sich auf außerliterarische Verwendungsmöglichkeiten der Inhalte einer solchen als ‚Un-Literatur‘ oder zumindest als Literatur minderer Qualität klassifizierten Textgruppe konzentrierten. Erste Auswege aus dieser problematischen Verknüpfung außerliterarischer Forschungsinteressen mit einem fatalerweise als ‚Un-Literatur‘ eingestuften ästhetischen Forschungsgegenstand eröffneten die gattungsorientierten Forschungsansätze HANNS FISCHERS²⁵ und HANS JOACHIM ZIEGELERS²⁶, die mit ihren Untersuchungen die literarische Eigenständigkeit und den ästhetischen Wert der Mären als Sprachkunstwerke nachweisen konnten.

Vor diesem forschungsgeschichtlichen Hintergrund wird ersichtlich, warum nicht zuletzt gerade auch die jüngere, historisch-anthropologisch orientierte Märenforschung sich die sprachlich-literarische Verfasstheit ihres Forschungsgegenstandes in besonderer Weise bewusst halten sollte: Mären offenbaren uns als historische Sprachkunstwerke viel darüber, wie man im Mittelalter über das Geschlechterverhältnis denken konnte, sie verraten uns hingegen nichts über das ‚wirkliche‘ Leben der Frauen und Männer des Mittelalters. Diese Einsicht mag auf den ersten Blick enttäuschend wirken; tatsächlich aber stellt die Anerkennung der Begrenztheit der aus dem literarischen Gegenstand zu gewinnenden Erkenntnisse die notwendige Voraussetzung dafür dar, überhaupt einen Zugriff auf die vergangene Zeit und fremde Kultur des Mittelalters zu erhalten. Sämtliche ‚neuen Wege‘ durch diesen ‚alten Kontinent‘ sind diesem Grundsatz verpflichtet.²⁷

²³ So von MONIKA JONAS, Idealisierung und Dämonisierung als Mittel der Repression. Eine Untersuchung zur Weiblichkeitsdarstellung im spätmittelalterlichen Schwank, in: Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hg. v. SYLVIA WALLINGER u. MONIKA JONAS, Innsbruck 1986, S. 67-93.

²⁴ Vgl. beispielsweise MONIKA JONAS: Der spätmittelalterliche Versschwank. Studien zu einer Vorform trivialer Literatur, Innsbruck 1987. Es ist bezeichnend, dass JONAS, ebd., S. 252, noch ausdrücklich betont, dass in ihrer Arbeit „nicht der Wert (oder Un-Wert)“ der Gattung diskutiert werden soll.

²⁵ HANNS FISCHER, Studien zur deutschen Märendichtung, 2. Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 1983.

²⁶ HANS JOACHIM ZIEGLER, Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen, München u. Zürich 1985 (MTU 87).

²⁷ Vgl. JAN-DIRK MÜLLER u. HORST WENZEL, Vorwort zu: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hg. v. dens., Stuttgart u. Leipzig 1999, S. 7-18, hier S. 9.

1.2 Theoretische Prämissen

„Kein Teilbereich der Literatur- und Kulturwissenschaften hat in den letzten Jahrzehnten einen ähnlichen Boom erlebt wie die Theoriebildung, die die Entwicklung aller Philologien betrifft“, konstatiert ANSGAR NÜNNING in seinem Vorwort zum Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie²⁸. Die Durchsetzung der „Einsicht [...], daß jede Form von Erkenntnis, Beobachtung und Interpretation theoriegeleitet ist“²⁹, stellt dabei die allgemeinste und zugleich bedeutsamste Konsequenz dieser Entwicklung dar. Die theoretischen und methodischen Prämissen einer wissenschaftlichen Arbeit offenzulegen bedeutet also grundsätzlich zweierlei: die spezifischen Bedingungen, unter denen eine bestimmte Erkenntnis gewonnen wurde, sichtbar zu machen und den Umstand der notwendigen Begrenztheit jeglicher menschlicher Erkenntnis an sich zu reflektieren. Die Gefahr, durch intensive und extensive Theoriediskussion möglicherweise weniger eine selbstreflexive Klarheit wissenschaftlichen Arbeitens als vielmehr eine theoretische Verdunkelung und Verwirrung zu erzeugen, ist nicht ganz von der Hand zu weisen – sie erlaubt jedoch nicht, die Begrenztheit menschlichen Wissenserwerbs und die daraus erwachsenden Forderungen an die Forschung zu ignorieren: Die sprachliche Sichtbarmachung von Wissensquellen und -grenzen ist unabdingbare Voraussetzung wenn schon nicht ‚wahrer‘, so doch zumindest ‚wissenschaftlich‘ gültiger Erkenntnis. Es handelt sich dabei um den notwendigen Versuch der „Definition eines besonderen Standortes durch die Äußerlichkeiten seiner Nachbarschaften; das heißt – statt die anderen zum Schweigen zu bringen, indem man vorgibt, dass ihre Worte nichtig sind – dass man versucht, jenen weißen Raum zu definieren, von dem aus ich spreche“³⁰.

Auch die vorliegende Untersuchung wurde von verschiedenen theoretischen Ansätzen angeregt und wesentlich beeinflusst. Dabei legte einerseits bereits der Gegenstand der Untersuchung wichtige Koordinaten des theoretischen Feldes fest. Andererseits erwies sich im Verlauf der Arbeit, dass auch der Forschungsgegenstand selbst durch die vorgenommene Theorieauswahl, -interpretation und -kombination nicht nur affiziert und modifiziert wurde, sondern auch mit einem gewissen theoretischen Interesse aufgeladen wurde, das ich gegenüber der literarischen Analyse und Wertung allerdings grundsätzlich als sekundär gewichtet habe. Wenn meine literaturwissenschaftlichen Märenaalysen indirekt einen Beitrag zur Theoriebildung leisten sollten, so stellt dies ein erfreuliches Nebenprodukt dieser Untersuchung dar. In den nachfolgenden Ausführungen zu den theoretischen Grundlagen dieser Ar-

²⁸ ANSGAR NÜNNING, Vorwort zu: Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe, hg. v. dems., 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar 2001, S. V-VII, hier S. V.

²⁹ Ebd.

³⁰ MICHEL FOUCAULT, Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main 1981, S. 30.

beit beziehe ich mich schwerpunktmäßig auf einen konsequent diskurstheoretisch orientierten Modellentwurf der Konstruktion von ‚Geschlecht‘: JUDITH BUTLERS Studie ‚Körper von Gewicht‘³¹. BUTLERS Thesen, vor allem die in ihrer früheren Studie ‚Gender Trouble‘³² entworfenen Theoreme, sind hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit auf literarische Texte des Mittelalters umstritten: „Die mediävistische Geschlechterforschung“, warnt URSULA PETERS, „sollte [...] gegenüber dem theoretischen Konzept des *gender trouble* [...] sehr zurückhaltend sein [...] Das Theorem vom *gender trouble* mag eine ingenuöse theoretische Basis der Genderforschung sein; die mittelalterlichen Texte sind jedoch zutiefst vom Körper, auch vom weiblichen, beherrscht.“³³ Dies gilt es zu überprüfen.

1.2.1 Überlegungen zur Problematik des Konstruktbegriffes

Als „mittelalterlich *par excellence*“ definiert UMBERTO ECO „die Neigung [des mittelalterlichen Menschen] zu einer symbolischen Weltbetrachtung“³⁴. Den Menschen des Mittelalters interessierte ganz selbstverständlich nicht das, was die Dinge sind, sondern das, was sie bedeuten, da allein die ‚Bedeutung‘ von Dingen ‚Wahrheit‘ erschließen konnte: „Der mittelalterliche Mensch lebte tatsächlich in einer Welt, die voll war von Bedeutungen, Hinweisen, Doppelsinnigkeiten, Manifestationen Gottes in den Dingen, in einer Natur, die ständig in einer heraldischen Sprache redete, in der ein Löwe nicht nur ein Löwe, eine Nuß nicht nur eine Nuß war.“³⁵ Die Frage nach dem Ursprung von ‚Bedeutung‘ spielte dabei kaum eine Rolle, da die Antwort darauf (Gott) unumstößlich feststand bzw. vielmehr unumstößlich festzustehen hatte.³⁶ Im Unterschied zum mittelalterlichen Menschen ist dem Menschen unserer heutigen Zeit die Frage nach ‚Bedeutung‘ und ihrem Ursprung zum Problem geworden; entsprechend schwer fällt es ihm, der ‚Bedeutung‘ von Dingen Eigengewicht oder gar Priorität gegenüber

³¹ JUDITH BUTLER, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt/Main 1997 (Originalausgabe: Bodies that Matter, New York 1993). BUTLERS Studie stellt eine selbstkritische Überarbeitung und Fortführung ihrer grundlegenden geschlechtertheoretischen Schrift ‚Das Unbehagen der Geschlechter‘, Frankfurt/Main 1991 (Originalausgabe: Gender Trouble, New York 1990) dar, mit der BUTLER für den deutschsprachigen *gender*-Diskurs zur ebenso wegweisenden wie auch heftig kritisierten geistigen Leitfigur wurde. Ich ziehe ‚Körper von Gewicht‘ dem geschlechtertheoretischen Grundlagentext ‚Das Unbehagen der Geschlechter‘ vor, da BUTLER sich in ‚Körper von Gewicht‘ nicht nur produktiv mit der ihr entgegengebrachten Kritik auseinandersetzt, sondern ihre Thesen nun auch unter einer dezidiert gewalttheoretischen Perspektive präsentiert. Zur deutschsprachigen Diskussion der Thesen BUTLERS vgl. die kontroversen Beiträge in: Feministische Studien 11, H. 2 (1993) sowie deren zusammenfassende Darstellung bei INGE STEPHAN, Gender, Geschlecht und Theorie, in: Gender-Studien. Eine Einführung, hg. v. CHRISTINA VON BRAUN u. INGE STEPHAN, Stuttgart u. Weimar 2000, S. 58-96, hier S. 63-69.

³² Vgl. Anm. 31.

³³ URSULA PETERS, *Gender Trouble* in der mittelalterlichen Literatur? Mediävistische Genderforschung und Crossdressing-Geschichten, in: Manlichiu wîp, wîplich man. (Anm. 10), S. 284-304, hier S. 303f.

³⁴ UMBERTO ECO, Kunst und Schönheit im Mittelalter, München 1993, S. 79.

³⁵ Ebd., S. 81.

³⁶ Vgl. ebd., S. 80f.

ihrer sogenannten ‚Realität‘ zuzugestehen. Realitätsfetischismus ist die Kehrseite eines solchen Bedeutungs nihilismus: Nur was ‚real‘ ist, sei eindeutig und daher auch ‚wahr‘; ‚Bedeutung‘ dagegen schwanke und verhindere den Zugang zu ‚Wahrheit‘ und ‚Erkenntnis‘.

Vor diesem mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund stellt es in der Tat eine Sensation dar, wenn die Wissenschaft dem Faktor ‚Bedeutung‘ heute verstärkt ihre Aufmerksamkeit schenkt; dass sie inzwischen nicht mehr davor zurückschreckt, diesen Faktor auch auf scheinbar nicht hintergehbare Realitäten wie ‚Körper‘ und ‚Geschlecht‘ anzuwenden, ist verständlicherweise als schockierende Provokation aufgefasst worden. Die erfolgreiche Etablierung der Kulturwissenschaften als erkenntnisfördernde ‚Wissenschaften‘ wie auch die Anerkennung des in ihrem Mittelpunkt stehenden Konstruktbegriffes sind gerade angesichts ihrer mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen nicht nur als wissenschaftlicher Fortschritt, sondern auch als allgemeine kulturelle Errungenschaften zu verstehen: Sie sprechen für einen tiefgreifenden Wandel der Einstellung gegenüber dem Faktor ‚Bedeutung‘, der nun – bar jeder Vorstellung von substanzgebender Ursprünglichkeit – als schwankender Ursprung von ‚Wahrheit‘ wieder entdeckt worden ist. Der mittlerweile weitgehend erreichte interdisziplinäre Konsens über den Konstruktcharakter anthropologischer Kategorien – i. e. die allgemeine Anerkennung der Auffassung, dass auch scheinbar ‚feste‘ Realitäten wie das ‚Geschlecht‘ des Menschen keine invariablen Universalien, sondern historischem Wandel unterworfenen kulturellen ‚Erfindungen‘ sind – sollte uns als neuzeitliche Menschen eigentlich immer noch erstaunen, wenn er den einen oder anderen Kulturwissenschaftler auch bereits nicht mehr zu irritieren vermag oder gar zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Eine als zeitlich und kulturell gebunden verstandene ‚Bedeutung‘ der Dinge zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis zu machen bedeutet einen vollkommen neuen Beitrag zur möglichst umfassenden und differenzierten Erforschung des Kulturwesens ‚Mensch‘. Es handelt sich dabei um einen Schritt in die Zukunft, nicht um einen Rückfall ins Mittelalter, dessen untergegangener „symbolistische[r] Mentalität“³⁷ unser heutiger wissenschaftlicher Denkmodus sich auf kritische Weise sehr stark anzunähern vermag.

Die wissenschafts- und mentalitätsgeschichtlich bedeutsame Genese der Vorstellung von einer Historizität anthropologischer Kategorien lässt sich beispielhaft an der Entwicklung

³⁷ Ebd., S. 82.

und Diskussion des für die Geschlechterforschung zentralen *gender*-Begriffes nachvollziehen, die gleichzeitig Probleme bei der praktischen Anwendung des Konstruktbegriffes aufzeigt.³⁸

Ursprünglich im anglo-amerikanischen Sprachraum ausschließlich zur Bezeichnung einer lexikalisch-grammatischen Kategorie verwendet, erfuhr der Begriff *gender* im Zusammenhang feministischer Wissenschaftskritik sowie kulturanthropologischer Studien seit dem Ende der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine Bedeutungserweiterung: Als Gegenbegriff zu *sex* im Sinne von ‚biologischem Geschlecht‘ wurde *gender* nun zur Bezeichnung von ‚soziokulturell konstruiertem Geschlecht‘ verwendet. Die Erkenntnis, dass „die Begriffe ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ eine kulturell bedingte Vielfalt von Bedeutungsmöglichkeiten aufweisen, die durch die allzu ausschließliche Fokussierung auf biologisch bestimmte Differenzen nicht zu erfassen ist“³⁹ sowie die daraus resultierende Forderung, dass „die gesellschaftliche Klassifikation der Geschlechter (*gender*) von der mit ihnen nicht notwendigerweise übereinstimmenden biologischen Klassifikation (*sex*) zu unterscheiden“⁴⁰ sei, besaßen solche Sprengkraft, dass eine sprachliche Markierung dieser Differenz für erforderlich erachtet wurde, die allerdings im zeitgenössischen englischen Sprachrepertoire nicht zur Verfügung stand und daher erst ‚erfunden‘ werden musste: Die Schaffung der *sex-gender*-Begriffsrelation ist das begriffliche Ergebnis dieser Entwicklung.

Die Übernahme der *sex-gender*-Begriffsrelation in den deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs ist untrennbar mit der Rezeption der geschlechtertheoretischen Arbeiten JUDITH BUTLERS verbunden. Die deutsche Übersetzung von BUTLERS ‚Gender Trouble‘ machte nicht nur die im anglo-amerikanischen Wissenschaftsdiskurs bereits seit Jahren gängige *sex-gender*-Begriffsrelation bekannt, sondern provozierte auch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über Angemessenheit und Grenzen der Anwendung des Konstruktbegriffes auf die Kategorie ‚Geschlecht‘ sowie, als begriffliche Konsequenz daraus, die Notwendigkeit bzw. Legitimität der Verwendung der *sex-gender*-Begriffsrelation. Zum zentralen Stein des Anstoßes wurde dabei BUTLERS im Anschluss an MICHEL FOUCAULT entwickelte These von der kulturellen Konstruiertheit nicht nur des ‚soziokulturellen‘ sondern auch des ‚biologischen Geschlechts‘, wodurch die ausgerechnet durch BUTLERS Studie soeben erst bekannt gewordene *sex-gender*-Begriffsrelation sogleich durch BUTLER selbst erschüttert wurde. Sowohl *gen-*

³⁸ Zur Entwicklung des *gender*-Begriffes vgl. RENATE HOF, Die Entwicklung der *Gender Studies*, in: Genus – zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, hg. v. HADUMOD BUßMANN u. RENATE HOF, Stuttgart 1995, S. 2-33, v. a. S. 11-17.

³⁹ Ebd., S. 15.

⁴⁰ Ebd., S. 13.

der als auch *sex* seien, so BUTLER, instabile Formeln geschlechtlicher Differenz, die von kulturellen Diskursen stets neu definiert und zugleich in Frage gestellt werden würden:

Das Bündnis zwischen Medizin und Rechtsprechung, das im 19. Jahrhundert entstanden ist, hat kategoriale Fiktionen erzeugt, die nicht vorhersehbar waren. Dennoch scheint gerade die Komplexität der diskursiven Landkarte, die die Geschlechtsidentität konstruiert, das Versprechen einer ungewollten und generativen Überschneidung dieser diskursiven und regulierenden Strukturen zu bergen. Wenn also die regulierenden Fiktionen von Geschlecht (*sex*) und Geschlechtsidentität (*gender*) selbst vielfältig angefochtene Schauplätze der Bedeutung sind, bietet gerade die Mannigfaltigkeit ihrer Konstruktion die Möglichkeit, mit ihrer Pose scheinbarer Eindeutigkeit zu brechen.⁴¹

In einem aufgrund der Vehemenz seiner Kritik berühmt gewordenen Aufsatz bewertet BARBARA DUDEN BUTLERS zentrale These als eine unzulässige Negation des menschlichen Körpers: „Butler ist Sprachrohr eines Diskurses, der ganz mit dem Verständnis von Natur als *Matrix*, also als Geburtsort im Fleisch, als *Ur-Sprung* gebrochen hat. [...] Mir geht es um das genaue Gegenteil dieser dekonstruktiven ‚Performanz‘, in der das, was ich spüre, fühle, schätze, zum gespensterhaften Schattenbild meines sozial determinierten Benehmens gemacht wird [...] ich [lasse] mir von keinem Dekonstruktivisten meine Leibhaftigkeit ausreden“⁴². Mit ‚Körper von Gewicht‘ antwortet JUDITH BUTLER schließlich selbst auf DUDENS Kritik, indem sie sich einerseits gegen den Vorwurf der Ignoranz gegenüber der Existenz der geschlechtlich differenzierten biologischen Materialität des menschlichen Körpers wehrt, andererseits aber zugleich mit Nachdruck vor einer Ausgrenzung des biologischen Körpers bzw. des biologischen Geschlechtes aus dem Bereich der kulturellen Konstrukte warnt:

[Es sieht] so aus, als widerlege die Konstruktivistin [i.e. Judith Butler selbst, d. Verf.] die Wirklichkeit der Körper, die Relevanz der Naturwissenschaft und die angeblichen Tatsachen der Geburt, des Alterns, von Krankheit und Tod. Der Kritiker [...] will sich vergewissern, daß diese abgehobene Theoretikerin zugesteht, daß zumindest minimale, nach Geschlecht differenzierte Körperteile, Tätigkeiten und Fähigkeiten und hormonelle sowie in den Chromosomen verankerte Unterschiede vorhanden sind, die ohne Bezugnahme auf eine ‚Konstruktion‘ eingeräumt werden können. Obwohl ich meinem fragenden Gegenüber erst einmal eine uneingeschränkte Zustimmung in dieser Hinsicht geben möchte, überwiegt doch eine gewisse Besorgnis. Die Unbestreitbarkeit des ‚biologischen Geschlechts‘ oder seiner ‚Materialität‘ ‚einzuräumen‘ heißt stets, daß man irgendeine Version des ‚biologischen Geschlechts‘, irgendeine Ausformung von ‚Materialität‘ anerkennt [...] Die gemäßigte Kritikerin könnte einräumen, daß *ein Teil* des ‚biologischen Geschlechts‘ konstruiert ist, aber ein anderer ganz sicher nicht, und sie befände sich dann nicht nur unter einem gewissen Druck, zwischen dem Konstruierten und dem Nicht-Konstruierten eine Abgrenzung vornehmen zu müssen, sondern auch zu erklären, wie es kommt, daß das ‚biologische Geschlecht‘ in Teile zerfällt, deren Unterscheidung keine Angelegenheit der Konstruktion ist. Sobald aber jene abgrenzende Linie zwischen solchen angeblichen Teilen gezogen wird, wird das ‚Nicht-Konstruierte‘ wiederum durch eine signifizierende Praxis eingegrenzt, und die gleiche Grenze, die dazu gedacht ist, einen Teil des ‚biologischen Geschlechts‘ vor dem Makel des Konstruktivismus zu schützen, wird nun von der eigenen Konstruktion des Konstruktivismusgegners definiert [...] Dieses Ausgrenzen wird eine beträchtliche normative

⁴¹ BUTLER, Das Unbehagen der Geschlechter (Anm. 31), S. 59.

⁴² BARBARA DUDEN, Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument, in: Feministische Studien 11, H. 2 (1993), S. 24-33, hier S. 28.

Kraft und sogar etwas Gewalttames haben, denn es vermag nur zu konstruieren, indem es auslöscht; es kann eine Sache nur begrenzen, indem es ein bestimmtes Kriterium durchsetzt, ein Selektionsprinzip. Was von den Grenzen des ‚biologischen Geschlechts‘ eingeschlossen oder nicht eingeschlossen sein wird, wird also durch eine mehr oder weniger stillschweigende Ausschlussoperation festgesetzt.⁴³

Auch nach JUDITH BUTLERS Auffassung ist ‚Geschlecht‘ also im menschlichen Körper physisch verankert. Den Umstand der körperlichen Verankerung von ‚Geschlecht‘ jedoch zum Anlass zu nehmen, ein als vordiskursiv verstandenes ‚biologisches Geschlecht‘ von einem kulturell konstruierten ‚soziokulturellen Geschlecht‘ abzugrenzen, stellt nach BUTLERS Ansicht allerdings nicht nur einen wissenschaftstheoretischen Widerspruch dar („die gleiche Grenze, die dazu gedacht ist, einen Teil des ‚biologischen Geschlechts‘ vor dem Makel des Konstruktivismus zu schützen, wird nun von der eigenen Konstruktion des Konstruktivismusgegners definiert“), sondern auch einen Gewaltakt am Forschungsgegenstand, der im Namen der Wissenschaft und von dieser selbst ausgeübt wird („Was von den Grenzen des ‚biologischen Geschlechts‘ eingeschlossen oder nicht eingeschlossen sein wird, wird also durch eine mehr oder weniger stillschweigende Ausschlussoperation festgesetzt“). Der menschliche Zugriff auch auf sogenannte ‚biologische Tatsachen‘ erfolgt ausschließlich über kulturelle Wissensschemata und -operationen. Der Versuch der diskursiven Bestimmung eines als vordiskursiv verstandenen ‚biologischen Geschlechtes‘ ist als ein wissenschaftliches Paradox zu werten, aus dem kein Erkenntnisgewinn zu ziehen ist.

„Es gibt keine Wahrheit, wie elementar sie auch sein mag, die nicht durch Kultur vermittelt ist“⁴⁴, stellt auch der Kulturanthropologe RENÉ GIRARD fest. Seine bereits 1972 erschienene Studie ‚Das Heilige und die Gewalt‘ nimmt auf beeindruckende und eigenwillige Weise wichtige Überlegungen JUDITH BUTLERS wie auch anderer geistiger Autoritäten des ausgehenden 20. Jahrhunderts vorweg und bezeugt dadurch, wenn auch nicht notwendigerweise die ‚Wahrheit‘, so doch die lange Tradition und Wichtigkeit konstruktivistischer Forschungsansätze. Was GIRARD – eher beiläufig im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit CLAUDE LÉVI-STRAUSS’ strukturaler Analyse der Verwandtschaftssysteme – über das Verhältnis von Biologie und Kultur am Beispiel des Einflusses kulturellen Wissens auf die Konstruktion biologischer Verwandtschaft anmerkt, liest sich wie eine Schlussbemerkung zu BUTLERS Hypothese des kulturell konstruierten ‚biologischen Geschlechts‘:

⁴³ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 33-35.

⁴⁴ GIRARD (Anm. 2), S. 330.

[Claude Lévi-Strauss] setzt voraus, daß die biologische Verwandtschaft dem menschlichen Geist außerhalb der Verwandtschaftssysteme gegenwärtig ist, d. h. *außerhalb der Kultur*. Es handelt sich hier um etwas Unvorstellbares. Zwei voneinander unterschiedliche Realitäten könnten miteinander verwechselt werden, nämlich a) das *Faktum* der biologischen Verwandtschaft, die realen Gegebenheiten der menschlichen Fortpflanzung, und b) das *Wissen* um eben diese Gegebenheiten [...] Es ist offensichtlich, daß den Menschen Punkt a) nie ganz fremd ist, da sie sich ja nicht entgegen den Gesetzen der Biologie fortpflanzen können. [...] Das *Wissen* um eben diese biologischen Gesetze ist etwas ganz anderes. [...] Nur die Verwandtschaftssysteme können das Ausfindigmachen der biologischen Gegebenheiten sichern [...]; sie sind es nämlich, die sie entdecken; ihr Vorhandensein ist die Bedingung jeglichen Wissens um die biologische Verwandtschaft. [...] Auf die Biologie als Ausgangspunkt muß nicht etwa deshalb verzichtet werden, weil sie zur *Natur* gehört, sondern – ganz im Gegenteil – weil sie vollständig der *Kultur* angehört.⁴⁵

Ich schließe mich, was die Problematik der Grenzen des Konstruktes ‚Geschlecht‘ und damit die Verwendungsweise der Begriffe *sex* und *gender* anbelangt, der von JUDITH BUTLER und RENÉ GIRARD vertretenen Auffassung an: Es stellt eine aus heuristischer Perspektive unzulässige wissenschaftliche Operation dar, bestimmte als ‚biologisch‘ verstandene Teile des ‚Geschlechts‘ einer vordiskursiv verstandenen Subkategorie ‚biologisches Geschlecht‘ diskursiv zuzuordnen. Ich verzichte daher in meiner Untersuchung auf eine kategoriale Trennung von ‚biologischem Geschlecht‘ und ‚soziokulturellem Geschlecht‘ und verwende zur sprachlichen Kennzeichnung des zur Untersuchung stehenden Konstruktes ausschließlich den Begriff ‚Geschlecht‘, es sei denn, der literarische Text selbst transportiert eine kategoriale Trennung von *sex* und *gender*.

Die Sinnhaftigkeit dieses Vorgehens erschließt sich nicht zuletzt auch gerade bei der Berücksichtigung des Faktors ‚Gewalt‘. Gewalt richtet sich zwar häufig direkt auf den menschlichen Körper in seiner Materialität, beispielsweise auf die Geschlechtsorgane, als ‚Gewalt‘ lesbar und mit entsprechenden Konsequenzen belegbar wird solche Gewalt jedoch immer erst durch ihren Bezug auf ein kulturell eindeutig definiertes und daher identifizierbares Gewaltobjekt. Im Fall einer Verletzung oder eines Missbrauchs menschlicher Geschlechtsorgane hängt deren Identifizierung als Gewaltobjekt von der kulturellen Wahrnehmung dieser Organe als biologische Konkretisierungen von ‚Geschlecht‘ ab. Wären die menschlichen Geschlechtsorgane in einem kulturellen System nicht als Orte von ‚Geschlecht‘ definiert, gäbe es tatsächlich nicht nur kein kulturell identifizierbares Gewaltobjekt, sondern auch keinen kulturell identifizierbaren Tatbestand einer am menschlichen ‚Geschlecht‘ verübten ‚Gewalt‘. Selbst wenn man die unhintergehbare Erfahrung von physischem Schmerz in Betracht zieht, ändert dies nichts an der ausschließlich kulturell vermittelten Zugänglichkeit

⁴⁵ Ebd., S. 325-329.

von Konstrukten wie ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘, denn die Erfahrung körperlichen Schmerzes ist, erstens, nicht notwendigerweise identisch mit der Erfahrung von ‚Gewalt‘ und, zweitens, ebenfalls kulturell vermittelt: Ob etwa die physische Erfahrung der Geburt überall auf der Welt in gleicher Weise als leibliche Konkretisierung von ‚Schmerz‘ wahrgenommen wird und ob diese Erfahrung gar grundsätzlich als ein Akt von ‚Gewalt‘ erlebt wird, wage ich zu bezweifeln. Dass eine Geburt umgekehrt sehr wohl nicht nur als ‚Schmerz‘, sondern auch als ‚Gewalt‘ erlebt werden kann, hängt wiederum mit einer entsprechenden kulturellen Kodierung dieser Konstrukte ab, die ‚Gewalt‘ beispielsweise als Erfahrung von ‚Schmerz‘ definiert. Zusammenfassend kann festgehalten werden:

Es ist die kulturelle Konstruiertheit grundlegender Kategorien des Humanen, die diese zum genuinen Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung macht. Die Schwierigkeiten der Anwendung des Konstruktbegriffes auf solche Kategorien treten in besonders deutlicher Weise in der feministischen Debatte über den Konstruktcharakter der Geschlechterdifferenz hervor. Die vorliegende Arbeit vertritt im Anschluss an die Untersuchungen JUDITH BUTLERS die Auffassung, dass nicht nur das sogenannte ‚soziokulturelle‘ Geschlecht kulturell vermittelt ist, sondern auch das sogenannte ‚biologische‘ Geschlecht. Da unter dieser Prämisse der Faktor der kulturellen Konstruiertheit nicht mehr als Abgrenzungskriterium zwischen zwei ‚Subkategorien‘ von ‚Geschlecht‘ fungieren kann, wird auf eine begriffliche Trennung von *sex* und *gender* verzichtet und zur Kennzeichnung des Forschungsgegenstandes ausschließlich der Begriff ‚Geschlecht‘ verwendet. ‚Alles‘, einschließlich der Biologie, kann zum kulturell vermittelten Ort von ‚Geschlecht‘ und daher auch zum Ort von ‚Gewalt‘ werden: Kulturell vermittelte Orte von ‚Geschlecht‘ bezeichnen immer auch potentielle Orte von ‚Gewalt‘.

1.2.2 Zur Konstituierung der Konstrukte ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘

1.2.2.1 Semantik der neuhochdeutschen Begriffe ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘

Die folgenden Überlegungen zur semantischen Struktur der neuhochdeutschen Begriffe ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘ dienen einer kurzen problematisierenden Einführung in die begrifflichen Voraussetzungen dieser Untersuchung und zielen zunächst darauf ab, unser sprachliches Angewiesensein als Interpreten auf die Begriffe unserer Zeit bewusst zu machen und eine zumindest theoretische Distanz zu diesen herzustellen, bevor die Begriffe ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ zur Beschreibung kultureller Konstrukte von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ eingesetzt werden. Zwischen Beschreibungssprache und Beschreibungsobjekt besteht ein ambivalentes Verhältnis: Einerseits sind sprachlicher Begriff und historisches Konstrukt nicht notwendigerweise identisch (dies gilt in besonderer Weise für das Verhältnis von neuhochdeutscher Beschreibungssprache und analysiertem mittelalterlichem Konstrukt!) und insofern aus heuristischen Gründen strikt voneinander zu trennen, andererseits können Begriffe als sprachliche Realisationen kultureller Konstrukte aufgefasst werden, die insofern nur schwer voneinander zu trennen sind. Überlegungen zur Semantik der neuhochdeutschen Begriffe ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘ können daher auch Einblicke in den aktuellen Diskurs über ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ gewähren und auf diese Weise eine diskursive Hintergrundfolie für die spätere literarische Diskursanalyse darstellen. Nicht zuletzt führt schließlich eine Auseinandersetzung mit der semantischen Struktur sprachlicher Begriffe direkt zu zentralen Fragen und Problemfeldern der Konstruktkonstituierung, was sich in besonders deutlicher Weise beim Begriff ‚Geschlecht‘ erweisen wird.

1.2.2.1.1 ‚Gewalt‘

Die Schwierigkeiten, die dem Sprachbenutzer bei der Verwendung des neuhochdeutschen Begriffes ‚Gewalt‘ begegnen, können im Wesentlichen mit der Polysemie dieses Begriffes begründet werden, also dem Umstand, dass eine einzige sprachliche Form Träger von mehr als einer Bedeutung ist. Dies wird auch von Gewalttheoretikern wie BERNHARD WALDENFELS vermerkt:

Begrifflich ist Gewalt schwer abzugrenzen. Im deutschen Wort ‚Gewalt‘ liegt bereits die Zweideutigkeit von *potestas* als ausgeübter Amtsgewalt, die sich in der Gewaltenteilung ausdifferenziert, und *violencia* als verübter Gewalt. Benachbart ist das Begriffswort ‚Macht‘ (*potentia, dynamis*), zum Umfeld gehören ‚Kraft‘ als Wirkkraft, die auf Gegenkräfte stößt, ‚Zwang‘ im Sinne von Behinderung und Nötigung, ‚Konflikt‘ als Zusammenprall von Kräften und Interessen, ‚Widerstreit‘ als Unvereinbarkeit von Erfahrungen und Einstellungen [...] Was den Sprachgebrauch angeht, so beschneidet eine allzu enge Begriffsfassung den Problemhorizont über Gebühr, während ein allzu weiter Gebrauch zur Verwässerung der Problematik führt.⁴⁶

Im Unterschied etwa zum Lateinischen stellt der neuhochdeutsche Begriff ‚Gewalt‘ einen in semantischer Hinsicht überaus schillernden Begriff dar. Jeder Verwender des neuhochdeutschen Begriffes ‚Gewalt‘ aktiviert im produzierenden oder rezipierenden Sprachgebrauch unwillkürlich meist zugleich mehrere seiner Bedeutungen einschließlich deren konnotativer Bedeutungsdimensionen, so dass eine Deckungsgleichheit von enkodiertem und dekodiertem Begriff nur schwer erreicht werden kann. Aufgrund seiner Polysemie ist der Begriff ‚Gewalt‘ in besonderer Weise der Gefahr ausgesetzt, durch manipulierende Eingriffe der Sprachbenutzer semantisch ‚missbraucht‘ zu werden. Es handelt sich dabei um einen Vorgang, den der Linguist GEOFFREY LEECH als *conceptual engineering* bezeichnet und interessanterweise am Beispiel des Begriffes ‚*violence*‘ beschreibt:

Consider the word *violence*. Because of the irredeemably bad associations of *violence*, any public justification of political activities which lead to physical force or conflict must maintain the thesis that 'our actions are non-violent'. The *Guardian* reported on 2 September 1969 that a Mr O'Sullivan was arrested for trying to steal arms from a factory in Dagenham. When asked whether he was a 'militant', O'Sullivan replied that he did not know what the word meant, and went on: 'If it means using violence, I wouldn't agree. I would prefer to use the word *force*. Sometimes you must use force as a means to an end.' [...] This sort of manipulation is possible because the meanings of abstract words are to some extent indeterminate. There is always room for disagreement on whether a given feature of meaning (such as the element of 'aggression' associated with *violence*) is a criterial feature, or simply a frequent connotation of the word.⁴⁷

All diese Probleme potenzieren sich, wenn der polyseme Begriff ‚Gewalt‘ zur sprachlichen Erschließung und systematischen Beschreibung von historischen Phänomenen eingesetzt

⁴⁶ BERNHARD WALDENFELS, Aporien der Gewalt, in: Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen, hg. v. MIHRAN DABAG, ANTJE KAPUST u. BERNHARD WALDENFELS, München 2000, S. 9-24, hier S. 10.

⁴⁷ GEOFFREY LEECH, Semantics. The Study of Meaning, Harmondsworth 1990, S. 48f.

werden soll, die ihrerseits zeitlich und kulturell stark variierende Komplexe von Bedeutung vorstellen. Gewalttheoretiker versuchen dieses metasprachliche Problem zu entschärfen, indem sie sich um eine möglichst genaue semantische Definition und Differenzierung des Begriffes ‚Gewalt‘ bemühen. BERNHARD WALDENFELS beispielsweise bestimmt im Anschluss an die Gewalttheorien HANNAH ARENDTS, MICHEL FOUCAULTS, MAURICE MERLEAU-PONTYS, MAX WEBERS sowie EMMANUEL LÉVINAS’ als den „semantischen Kern, der sich in den vielfältigen Variationen der Gewalt durchhält“⁴⁸ eine „Verletzung fremder Ansprüche“⁴⁹. Der Begriff ‚Gewalt‘ wird damit von WALDENFELS analog zum lateinischen Begriff *violentia* verwendet: Er dient zur sprachlichen Bezeichnung von Vorgängen der Ausübung von ‚Gewalt‘ im Sinne der Verletzung einer Andersheit. Diese Begriffsbestimmung stellt eine aus theoretischen Gründen vorgenommene Einschränkung der Semantik des Begriffes ‚Gewalt‘ dar, die der neuhochdeutschen Sprachpraxis nicht vollständig gerecht wird: Zwar existieren im Neuhochdeutschen zur Bezeichnung der meisten anderen Bedeutungskomponenten von ‚Gewalt‘ begriffliche Alternativen, beispielsweise die Begriffe ‚Herrschaft‘ oder ‚Macht‘ zur Markierung der Bedeutungskomponente des Besitzes von ‚Gewalt‘, doch wird parallel dazu der Begriff ‚Gewalt‘ weiterhin sowohl im Sinne von Teilhabe an Macht als auch von Ausübung verletzender Gewalt gebraucht.

Für die vorliegende historisch-anthropologisch orientierte Untersuchung vormoderner Konstrukte von ‚Gewalt‘ erscheint ein in dieser Weise theoretisch stark eingeschränkter Gewaltbegriff nicht angemessen und ertragreich.⁵⁰ Der Blick auf die Etymologie des Begriffes ‚Gewalt‘ zeigt, dass ‚Gewalt‘ in der Vormoderne nicht nur ein weitaus größeres Bedeutungsspektrum aufwies, sondern dass bestimmten Bedeutungen auch ein anderes Gewicht als im neuhochdeutschen Sprachgebrauch beigemessen wurde:

Die von den o. g. Gewalttheoretikern favorisierte Gleichsetzung von ‚Gewalt‘ mit *violentia* im Sinne einer Ausübung verletzender Gewalt stellt bedeutungsgeschichtlich betrachtet

⁴⁸ WALDENFELS, Aporien der Gewalt (Anm. 46), S. 12.

⁴⁹ Ebd., Anm. 6. Vgl. auch die auf dieser theoretischen Begriffsbestimmung basierende Gewalttypologie PASCAL DELHOLMS, Verletzungen, in: Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen (Anm. 46), S. 279-296.

⁵⁰ Davon abgesehen liefert jedoch WALDENFELS’ semantischer Definitionsversuch von ‚Gewalt‘ durch die Inbezugsetzung von ‚Verletzung‘ und ‚Andersheit‘ einen für die vorliegende Untersuchung durchaus interessanten Ansatzpunkt, da ‚Geschlecht‘ häufig als ‚Alterität‘ imaginiert wird und somit bereits aus semantischer Perspektive in ein enges Verhältnis zu ‚Gewalt‘ gestellt werden kann. „Fremdheit und Gewalt wohnen eng beieinander“ (Waldenfels, Aporien der Gewalt [Anm. 46], S. 23), stellt BERNHARD WALDENFELS noch relativ zurückhaltend fest, während der Gewaltforscher ALFRED HIRSCH diesen Konnex geradezu dogmatisch formuliert: „Gewalt als Verletzung zielt [...] immer auf eine Andersheit – und vollzieht sich als *Missachtung des Anrufs dieser Andersheit*“ (ALFRED HIRSCH, Notwendige und unvermeidliche Gewalt? Zur Rechtfertigung von Gewalt im philosophischen Denken der Moderne, in: Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen [Anm. 46], S. 55-80, hier S. 77).

eine noch recht junge Entwicklung dar. In Bezug auf die Verwendung von ‚Gewalt‘ in der Bedeutung von *violentia* spricht das *Deutsche Wörterbuch* von einer „[S]onderentwicklung“⁵¹, die ihren Ausgangspunkt zwar in der mittelhochdeutschen Sprachperiode nimmt, jedoch erst beginnend mit Luthers Bibelübersetzung „im bedeutungsinhalt des deutschen Wortes besonders fruchtbar werden sollte“⁵². Für das Althochdeutsche dagegen kann die Parallelisierung von ‚Gewalt‘ mit *violentia* nur in Ansätzen belegt werden: „die bedeutung eines miszbrauchs der macht ist fast gar nicht entwickelt“⁵³. Im Bedeutungsspektrum des gotischen Begriffes für ‚Gewalt‘, *valdufni*, ist diese Komponente überhaupt noch nicht enthalten; Gleiches gilt laut *Deutschem Wörterbuch* für den gemeingermanischen Gebrauch des Gewaltbegriffes.⁵⁴ Sowohl für das Mittelhochdeutsche als auch für das Neuhochdeutsche muss jedoch festgehalten werden, dass die Auffassung von ‚Gewalt‘ als *violentia* sowohl die Vorstellung von ‚Widerstandskraft, Zwang‘ als auch von ‚Unrecht‘ beinhaltet: „in einem falle fällt der schwerpunkt auf die wirkung und den thatsächlichen erfolg bei der ausübung, im anderen falle wird diese ausübung an dem maszstabe des rechtes – weltlichen oder göttlichen ursprungs – gemessen oder besser an recht und moral. Diese letztere entwicklung ist vielleicht die ursprünglichere und frühere“⁵⁵.

Während für das Neuhochdeutsche also eine deutliche Ausweitung der Gebrauchsgrenzen von ‚Gewalt‘ im Sinne von *violentia* festzustellen ist, muss für diese Sprachperiode gleichzeitig die Verkümmerng anderer Bedeutungsinhalte verzeichnet werden, die im mittelhochdeutschen Begriff *gewalt* noch vorhanden bzw. stärker ausgeprägt waren. So kennt das Neuhochdeutsche kaum mehr die privatrechtliche Verwendung des Wortes ‚Gewalt‘, die in der mittelhochdeutschen Rechtssprache aus der Vorstellung erwuchs, „dasz das betreffende individuum die volle verfügun g über etwas ausübt“⁵⁶: „in der gewalt haben heizt besitzen“⁵⁷. Aus dieser privatrechtlichen Grundbedeutung entwickelten sich im Mittelhochdeutschen weitere privatrechtliche Bedeutungsinhalte von *gewalt*, die im Neuhochdeutschen mit den Begriffen ‚Vollmacht/Erlaubnis‘, ‚Bevollmächtigter/Vormund‘, ‚Anwalt‘, ‚Schutzverwandter‘, ‚Mündel‘, ‚Diener/Dienstbote‘ wiedergegeben werden⁵⁸. Zu beobachten ist schließlich, dass seit Luther die Wiedergabe von *potestas* durch den Begriff ‚Gewalt‘ rückläufig ist, wenn auch nicht aufgegeben worden ist. Bevorzugt werden stattdessen die Begriff ‚Macht‘ oder

⁵¹ Deutsches Wörterbuch v. JACOB GRIMM u. WILHELM GRIMM, Leipzig 1854-1960, Bd. 6, Sp. 4944.

⁵² Ebd., Bd. 6, Sp. 4913.

⁵³ Ebd., Bd. 6, Sp. 4920.

⁵⁴ Vgl. ebd., Bd. 6, Sp. 4913.

⁵⁵ Ebd., Bd. 6, Sp. 4940.

⁵⁶ Ebd., Bd. 6, Sp. 4929.

⁵⁷ Ebd., Bd. 6, Sp. 4930.

⁵⁸ Vgl. ebd., Bd. 6, Sp. 4929-4938, 4951.

‚Herrschaft‘ zur Wiedergabe des allgemeinen Begriffes.⁵⁹ Bei eingegengtem Bedeutungsinhalt greift allerdings auch das Neuhochdeutsche noch gerne auf Verbindungen mit ‚Gewalt‘ zurück: „gesetzgebende gewalt, vollziehende gewalt, amts-gewalt, dienst-gewalt“⁶⁰. Hier ist noch die positive Auffassung des Begriffes ‚Gewalt‘ im Sinne ‚rechter‘ Gewalt präsent, die im Mittelhochdeutschen wesentlich häufiger Verwendung gefunden hat.

Insgesamt muss also zumindest für die mittelhochdeutsche Sprachperiode von einem stärker ausdifferenzierten Gewaltbegriff ausgegangen werden, als er für das Neuhochdeutsche belegt werden kann. Zu Grunde zu legen ist ein Begriff von ‚Gewalt‘, der sowohl *violentia* als auch *potestas* umfasst und der eine Zuordnung von Gewaltverhältnissen und Gewaltakten zu den Kategorien ‚rechtmäßig‘ oder ‚unrechtmäßig‘ zulässt. Die Frage, wie innerhalb einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung wie der des Mittelalters die möglichen Gewaltverhältnisse und Gewaltakte zwischen den Geschlechtern rechtlich bewertet wurden, soll an dieser Stelle noch zurückgestellt werden. Zunächst müssen hierfür die semantische Struktur von ‚Geschlecht‘ sowie die grundlegenden Prinzipien der kulturellen Konstituierung von ‚Geschlecht‘ reflektiert werden.

1.2.2.1.2 ‚Geschlecht‘

Anders als der neuhochdeutsche Begriff ‚Gewalt‘, für den eine uneindeutige Relation zwischen sprachlichem Zeichen und Bezeichnetem (Polysemie) kennzeichnend ist, die zu Schwierigkeiten bei der sprachpraktischen Verwendung des Begriffes führen kann, erscheint der neuhochdeutsche Begriff ‚Geschlecht‘ in semantischer Hinsicht zunächst weitgehend unproblematisch. Das Problem der Polysemie des neuhochdeutschen Begriffes, zum Beispiel die Verwendung des Begriffes ‚Geschlecht‘ im Sinne von ‚Dynastie‘ oder ‚(Adels-)Haus‘, stellt sich dem Sprachbenutzer normalerweise überhaupt nicht als Problem dar, da die Polysemie von ‚Geschlecht‘ aus dem sprachlichen Kontext heraus für gewöhnlich eindeutig auflösbar ist. Auch die semantische Binnenstruktur von ‚Geschlecht‘ im hier interessierenden Sinne erscheint transparent. Aus der Perspektive der Semantik repräsentiert der Begriff ‚Geschlecht‘ – anders als der Begriff ‚Gewalt‘ – eine Relation zwischen zwei Bedeutungskomponenten, ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, die er in sich einschließt und deren semantische Beziehung zueinander wiederum seine eigene Semantik konstituiert. Aus der Sicht der linguistischen Semantik handelt es sich bei der semantischen Relation von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ struk-

⁵⁹ Vgl. ebd., Bd. 6, Sp. 4950, 4953.

⁶⁰ Ebd., Bd. 6, Sp. 4951.

turell um eine sogenannte ‚binäre Taxonomie‘, also um eine bestimmte Figur semantischen Kontrastes, die dadurch gekennzeichnet ist, „[that] there are two terms to the opposition, and the contrast between them is absolute, like a territorial boundary“⁶¹. ‚Männlich‘ und ‚weiblich‘ repräsentieren entsprechend die zwei inkompatiblen⁶² Komponenten einer binären semantischen Relation, die im Neuhochdeutschen sprachlich durch den Begriff ‚Geschlecht‘ realisiert wird. Es wäre jedoch ein schwerwiegender Fehler, sich dazu verleiten zu lassen, die postulierte Ungleichartigkeit der Kategorien in einem Akt linguistischer *political correctness* durch den Zuspruch struktureller Gleichwertigkeit aufzuwerten. Die Inkompatibilität der Komponenten binärer Taxonomien schließt nicht nur kategoriale Ungleichartigkeit, sondern auch strukturelle Ungleichwertigkeit notwendig mit ein. Es ist der Faktor semantischer ‚Markiertheit‘, der bei einer kritischen Definition binärer semantischer Oppositionen grundsätzlich zu berücksichtigen ist.⁶³

In einer differenztheoretischen Analyse des Geschlechterverhältnisses stellt NIKLAS LUHMANN im Anschluss an den Logiker GEORGE SPENCER BROWN fest, dass jeder Akt des Unterscheidens mit dem des Bezeichnens zusammenfällt: „Eine Unterscheidung als solche ist dann gleichsam unvollständig, wenn sie nicht zugleich die eine Seite, die unterschieden wird, bezeichnet.“⁶⁴ Für diese gleichsam ‚doppelte‘ logische Grundoperation gilt dabei, dass sie „eine (wie immer minimale, wie immer reversible) Asymmetrisierung“⁶⁵ beinhaltet, da grundsätzlich nur eine von zwei Seiten bezeichnet bzw. (positiv) ‚markiert‘ wird, wie LUHMANN mit Verweis auf bekannte Basisunterscheidungen wie die von Subjekt-Objekt, Figur-Grund

⁶¹ LEECH (Anm. 47), S. 99. Zur Absolutheit der semantischen Grenze binärer Taxonomien merkt LEECH am Beispiel der Opposition ‚tot‘/‚lebend‘ (selbst-)kritisch an: „The absoluteness of the boundary needs explanation. It might be pointed out that in objective, physical terms, there is no clear-cut opposition between life and death; there are even verbal strategies which allow us to point out the fuzziness of the borderline (e. g. we can say 'In a technical sense he was alive, but for all practical purposes he was dead'). But the point is that in general, language behaves as if it were an absolute distinction“ (ebd., S. 99).

⁶² Die Inkompatibilität der semantischen Komponenten ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ ist entsprechend auch der Grund dafür, dass sich bei einer sogenannten ‚Komponentenanalyse‘ die semantischen Formeln der Begriffe ‚Mann‘ (+erwachsen, +menschlich, +männlich) und ‚Frau‘ (+erwachsen, +menschlich, -männlich) als unvereinbar erweisen. Ein Begriffskombination wie zum Beispiel ‚weiblicher Mann‘ ist daher – streng linguistisch betrachtet – als eine „violation of semantic rule“ (ebd., S. 111) zu bewerten.

⁶³ Zur Relevanz des Faktors semantischer ‚Markiertheit‘ aus der Sicht der linguistischen Semantik vgl. ebd., S. 113-117.

⁶⁴ NIKLAS LUHMANN, Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie 17, H. 1 (1988), S. 47-71, hier S. 48.

⁶⁵ Ebd., S. 49. Diese für binäre Unterscheidungen konstitutive Asymmetrie beinhaltet zugleich eine Ausschlussoperation: „Geleitet durch die Unterscheidung von Mann und Frau kommt man nicht von selbst darauf, daß es dritte Möglichkeiten geben könnte. Man kann natürlich geschlechtslose Dinge in Rechnung stellen und eventuell Kinder diesem Bereich zuordnen, aber darin liegt für die Handhabung der Unterscheidung von Mann und Frau kein Problem. Bei hoher Relevanz dieser Unterscheidung müssen nur Unschärfen und Übergänge, etwa Geschlechtsumwandlungen, Hermaphroditen etc., tabuisiert, annihiliert, ins Monströse abgeschoben oder sonst wie abnormalisiert werden [...]. Das ausgeschlossene Dritte kann als religiöses Geheimnis oder im Sinn von Transzendenz oder als hierarchisch übergeordnetes Ganzes wiedereingeführt werden. Es ist in der Konstitutionsbedingung der Unterscheidung und in ihrer immanenten Asymmetrie immer schon berücksichtigt“ (Ebd., S. 62).

oder Text-Kontext betont.⁶⁶ Welche der beiden Seiten einer Unterscheidung markiert wird, hängt jeweils von ihrem kulturell variablen repräsentativen Wert ab: „Dasjenige Moment, das die Kontinuität zum Ursprung wahrt, hat [...] Vorrang. Es sichert, ohne fortan das Ganze zu sein, die Systematizität der neuen Struktur. Der ‚englobement du contraire‘ wird zur ‚opposition hiérarchique‘. Der hervorragende Teil sichert [...] der Unterscheidung eine sie überformende Asymmetrie. Darin besteht sein Wert.“⁶⁷ Die unkritische Produktion solcher ‚Repräsentationsasymmetrien‘ sieht LUHMANN als ein typisches Kennzeichen vorneuzeitlicher Gesellschaften an, deren Stabilität darauf beruhte, dass die sie tragende Ordnung im System selbst sichtbar repräsentiert wurde. Im europäischen Mittelalter etwa gewährleistete die Markierung von ‚Männlichkeit‘ nicht primär die Unterscheidbarkeit von ‚Weiblichkeit‘, sondern in erster Linie die Repräsentation der göttlichen Ordnung im soziokulturellen System.⁶⁸ Die Ideologie geht also der Logik bzw. dem Vollzug logischer Operationen grundsätzlich voraus oder, anders ausgedrückt, logische Operationen wie die der binären Unterscheidung erfüllen primär systembildende Funktionen. Folgt man der These LUHMANNs, so gibt es keine rein sprachimmanenten ‚logischen‘ Unterscheidungen, wie es auch keine Unterscheidung mit zwei gleichwertigen Seiten geben kann. Die binäre Differenzierung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ unterliegt zwangsläufig der Logik der asymmetrierenden Unterscheidung und kann damit von vornherein nur als Gewaltakt im Sinne der ‚Verletzung einer Andersheit‘ vollzogen werden. Die Gewalt dieses Aktes besteht darin, dass einerseits die Möglichkeit einer mehrwertigen Unterscheidung prinzipiell ausgeschlossen wird und dass andererseits die aus ideologischen Gründen erfolgende Nichtbezeichnung einer der beiden Seiten (i. e. die jeweils ‚andere‘ Seite!) mit einer qualitativen Herabsetzung dieser Seite verbunden ist: Ihr inhaltlicher Wert ist allein durch ihre Relation zur bezeichneten Seite bestimmt. Im Fall der Markierung von ‚Männlichkeit‘ ist der Wert von ‚Weiblichkeit‘ – streng logisch betrachtet – hinreichend definiert als relationaler Wert der ‚Nicht-Männlichkeit‘.

LUHMANNs ‚logische‘ Kritik an der semantischen Konstruktion binärer Oppositionen führt damit direkt zur Frage der kulturellen Konstituierung und Funktion von ‚Geschlecht‘ sowie der Rolle von ‚Gewalt‘ innerhalb dieses Vorganges. Wenn ich auch den Standpunkt für vertretbar halte, dass LUHMANN hier bereits zentrale Aspekte dieser Frage anspricht und einleuchtende Antworten bereithält, erscheint es mir dennoch sinnvoll zu sein, die umfassendere Diskussion dieser Frage in der Geschlechterforschung zu reflektieren.

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 50.

⁶⁷ Ebd., S. 51.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 52f.

1.2.2.2 Judith Butlers Modell der *citationality* des ‚Geschlechts‘

Die Auseinandersetzung mit der Frage, auf welche Weise ‚Geschlecht‘ in kulturellen Systemen konstituiert wird und welche Funktion diese kulturelle Leitdifferenz erfüllt, steht im Zentrum der geschlechtertheoretischen Überlegungen, die JUDITH BUTLER in ‚Körper von Gewicht‘ entwickelt. BUTLER plädiert für einen kritischen Rückbezug auf die Diskurstheorie MICHEL FOUCAULTS wie auch auf die Psychoanalyse JAQUES LACANS: Sie wolle „die strukturelle Stase der heterosexualisierenden Norm im psychoanalytischen Erklärungsansatz angreifen, ohne auf das eindeutig Wertvolle an psychoanalytischen Perspektiven zu verzichten“⁶⁹. LACANS Ablehnung biologistischer Erklärungen von ‚Geschlecht‘ stellt dabei den Ausgangspunkt der Erörterungen BUTLERS dar:

Gegenüber jenen, die glaubten, das Geschlecht sei nichts weiter als eine Angelegenheit der Anatomie, vertrat Lacan die Auffassung, daß das Geschlecht eine symbolische Position ist, die unter Strafandrohung angenommen wird – das heißt eine Position, zu deren Annahme man gezwungen wird, wobei jene Zwänge schon in der Struktur der Sprache und demzufolge in den konstitutiven Beziehungen des kulturellen Lebens wirksam sind.⁷⁰

LACANS psychoanalytische Theorie interessiert BUTLER, weil sie einen genuin gewalttheoretischen Zugang zum Konstrukt ‚Geschlecht‘ eröffnet, den auch BUTLER mit ihrem eigenen Modell der Konstituierung von ‚Geschlecht‘ verfolgt. ‚Geschlecht‘, so BUTLER, sei weder ein biologischer Zwang noch eine symbolische Position, über die der Mensch frei im Sinne eines selbstbestimmt handelnden Subjekts verfügen könne – wobei ihr ausgerechnet letztere These im Zusammenhang mit der Rezeption des in ‚Das Unbehagen der Geschlechter‘ vorgestellten Konzeptes geschlechtlicher Performativität unterstellt worden sei:

[...] wenn ich argumentierte, daß die Geschlechtsidentitäten performativ sind, konnte das heißen, ich stellte mir das so vor, daß jemand morgens erwache, den Schrank oder einen etwas offeneren Raum auf eine Geschlechtsidentität eigener Wahl hin durchsuche, dann diese Geschlechtsidentität für den Tag anlege und die Einkleidung abends wieder an ihren Platz zurücklege.⁷¹

Die Annahme des ‚Geschlechts‘ sei zwar in der Tat als eine „imitierende Darstellung“⁷² zu verstehen, nicht jedoch als die „Folge einer Wahl“⁷³. ‚Geschlecht‘ – gerade auch das sogenannte ‚biologische Geschlecht‘ – werde vielmehr grundsätzlich „durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert“⁷⁴:

⁶⁹ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 48.

⁷⁰ Ebd., S. 140.

⁷¹ Ebd., S. 14.

⁷² Ebd., S. 316.

⁷³ Ebd., S. 15.

⁷⁴ Ebd.

Diese Wiederholbarkeit impliziert, dass die ‚performative Ausführung‘ keine vereinzelte ‚Handlung‘ oder ein vereinzeltes Vorkommnis ist, sondern eine ritualisierte Produktion, ein Ritual, das unter Zwang und durch Zwang wiederholt wird, unter der Macht und durch die Macht des Verbots und des Tabus⁷⁵.

Die Erzeugung von ‚Geschlecht‘ erfolgt also über eine zwanghafte Imitation und Internalisierung geschlechtlicher Normen. Menschen können nur dadurch zu geschlechtlich differenzierten Kulturwesen werden, indem sie sich auf die Autorität der geschlechtlichen Matrix ihrer jeweiligen Kultur und Zeit berufen und deren Normenapparat produktiv rezipieren.⁷⁶ Dieser Vorgang kann als ein ritualisiertes ‚Zitieren‘ des jeweils gültigen symbolischen Gesetzes des Geschlechtes beschrieben werden, dessen Ausführung durch historisch und kulturell je verschieden gestaltete Gewaltakte sichergestellt wird. Die kulturelle Konstruktion von ‚Geschlecht‘ ist daher grundsätzlich synonym mit der Ausübung von „konstitutivem Zwang“⁷⁷ – sie stellt immer einen Gewaltakt dar:

Geschlechtnormen wirken, indem sie die Verkörperung bestimmter Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit verlangen [...] [U]m sich als lebensfähiges Subjekt zu qualifizieren und ein solches zu bleiben[, wird man gezwungen, die Norm zu ‚zitieren‘]. Weiblichkeit [wie auch ‚Männlichkeit‘!, d. Verf.] ist deshalb nicht das Ergebnis einer Wahl, sondern das zwangsweise Zitieren einer Norm, einer Norm, deren komplizierte Geschichtlichkeit untrennbar ist von den Verhältnissen der Disziplin, der Regulierung, des Strafens.⁷⁸

Auf welcher unterschiedlichen Weise die Zitierung der geschlechtlichen Norm vom Kulturwesen ‚Mensch‘ sichergestellt werden kann, kann hier nicht ausführlich und erschöpfend dargelegt werden. Anstelle des Versuchs der Erstellung einer zwangsläufig unbefriedigenden, da notwendigerweise unvollständigen theoretischen Gewalttypologie beschränke ich mich an dieser Stelle darauf, in Form eines kurzen Einblickes in das „Horrorkabinett“⁷⁹ der Gewaltforschung einige wichtige grundsätzliche Erkenntnisse bezüglich des Verhältnisses von ‚Ordnung‘, ‚Recht‘ und ‚Gewalt‘ darzulegen:

Die Sicherung des Fortbestandes des jeweiligen etablierten Ordnungssystems ist eine der wichtigsten Aufgaben kultureller Gemeinschaften. Das Augenmerk der Vertreter der Ordnungsmacht richtet sich entsprechend vor allem darauf, für ein bestimmtes kulturelles

⁷⁵ Ebd., S. 139.

⁷⁶ Die Erzeugung geschlechtlicher Differenz auf diese Weise als ein Gewaltritual zu verstehen, ist gleichbedeutend mit einer Dekonstruktion der Stabilität geschlechtlicher Kategorien wie ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘. Wenn kulturell identifizierbares ‚Geschlecht‘ das Ergebnis eines erfolgreich verlaufenen kulturellen Formierungsprozesses ist, so bedeutet dies, dass der Grad der Identifizierbarkeit von ‚Geschlecht‘ vom Perfektionsgrad der geschlechtlichen Formierung abhängt. Je weniger ein Mensch kulturell gültige Geschlechtnormen imitiert und internalisiert, umso schwieriger wird es für seine Umwelt, das ‚Geschlecht‘ dieses Menschen eindeutig zu identifizieren, und umso fragwürdiger erscheint im Umkehrschluss das Postulat der Existenz fester geschlechtlicher Kategorien.

⁷⁷ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 16.

⁷⁸ Ebd., S. 318f.

⁷⁹ JOHAN GALTUNG, Gewalt, in: Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, hg. v. CHRISTIAN WULF, Weinheim u. Basel 1997, S. 913-919, hier S. 914.

System gültig festzulegen, was ‚Gewalt‘ ist und was nicht. Kennzeichnend für eine solche ideologische Gewaltdifferenzierung und -typologisierung ist die Aufspaltung der undifferenzierten Masse potentieller Gewaltakte in zwei ideologische Grundkategorien der Gewalt, nämlich in ‚rechte‘ und ‚unrechte‘ Gewalt, die wie folgt definiert werden: ‚Unrechte‘ Gewalt ist ‚Gewalt‘, die sich gegen die herrschende Ideologie richtet und daher einen Angriff auf die durch letztere verbürgte kulturelle Ordnung darstellt, ‚rechte‘ Gewalt ist ‚Gewalt‘, die von den Repräsentanten einer Ideologie ausgeübt werden muss, um Angriffe dieser Art zu verhindern. ‚Unrechte‘ Gewalt ist also destruktive ‚Angriffsgewalt‘ und illegitim, ‚rechte‘ Gewalt hingegen defensive ‚Gegengewalt‘ und legitim. Mit Hilfe dieser Dichotomie wird die prinzipiell immer verletzende ‚Gewalt‘ auf die Kategorie der ‚unrechten‘ Gewalt verschoben und mit dieser deckungsgleich, die Kategorie der ‚rechten‘ Gewalt wird dagegen vom Stigma der Verletzung befreit und kann somit neu klassifiziert werden, nämlich als ‚Recht‘. „In diesem Sinne“, so schreibt der Gewalttheoretiker ALFRED HIRSCH, „ist die ‚Aufrechterhaltung der Ordnung‘ nie wirklich als ‚Gewalt‘ gedacht worden, sondern allein der gegen die Ordnung gerichtete, irreguläre Gewaltakt gilt dem Denken der Moderne als ‚Gewalt‘. [...] aus diesem Grunde wird die politische Ordnung als Ordnung zugleich zum legitimen Institut der Gewalt erklärt, das sich mit Sanktionsgewalt gegen das unordentliche und abnorme Andere zu behaupten hat.“⁸⁰ Dem gewaltlosen ‚Recht‘ und seinen Repräsentanten stehen also die Vertreter eines zumindest mit potentieller ‚Gewalt‘ identifizierten ‚Anderen‘ gegenüber.

Um tatsächlich herrschaftstabilisierend und gewaltregulierend wirken zu können, ist es notwendig, dass Ideologien in institutionalisierte Rechtsordnungen überführt werden, deren Autorität allgemein anerkannt wird. Bei diesem Prozess werden die Vertreter der jeweiligen Ordnung mit dem ‚Recht‘ auf Feststellung, Klassifizierung und Sanktionierung von ‚unrechter‘ Gewalt ausgestattet. Das Erkennen eines ‚Rechtsbruches‘ stellt dabei die notwendige Voraussetzung für das Verhängen einer ‚Strafe‘ dar, während die nähere Klassifikation dieses ‚Rechtsbruches‘ Art und Ausmaß der ‚Strafe‘ bestimmt. ‚Strafe‘ erscheint auf diese Weise als Produkt des ‚Verbrechens‘. Nicht die Träger des ‚Rechts‘ werden als Urheber von ‚Strafe‘ präsentiert, sondern die ‚Verbrechen‘ selbst. Die Verortung der ‚Strafe‘ im ‚Verbrechen‘ mag

⁸⁰ HIRSCH (Anm. 50), S. 64. HIRSCHS Analyse der Struktur und Funktion von Gewaltrechtfertigungen in diskursiven Ordnungen vermittelt in einleuchtender Weise grundlegende Einblicke in diese Mechanismen. Kritikwürdig ist jedoch die These des Autors, „daß Gewalt erst im unmittelbaren historischen Vorfeld der politischen Moderne zu einem diskursiven Problem und damit zugleich auch zum Rechtfertigungsproblem wird [...]. War Gewalt in den diesen Autoren [i. e. Machiavelli, Hobbes, Rousseau usw., d. Verf.] vorausgehenden historischen Epochen *Thema*, so wurde sie mit ihnen und anderen ihrer Zeit zu einem *Problem*. [...] der Zusammenhang des Problemwerdens der Gewalt und mithin der Notwendigkeit ihrer Rechtfertigung [ist] ein Spezifikum der Moderne“ (ebd., S. 56). Dass ‚Gewalt‘ sich (gerade) auch den Literaten des Mittelalters durchaus als ‚Problem‘ und nicht nur als ‚Thema‘ darstellt, möchte ich unter anderem auch mit meinen Märenanalysen zeigen.

zwar ‚natürlich‘ erscheinen – und der Hinweis darauf entsprechend banal –, jedoch verbirgt sich hinter diesem ‚selbstverständlichen‘ Rechtsprinzip ein straftheoretisches Grundproblem: das Problem der „schielende[n] Verwandtschaften“⁸¹ zwischen ‚Verbrechen‘ und ‚Strafe‘. Spätestens beim Rechtsakt des Strafvollzugs droht der Zusammenbruch der ideologisch errichteten Dichotomie von ‚rechter‘ Gewalt und ‚unrechter‘ Gewalt. Der Akt des ‚Strafens‘ ist in seiner Grundstruktur ein Akt ‚verletzender‘ Gewalt. Selbst wo er nicht überdeutlich sichtbar, fühlbar, hörbar den Körper des ‚Rechtsbrechers‘ versehrt, zwangsweise in Verwahrung nimmt und dessen Zugriff auf Welt und Besitztümer verhindert oder beschneidet, verletzt er letztlich doch immer eine bestimmte Form menschlichen Handelns: das von der gültigen Rechtsordnung abweichende, ‚andere‘ Handeln und Leben, das als solches nicht zugelassen wird, zugegebenermaßen nicht zugelassen werden darf, um die Stabilität eines gesellschaftlichen Kollektivs nicht zu gefährden. „Es ist häßlich, straffällig zu sein – und wenig ruhmvoll, strafen zu müssen“⁸²: MICHEL FOUCAULTS Skizzierung der Problematik der ‚peinlichen‘ Strafzeremonien des *Ancien Régime* darf Gültigkeit sicherlich nicht nur für die Strafjustiz des vorrevolutionären Frankreichs beanspruchen, sondern vielmehr für jede historische Form des Strafrechts. Die ‚verletzende‘ Gewalt der ‚Strafe‘ verweist direkt auf den Konstruktcharakter des ‚Rechts‘, des von ihm festgestellten ‚Verbrechens‘ wie auch der diesem ‚Verbrechen‘ zugeordneten ‚Strafe‘. Im Strafact wird damit die Brüchigkeit des Anspruches eines kulturellen Normensystems auf absolute Gültigkeit offenbar. Die Löschung oder zumindest weitgehende Verschleierung des Gewaltaspektes der Strafe ist daher von zentraler Bedeutung für das erfolgreiche Funktionieren einer jeden Rechtsordnung. Der von FOUCAULT in ‚Überwachen und Strafen‘ am Beispiel des französischen Justizsystems beschriebene Prozess einer zunehmenden ‚Humanisierung‘ der Strafen sowie der Etablierung der Gefängnishaft als bevorzugter Form des Strafvollzugs stellt sich mir von daher weniger aus diachroner Perspektive als vielmehr in synchroner Hinsicht aufschlussreich dar. Das Ausüben von Strafgewalt, das Erfinden von Möglichkeiten der Verschleierung und Tabuisierung ihres Gewaltaspektes wie auch dessen Reflexion stellen parallel verlaufende Prozesse dar, deren jeweiliges Zusammenwirken über den Fortbestand einer Rechtsordnung entscheidet.

In patriarchalischen Gesellschaftssystemen wird die gültige Rechtsordnung durch die männliche Genusgruppe repräsentiert. Im Regelfall sind es daher Männer, die als Rechtssubjekte über das Recht und die ihm zugeordnete Strafgewalt verfügen, während Frauen vorwiegend Objekte dieses männlich verbürgten Rechtes darstellen. Da die Anwesenheit von Frauen

⁸¹ MICHEL FOUCAULT, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/Main 1994, S. 16.

⁸² Ebd., S. 17.

als Vertreterinnen eines ‚anderen‘ Geschlechtes den Gültigkeitsanspruch der männlich kodierten Rechtsordnung bedrohen, vollzieht sich – dem ideologischen Prinzip einer herrschaftstabilisierenden Dichotomisierung von ‚Gewalt‘ entsprechend – eine generelle sowie generalisierende Verschiebung von ‚Gewalt‘ im Sinne von destruktiver, ‚unrechter‘ Gewalt auf Frauen als Vertreterinnen des ‚anderen‘ Geschlechtes. ‚Recht‘ und ‚Strafe‘ sind also als ‚männlich‘ und ‚frei von (unrechter) Gewalt‘ kodiert, während Frauen mit potentieller ‚Gewalt‘ identifiziert werden. Innerhalb eines patriarchalischen Systems stellt damit der Vollzug eines ‚Rechtsbruches‘ oder ‚Strafaktes‘ durch eine Frau einen systemüberschreitenden, illegitimen ‚Gewaltakt‘ dar, der zu sanktionieren ist. ‚Gewalt‘, die seitens der männlichen Repräsentanten dieses Systems angewendet wird, um solche Angriffe zu verhindern, wird hingegen als (gewaltloses) ‚Recht‘ klassifiziert. Die Dichotomisierung von ‚Gewalt‘ verläuft unter dieser spezifischen historischen Voraussetzung also parallel zur asymmetrierenden Differenzierung von ‚Geschlecht‘. Schon 1930 beschrieb KAREN HORNEY daher das Verhältnis der Geschlechter als einen „Kampf um die Macht“, bei dem „[d]ie jeweils Stärkeren eine Ideologie [schaffen], die geeignet ist, ihre Position zu halten und sie dem Schwächeren annehmbar zu machen, eine Ideologie, in der die Andersartigkeit des Schwächeren als Minderwertigkeit interpretiert wird, in der die Unterschiede der Eigenschaften zugunsten der Überlegenen betont werden und in der das Unveränderliche, von Haus aus Gegebene oder Gottgewollte dieser Unterschiede bewiesen wird“⁸³. Die Existenz und Wirkkraft frauenfeindlicher Ideologien kann als Beleg dafür angesehen werden, „daß die Geschichte im Sinne der Sieger geschrieben wird und daß diese nicht nur ‚Bürger‘ und ‚Kapitalisten‘ waren und sind, sondern auch Männer“⁸⁴. ‚Männer‘ als die Sieger der Geschichte vermögen die sie begünstigenden patriarchalischen Herrschaftsstrukturen zu stabilisieren, indem sie frauenfeindliche Ideologien erzeugen, die auf der Grundlage einer asymmetrierenden Unterscheidung der Geschlechter eine geschlechtsspezifische Dichotomisierung von ‚Gewalt‘ propagieren, durch die systemüberschreitende Aktivitäten von ‚Frauen‘ als dem zu unterdrückenden Geschlecht als ‚Gewalt‘, regulierende Aktivitäten von ‚Männern‘ als dem herrschenden Geschlecht als ‚Nicht-Gewalt‘ bzw. ‚Recht‘ kodiert werden. Bei einem solchen ideologischen Begriff von ‚Gewalt‘ bzw. von ‚Recht‘ handelt es sich in der Tat um „wertende Begriffe [...] [, die] Systeme, nicht Erkenntnisse [stützen]“⁸⁵.

⁸³ KAREN HORNEY, Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern, in: dies.: Die Psychologie der Frau, Frankfurt 1984, S. 58-71, hier S. 68.

⁸⁴ KLAUS THEWELEIT, Männerphantasien. Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt/Main 1977, S. 377.

⁸⁵ Ebd., S. 274.

Die Frage, die sich angesichts einer solchen Perspektive auf den Akt geschlechtlicher Differenzierung aufdrängt, ist die Frage nach dem Stellenwert geschlechtlicher Differenz für den einzelnen Menschen. Welche Bedeutung muss die Konstruktion von ‚Geschlecht‘ für den Menschen als Kulturwesen besitzen, dass er bereit dazu ist, die damit verbundenen Gewaltakte zu erleiden, zu verkennen oder gar bewusst zu tolerieren? Worin besteht der Lohn solcher Gewalt?

Der Gewinn, den die ritualisierte Unterwerfung unter den Gewaltakt geschlechtlicher Differenzierung dem einzelnen Menschen verspricht, ist nichts weniger als „kulturelle Schwerkraft“⁸⁶. Ein geschlechtlich differenziertes Wesen zu sein ist gleichbedeutend mit einer kulturell eindeutig identifizierbaren und somit überhaupt erst als genuin ‚menschlich‘ lesbaren Existenz innerhalb eines bestimmten kulturellen Systems. Die Konstruktion des Kulturwesens ‚Mensch‘ ist daher als eine Funktion des Konstruktes ‚Geschlecht‘ zu betrachten:

Die Matrix der geschlechtsspezifischen Beziehungen geht dem Zum-Vorschein-Kommen des ‚Menschen‘ voraus [...] Solche Zuschreibungen oder Anrufungen tragen zu jenem Feld des Diskurses und der Macht bei, welches dasjenige orchestriert, abgrenzt und trägt, was als ‚das Menschliche‘ qualifiziert. Am deutlichsten wird dies an den Beispielen der verworfenen Wesen, die geschlechtlich nicht richtig identifiziert zu sein scheinen; es ist ihr Menschsein selbst, das damit fraglich wird.⁸⁷

Die Produktion jeglicher ‚menschlichen‘ Existenz, verstanden im Sinne eines kulturell lesbar gemachten Lebens, ist also von der Erzeugung geschlechtlicher Differenz abhängig. Wer innerhalb einer bestimmten kulturellen Ordnung nicht eindeutig als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ identifizierbar ist, entspricht nicht dem kulturellen Grundideal geschlechtlicher Differenziertheit und muss damit rechnen, als minderwertiges ‚menschliches‘ Wesen abqualifiziert, als Un-‚Mensch‘ aus der kulturellen Gemeinschaft ausgeschlossen und/oder Bereichen des Monströsen zugewiesen zu werden: „die Konstruktion des Menschlichen ist ein differentieller Vorgang, der das mehr und das weniger ‚Menschliche‘, das Unmenschliche und das menschlich Undenkbare erzeugt. Diesen ausgeschlossenen Orten fällt die Rolle zu, das ‚Menschliche‘ als dessen konstitutives Außen zu begrenzen“⁸⁸. Die Differenzierung von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ sowie die damit verbundene Konstituierung des ‚Menschen‘ wird also – wie dies auch LUHMANN schon gesehen hat – durch eine kulturelle Ausschlussoperation ermöglicht, die potentielle ‚dritte‘ Möglichkeiten geschlechtlicher bzw. menschlicher Existenz mittels Tabuisierung, Diskriminierung, Marginalisierung usw. konsequent ausschaltet.

⁸⁶ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 195f.

⁸⁷ Ebd., S. 29f.

⁸⁸ Ebd., S. 30.

Der Gewaltakt geschlechtlicher Differenzierung stellt also eine kulturelle Notwendigkeit dar, die zugleich zutiefst fragwürdig erscheint, wenn man die Legitimierungsstruktur dieses Gewaltaktes betrachtet. Die Wirkkraft eines jeden Zitats beruht auf der Autorität seiner Quelle. Dies trifft auch für das ritualisierte ‚Zitieren‘ von Geschlechtnormen zu. Herauszustellen ist aber, dass jede Konzeption von ‚Autorität‘ eine kulturelle Fiktion darstellt, die lediglich mit dem Schein vorkultureller Ursprünglichkeit und Autonomie ausgestattet ist. In Wirklichkeit bezieht jede Form von ‚Autorität‘ ihre legitimierende Macht ausschließlich aus ihrem Zitat selbst, dessen abgeleitete Funktion sie ist:

Die Kraft und Unbedingtheit dieser [Geschlechts-]Normen [...] ist [...] funktional abhängig von der weitgehenden Aktualisierung und Zitierung des Gesetzes. [...] ‚[D]as Gesetz des Geschlechts‘ [wird] nur in dem Maße laufend gefestigt und als das Gesetz idealisiert, indem es andauernd wiederholt wird als das Gesetz [...] Auf diese Weise kann das symbolische Gesetz bei Lacan derselben Kritik unterzogen werden, die Nietzsche für den Begriff Gottes formulierte: die Macht, die dieser vorgängigen und idealen Macht zugeschrieben wird, wird aus der Zuschreibung selbst abgeleitet und umgelenkt. [...] Der Vermutung, das symbolische Gesetz des Geschlechts profitiere von einer gesonderten Ontologie, die seiner Annahme vorhege und autonom ist, wird mit der Vorstellung widersprochen, daß das Zitieren des Gesetzes der eigentliche Mechanismus seiner Herkunft und Artikulation ist⁸⁹.

Der Zwang zum ritualisierten ‚Zitieren‘ von Geschlechtnormen kann insofern als doppelter Gewaltakt gelesen werden: Mit ihm werden nicht nur geschlechtlich differenzierte ‚menschliche‘ Wesen erzeugt, sondern auch der diesen Gewaltakt jeweils legitimierende geschlechtliche Normenapparat selbst. Auf diese Weise entsteht ein sich weitgehend selbsterhaltendes System von geschlechtlicher Normenreproduktion und -legitimierung.

⁸⁹ Ebd., S. 38f.

1.3 Mittelalterliche Geschlechtnormen in außerliterarischen Kontexten

Es besteht mittlerweile ein weitgehender Forschungskonsens darüber, dass uns auch die ‚außerliterarischen‘ Geschlechtnormen des Mittelalters, wie sie uns in den sogenannten „unmittelbaren, direkten oder primären Rechtsquellen“⁹⁰ überliefert worden sind und Eingang in den Wissensschatz der heutigen Geschichts- und Rechtswissenschaften gefunden haben, lediglich kulturell vermittelt zur Verfügung stehen – sprachliche und künstlerische Überformungsprozesse sind eben nicht nur für literarische Texte im engeren Sinne, sondern auch für die primären Rechtstexte des Mittelalters vorauszusetzen. Um eine Hintergrundfolie zu gewinnen, vor der der spezifische Umgang der mittelalterlichen Märenliteratur mit den Geschlechtnormen ihrer Zeit deutlicher sichtbar wird, erscheint es dennoch angemessen, den in diesen Quellen aufscheinenden historischen Normenhorizont kurz zu umreißen.

Begibt man sich im Register des renommierten Handwörterbuchs zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG)⁹¹ auf die Suche nach diesen historischen Geschlechtnormen, so fällt als Erstes auf, dass zwar der Begriff ‚Kind‘, jedoch weder die Begriffe ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ noch der Begriff ‚Geschlecht‘ als Artikel- oder Verweisstichwörter Verwendung gefunden haben.⁹² Offensichtlich wird hier beim Benutzer ein kulturelles Vorwissen hinsichtlich der inhaltlichen Füllung geschlechtlicher Normen vorausgesetzt, das es ihm ermöglicht, auch ohne begriffliche Lenkung seitens des Registers diese Normen im HRG aufzuspüren. Tatsächlich scheint diese Methode zu funktionieren: Vielversprechend erscheinen dem neuzeitlichen Benutzer des HRG so unter anderem die Artikelstichwörter ‚Ehe‘, ‚Ehebruch‘, ‚Gleichberechtigung‘, ‚Hauherrschaft‘, ‚Munt, Muntwalt‘. Die Lektüre dieser und weiterer Artikel des HRG sowie des Lexikon des Mittelalters (LexMA) ergibt folgendes Bild:

Während gerade adligen Frauen im Mittelalter insbesondere in öffentlich-rechtlichen Belangen Sonderrechte zugestanden wurden, ist die Rolle und Stellung vor allem der nichtadligen Frau aus dem Volk in der Regel⁹³ durch die lebenslange Unterstellung der Frau unter ein personenrechtliches Herrschafts- und Schutzverhältnis, die Munt, geprägt: Bis zu ihrer Heirat

⁹⁰ RUTH SCHMIDT-WIEGAND, Art. Recht und Dichtung, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 4, Sp. 232-249, hier Sp. 240.

⁹¹ HRG (Anm. 90), Bd. 5: Register, Sp. 1873-2086.

⁹² Dies im Unterschied zum LexMA, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff., das neben einem Art. Ehe immerhin mit einem separaten Art. Frau aufwartet.

⁹³ Zur Sonderstellung der Witwe und der selbständigen Kauffrau im Spätmittelalter sowie auch der adligen Frau vgl. D. SCHWAB, Art. Gleichberechtigung (der Geschlechter), in: HRG (Anm. 90), Bd. 1, Sp. 1696-1702, v. a. Sp. 1697f., KARIN NEHLSSEN-VON STRYK, Art. Witwe: Germanisches und deutsches Recht, in: LexMA (Anm. 92), Bd. IX, Sp. 277f., MARGRET WENSKY, Art. Frau: Die Frau in der adligen Gesellschaft, in: LexMA (Anm. 92), Bd. IV, Sp. 862f. sowie dies., Art. Frau: Die Frau in der städtischen Gesellschaft, in: LexMA (Anm. 92), Bd. IV, Sp. 864f.

unterstand eine Frau der Munt ihres Vaters (Vatermunt) oder, nach dem Tod des Vaters, anderer männlicher Verwandter, mit ihrer Heirat ging die Munt auf den Ehemann über (ekeherrliche Munt).⁹⁴ Der Übergang der Munt über die Frau vom Vater (nicht etwa von der Mutter!) auf den Ehemann zeigt, dass es sich bei der Munt um eine historische Form von Geschlechtsvormundschaft handelt, die das Geschlechterverhältnis regelt. Der historische Rechtsbegriff ‚Munt‘, der mit lat. *manus* (Hand) verwandt ist⁹⁵ und im heutigen alltäglichen Sprachgebrauch meist nur noch in den Begriffen ‚Vormund‘, ‚Mündel‘ und ‚mündig‘ Verwendung findet, weist dabei konkret darauf hin, dass sich jemand in der ‚Hand‘ eines anderen Menschen befindet, die dem Muntunterworfenen einerseits Schutz gewährt, andererseits aber auch Gewalt im Sinne von Herrschaft über ihn ausübt. Der Begriff ‚Munt‘ bezeichnet somit auch aus der Perspektive der muntunterworfenen Frau keinen Zustand der Rechtlosigkeit, sondern ein Rechtsverhältnis, das zwar hierarchisch angelegt ist, jedoch nicht regellos erscheint.

Im Fall der ekeherrlichen Munt fiel dem Mann an erster Stelle die Pflicht zu, für den Körper seiner Frau zu sorgen (Nahrung, Kleidung), und gleichzeitig das Recht, über diesen Körper sexuell zu verfügen. Dieses ekeherrliche ‚Körpernutzungsrecht‘ wird in den einschlägigen Artikeln des HRG oder LexMA nicht ausdrücklich erwähnt; es scheint dort als historisches Merkmal der Muntehe ganz selbstverständlich und stillschweigend vorausgesetzt zu werden. Ich halte eine solche Nichterwähnung der sexuellen Verfügungsgewalt des Ehemannes über den Körper seiner Frau für nicht hinnehmbar, da gerade die Verrechtlichung der Sexualität in der Ehe Aufschluss gibt über die Verteilung von Macht und Ohnmacht zwischen den Geschlechtern. GEORGES DUBY hat das historische Verfügungsrecht des Ehemannes über den Körper seiner Frau am Beispiel eines geistlichen Briefes Adams von Perseigne an die Gräfin von Perche drastisch und treffend zugleich nachvollzogen: „[...] nach dem Ehegesetz, das er [i. e. Gott als oberste Rechtsinstanz] selber erlassen hat, überlässt er dem Ehemann [...] das Recht, das er über den Körper der Frau hat[. F]ür diesen Körper bekommt der Mann das

⁹⁴ Die Muntehe stellte schon im germanischen Eherecht die regelmäßige Form der Eheschließung dar. Daneben gab es auch eine muntfreie Ehe, beispielsweise in Form der ‚Friedelehe‘, bei der die Frau unter der Munt ihres bisherigen Muntwalts blieb. Auch die muntfreie Ehe bedeutete also für eine Frau keinen Ausbruch aus dem Herrschaftsverhältnis der Munt. Im Verlauf des hohen Mittelalters wurde die muntfreie Ehe mit der zunehmenden Einflussnahme der Kirche auf das Eheschließungsrecht immer stärker verdrängt. Insofern kann die Muntehe zumindest in Bezug auf das hohe und späte Mittelalter als die anerkannte und gängigste Form der Ehe bezeichnet werden. Vgl. PAUL MIKAT, Art. Ehe, in: HRG (Anm. 90), Bd. 1, Sp. 809-833, v. a. Sp. 810 sowie 818f.

⁹⁵ Der gängige Rückbezug des Begriffes ‚Munt‘ auf den ‚Mund‘ als Sprechwerkzeug (vgl. etwa die heutige Verwendung von ‚mundtot‘), der schon in frühen Quellentexten nachweisbar ist, stellt lediglich eine Volksetymologie dar, die aus Gründen lautlich-begrifflicher Assimilation erfolgte. Sie fügt sich dennoch gut in das Konzept der ‚Munt‘ ein: ‚Munt‘ beinhaltet das Recht der Fürsprache, das dem männlichen Muntwalt zufällt. Vgl. WALTER OGRIS, Art. Munt, Muntwalt, in: HRG (Anm. 90), Bd. 3, Sp. 750-761, v. a. Sp. 750f.

Nutzungsrecht, er wird zu seinem Lehnsherren, der das Recht hat, sich seiner zu bedienen, ihn auszubeuten und ihn Frucht tragen zu lassen [...]“⁹⁶. Erst der Hinweis auf das Körpernutzungsrecht des Ehemannes macht klar, warum es im Mittelalter einen potentiellen Straftatbestand ‚Vergewaltigung‘ in der Ehe schlichtweg nicht geben konnte: Der Ehemann hatte das Recht auf sexuelle Gewalt über den Körper seiner Frau. Es war seine kulturelle Pflicht, über diesen Körper zu verfügen, ihn sexuell zu verwalten – ihn dadurch zu ver-ge-waltigen, war nicht möglich. Gegenüber der sexuellen Verfügungsgewalt des Ehemannes erscheinen seine weiteren Rechte und Pflichten weit weniger erschreckend, wenn ihre Tragweite auch auf gar keinen Fall zu unterschätzen ist. So stand es dem Ehemann rechtlich zu, seine Frau in der Öffentlichkeit und vor Gericht zu vertreten, das Vermögen der Ehefrau zu verwalten und zu nutzen, über die Belange der von seiner Ehefrau geborenen Kinder zu entscheiden und gegebenenfalls seine Ehefrau in angemessener Weise zu bestrafen und zu züchtigen.⁹⁷

Die muntunterworfenen Frauen waren im Unterschied zu ihrem Mann rechtlich betrachtet weder geschäfts- noch prozessfähig. Ihr Recht bestand darin, die eheherrlichen Pflichten einklagen zu dürfen, während es ihre Pflicht war, Herrschaft und Rechte des Ehemannes nicht zu verletzen. Muntverletzende Rechtsbrüche seitens der Ehefrau durften daher vom Ehemann vergleichsweise hart bestraft werden: In Ausnahmefällen waren dem Ehemann beispielsweise bei handhaftem Ehebruch der Ehefrau nach frühmittelalterlichem Recht – dessen Grundzüge in Bezug auf die rechtliche Stellung der Frau sich zum Teil bis ins hohe Mittelalter hinein erhielten – die Tötung oder Verstoßung der Ehefrau gestattet.⁹⁸ Der Ehebruch der Frau verletzte das Körpernutzungsrecht des Ehemannes und nicht etwa nur eine affektive Kategorie wie zum Beispiel ‚männlichen Stolz‘. Umgekehrt verletzte jedoch der Ehebruch des Ehemannes keine sexuellen Verfügungsrechte der Ehefrau über den Körper ihres Mannes, weshalb Ehebruch durch den Ehemann im Allgemeinen nicht bestraft wurde. Wenn auch extreme Formen der

⁹⁶ GEORGES DUBY, *Die Frau ohne Stimme. Liebe und Ehe im Mittelalter*, Berlin 1989, S. 40f. An dieser Stelle soll vermerkt werden, dass die ‚Früchte‘, und damit das Ziel der eheherrlichen Verfügungsgewalt über den Körper der Frau, nämlich die Kinder, in der Märendichtung nahezu konsequent ausgespart werden. ‚Literarische‘ Märenehen sind im Unterschied zur ‚realen‘ Muntehe im Mittelalter grundsätzlich kinderlos. Wir müssen uns hier die Frage stellen, warum Kinder literarisch verzichtbar sind, wenn Literatur kulturelle Geschlechterordnungen wie die Ehe thematisiert, die vor allem zum Zweck der sozialen Regulierung des menschlichen Reproduktionsprozesses errichtet worden sind.

⁹⁷ Der Faktor des historischen Wandels sowie die unterschiedliche regionale Ausprägung von Rechtsvorstellungen und -vorschriften im Mittelalter muss auch beim Rechtsverhältnis der Muntehe berücksichtigt werden, ohne dass im Rahmen dieser Arbeit eingehender darauf eingegangen werden kann. Als generelle Tendenz kann festgehalten werden, dass insbesondere die Strafgewalt und das Züchtigungsrecht des Ehemannes im Verlauf des Mittelalters immer stärker eingeschränkt wurden. Vgl. ANDREAS ROTH, Art. Züchtigungsrecht, in: HRG (Anm. 90), Bd. 5, Sp. 1781-1784 sowie HANS K. SCHULZE, Art. Hausherrschaft, in: HRG (Anm. 90), Bd. 1, Sp. 2030-2033.

⁹⁸ Vgl. REINER SCHULZE, Art. Frau: Germanisches und deutsches Recht, in: LexMA (Anm. 92), Bd. IV, Sp. 857f.

Körperstrafe gerade bei weiblichen Rechtsverletzungen im Verlauf des Mittelalters erheblich zurückgedrängt und durch Geldbußen und Ehrenstrafen ersetzt wurden, ist doch davon auszugehen, dass sie zumindest im Bewusstsein der Bevölkerung sehr wohl noch vorhanden waren und Einfluss auf die kulturelle Beurteilung eherechtlicher Tatbestände ausübten. Punktueller Lockerungen der Geschlechtsvormundschaft vor allem unter der zunehmenden Einflussnahme der Kirche auf das Eheschließungsrecht – zum Beispiel durch die Einführung einer freiwilligen Ehwillenserklärung beider Eheleute – erhöhten im Verlauf des Mittelalters „die rechtliche Selbständigkeit der Frau, ohne daß eine Rechtsgleichheit auch nur dem Prinzip nach erstrebt worden wäre.“⁹⁹

Insgesamt stellt sich zumindest aus neuzeitlicher Perspektive die geschlechtsspezifische Verteilung und Kodierung der Rechte von Mann und Frau im Rahmen der Munt als eine ausgeprägte Form von Rechtsungleichheit dar: Das Recht schützt das Wohl der Frau im Interesse der Munt des Mannes. ‚Kulturelle Schwerkraft‘ im oben erläuterten Sinne JUDITH BUTLERS gewinnt die Frau im europäischen Mittelalter ausschließlich dadurch, dass sie die Herrschaft und die zur Wahrung dieser Herrschaft verfügbaren Rechte der Vertreter der männlichen Genusgruppe anerkennt. Diese kulturell verfügbare Unmöglichkeit einer Verneinung der ungleichen geschlechtsspezifischen Normenverteilung lässt sie tatsächlich als eine ‚Frau ohne Stimme‘ erscheinen, wie GEORGES DUBY sein gleichnamiges Buch¹⁰⁰ treffend titulierte hat.

⁹⁹ D. SCHWAB, Art. Gleichberechtigung (der Geschlechter), in: HRG (Anm. 90), Bd. 1, Sp. 1697.

¹⁰⁰ Vgl. DUBY (Anm. 96).

1.4 Textauswahl und Untersuchungsverlauf

Die Repräsentativität des Untersuchungsmaterials stellt eines der zentralen Probleme jeder interpretatorischen Tätigkeit im Bereich der Literaturwissenschaften dar. Besondere Brisanz besitzt dieses Problem bei gattungsbezogenen Untersuchungen. Der Versuch, das gesamte überlieferte Textmaterial einer Gattung zu berücksichtigen, führt schon aus Platzgründen nur allzu schnell zu einer verfälschenden Verflachung der Interpretation, während eine Beschränkung auf ausgewählte Einzeltexte sich die Frage nach der Präsenz und Wirksamkeit von Auswahlkriterien sowie der Aussagekraft gewonnener Erkenntnisse gefallen lassen muss. Da ich mich zugunsten einer vertieften Interpretation für die Untersuchung ausgewählter Mären-texte entschieden habe, möchte ich daher auf die wesentlichen Aspekte meines Textauswahlverfahrens hinweisen:

Berücksichtigt habe ich grundsätzlich nur Mären, in denen Gewalt zwischen den Geschlechtern bzw. Gewalt primär geschlechtsbezogen thematisiert wird; von der Untersuchung prinzipiell ausgeschlossen habe ich dagegen Mären, die beispielsweise Gewalt zwischen den sozialen Ständen der mittelalterlichen Gesellschaft darstellen. Um dennoch einen thematisch begrenzten Schnitt durch die Gattungsgeschichte zu ermöglichen, habe ich Texte aus verschiedenen Zeitstufen ausgewählt und diachron angeordnet: Die Textinterpretation verläuft somit in zeitlich aufsteigender Folge von den sogenannten ‚Stricker-Mären‘ hin zu ausgewählten spätmittelalterlichen Mären. Die Mären der Meistersinger Hans Folz und Hans Sachs, denen eine mindestens ebenso umfassende und differenzierte Analyse hätte zugestanden werden müssen wie den Mären des Strickers oder Heinrich Kaufringers, konnten in der vorliegenden Untersuchung nicht berücksichtigt werden. Der Analyse der Mären des Strickers und Heinrich Kaufringers zu Beginn bzw. am Ende der Fallstudien kommt im Rahmen dieser Untersuchung ein besonderes Gewicht zu, da ich einerseits anhand der Stricker-Mären bestimmte Regeln des Schreibens über den Konnex von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ aufzudecken versuche, andererseits am Beispiel der Mären Heinrich Kaufringers untersuchen möchte, wie dieses Thema von einem Autor in einer Textreihe entfaltet werden kann. Die ‚zwischen‘ diesen beiden großen Märenautoren angesiedelten literarischen Analysen ausgewählter Einzeltexte der mittel- und frühneuhochdeutschen Märenliteratur dienen in quantitativer Hinsicht einer ausweitenden, in qualitativer Hinsicht einer stärker differenzierenden Betrachtung und Überprüfung der im ersten Teil der Fallstudien gewonnenen Erkenntnisse.

Ungeachtet dieser sowohl diachron als auch synchron angelegten Vorstrukturierung des Untersuchungsmaterials soll die Interpretation der Einzeltexte jeweils vor dem Hinter-

grund der aus den theoretischen Vorüberlegungen erwachsenen Leitfragen erfolgen: Wie werden ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ in Märentexten definiert? Welche Rolle spielt ‚Gewalt‘ bei der Konstruktion von ‚Geschlecht‘? Wird ‚Gewalt‘ in der Gattung ‚Märe‘ geschlechtsspezifisch dargestellt? Welchen Stellenwert haben Inversionen bestimmter Kodierungen von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘? Inwiefern trägt schließlich die Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ zur Profilierung der Gattung ‚Märe‘ bei?¹⁰¹

Auf das Anfertigen eigener oder die Übernahme vorgefertigter Regesten, die dem Leser den Zugriff auf die Inhalte gerade unbekannter Märentexte zumindest auf den ersten Blick erleichtern würden, habe ich in dieser Arbeit bewusst verzichtet. Jede Inhaltsangabe stellt schon allein durch die Auswahl und Anordnung der sogenannten ‚wesentlichen‘ Inhalte eine Interpretation des jeweiligen Textes dar, die als solche aufgrund der charakteristischen Kürze der Textsorte ‚Regeste‘ für den Leser nicht sichtbar wird.

¹⁰¹ Um einer besseren Lesbarkeit willen verzichte ich in den folgenden Analysen auf eine Kennzeichnung des Konstruktcharakters anthropologischer Grundkategorien durch einfache Anführungszeichen.

2 Prototheorie des Märes: Geschlecht und Gewalt in den Ehestandsmären des Strickers

Die sog. ‚Stricker-Mären‘¹⁰² gehören zu den am meisten unterschätzten Werken der Märendichtung. Der gängige und – unter dem Vorbehalt überlieferungsgeschichtlicher Lücken – gerechtfertigte Ansatz, das im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts¹⁰³ entstandene Märenopus des Strickers als Anfang und Begründung der schriftsprachlichen Gattungstradition des Märes zu betrachten und vor dem Hintergrund dieser Gründungsfunktion zu erschließen¹⁰⁴, birgt in sich die Gefahr, den Gedanken des ‚Anfangs‘ einer Gattungstradition mit dem einer ‚Eindeutigkeit‘ bzw. ‚Einfachheit‘ der künstlerischen Konzeption zu verbinden und diesen Kurzschluss im Laufe der Literaturgeschichtsschreibung immer mehr zu verfestigen.¹⁰⁵ Als exemplarisches Beispiel hierfür sollen einige Bemerkungen UDO FRIEDRICHS angeführt werden, der im Anschluss an KLAUS GRUBMÜLLER in seinem aufschlussreichen Aufsatz über die Mären Heinrich Kaufringers mit knapper Selbstverständlichkeit darauf hinweist, dass „sich die Mären eines Stricker gerade ob ihrer didaktischen Einsinnigkeit des ausgesuchten Interesses [der Forschung erfreuten]“¹⁰⁶. Anders als die komplexen Mären Kaufringers seien „diejenigen des Stricker einer homogenen, gesellschaftliche Ordnung stabilisierenden Perspektive zuzuordnen“¹⁰⁷, die eine „strenge Funktionalität“¹⁰⁸ des Erzählens erfordere und keinen „Freiraum für literarisches Spiel“¹⁰⁹ ließe. Bemerkungen wie diese tragen dazu bei, die Mären des Strickers unbesehen in einem literaturgeschichtlichen Bermudadreieck von Gattungskonstituierung,

¹⁰² Beim Korpus der sog. ‚Stricker-Mären‘ handelt es sich um ein Forschungskonstrukt, das auf Reimuntersuchungen KONRAD ZWIERZINAS zurückgeht (eine zusammenfassende Übersicht in: *Mittelhochdeutsches Übungsbuch*, 2. vermehrte u. geänderte Aufl., hg. v. CARL VON KRAUS, Heidelberg 1926, S. 279-287); vgl. dazu die Überlegungen KLAUS GRUBMÜLLERS, *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*, Tübingen 2006, S. 80f. Der Konstruktcharakter des Begriffes ‚Stricker-Mären‘ wird bei allen nachfolgenden Verwendungen in dieser Arbeit vorausgesetzt.

¹⁰³ Vgl. den Hinweis auf diesen Forschungskonsens durch KARL-ERNST GEITH, Art. *Der Stricker: A. Person*, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 9, Sp. 418f., hier Sp. 418.

¹⁰⁴ Wiederholt vorgenommen durch KLAUS GRUBMÜLLER. Vgl. etwa dessen Einleitung zum Kommentar zu: *Novellistik des Mittelalters. Märendichtung*, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, Frankfurt/Main 1996, S. 1005-1018, hier S. 1008: „Der Stricker begründet die Gattung und prägt ihr Bild; der von ihm geschaffene Märentypus bleibt für lange Zeit die Bezugsgröße: stringent zielgerichtetes Erzählen, um psychologische Wahrscheinlichkeit wenig bemüht, ausgerichtet auf die Vermittlung grundlegender Einsichten in normgerechtes Verhalten“.

¹⁰⁵ Vgl. hierzu beispielsweise den jüngsten Forschungsbeitrag von WALTER HAUG, *Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten. Oder: Wie steht es um die Erzählkunst in den sog. Mären des Strickers?*, in: *Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme*, hg. v. EMILIO GONZÁLEZ u. VICTOR MILLET, Berlin 2006, S. 9-27, hier S. 27: „Das Verhältnis von Erzählung und Epimythion [...] ist offenbar noch nicht konzipiert auf seine erzählerischen Einsätze hin durchschaut, also sozusagen poetologisch noch nicht zu sich selbst gekommen. Der Stricker erweist sich auch unter diesem Aspekt als ein ‚Anfänger‘ mit dem ganzen innovativen Reiz und der ganzen unreifen Vorläufigkeit, die dazu gehören.“

¹⁰⁶ FRIEDRICH, *Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufringer* (Anm. 16), S. 1f.

¹⁰⁷ Ebd., S. 4.

¹⁰⁸ Ebd., S. 8.

¹⁰⁹ Ebd., S. 8f., Anm. 27.

„Ordnungsoptimismus“¹¹⁰ und vorgeblich nicht vorhandenem „artifizielle[n] Anspruch“¹¹¹ verschwinden zu lassen.

Es steht außer Frage, dass in den Texten, die dem Stricker zugeschrieben werden, mit Hinblick auf das Geschlechterverhältnis ein identifizierbares normatives Bezugssystem zitiert wird. Als geschlechtliche Norm fungiert die im abendländischen Kulturraum des Mittelalters herkömmliche und als gottgewollt betrachtete asymmetrische Hierarchie der Geschlechter, die dem Mann als dem Repräsentanten der Definitionsmacht¹¹² eine Vorrangstellung gegenüber dem weiblichen Geschlecht zuspricht und auf die Bewahrung dieser systemstützenden Superiorität verpflichtet. Männlichkeit resultiert entsprechend aus der Erfüllung der Herrenrolle, was mit dem Zwang zu einer kontinuierlichen hierarchisierenden Differenzierung der Geschlechter einhergeht; Weiblichkeit hingegen ist das Ergebnis der Unterordnung der Frau unter den Willen des Mannes bzw. den dahinter stehenden Willen Gottes.¹¹³ Physische und geistig-moralische Eigenschaften werden diesem Differenzierungsmuster entsprechend geschlechtsspezifisch verteilt. So erfahren wir aus Frauenmund:

¹¹⁰ GRUBMÜLLER, Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte (Anm. 5), S. 53. Dass der Stricker in seinen Mären vorführt, wie Sozialordnungen gestiftet werden können, steht außer Zweifel. Kritik üben möchte ich hingegen an GRUBMÜLLERS Charakterisierung der geistigen Haltung und literarischen Darstellungsweise des Strickers als ‚optimistisch‘. Ich hoffe mit meinen Analysen nachweisen zu können, dass es sich bei der Autorpersönlichkeit des Strickers, wie sie sich uns in den überlieferten Texten zu präsentieren scheint, um einen durch und durch kritischen Geist handelt, der das Herstellen von gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen nicht mehr als ein notwendiges und nur mit fragwürdigsten Mitteln zu erzeugendes Übel auffasst und darstellt – gerade angesichts und im vollen Bewusstsein jener „krude[n] Abstrusität“ der Welt (ebd., S. 51), die sich nach GRUBMÜLLERS Auffassung erst sehr viel später den Märenautoren eröffnet hat (beginnend mit Niemand, dem Autor der ‚Drei Mönche von Kolmar‘) und die er deshalb zum zentralen Merkmal der Spätgeschichte der Gattung erhebt. In seinem jüngsten Beitrag zur Gattungsgeschichte relativiert GRUBMÜLLER seine These, indem er darauf hinweist, dass die Forschung „seine früheren Ausführungen mißverstanden“ habe: „die Aufforderung, die Welt als eine von Gott eingerichtete und gelenkte zu erkennen und sich den Regeln dieses göttlich garantierten ‚Ordo‘ zu fügen [...] heißt nun keineswegs, dass einfache Rezepte vorgetragen würden.“ (KLAUS GRUBMÜLLER, Die Ordnung, der Witz und das Chaos. [Anm. 102], S. 88 sowie S. 88, Anm. 48). GRUBMÜLLER ersetzt bezeichnenderweise in diesem Beitrag auch den Begriff ‚Ordnungsstiftung‘, der von der Forschung ebenfalls „mehrfach mißverstanden“ (ebd., S. 193, Anm. 1) worden sei, durch den Begriff ‚Ordnungsdiskussion‘ (vgl. ebd.).

¹¹¹ Ebd., S. 48. ‚Artifizieller Anspruch‘, wie GRUBMÜLLER ihn definiert und für Heinrich Kaufringer in Anspruch nimmt („Lust an der Pointe“ [ebd.], „Spaß an genauer Parallelität“ [ebd.], „Verselbständigung von Erzählelementen“ [ebd.], Protagonist als „Sonderfall dessen, der die Welt kraft seiner Intelligenz auf Gerechtigkeit hin zu manipulieren vermag“ [ebd., S. 49], „Erzählen konstituiert Sinn aus sich“ [ebd.]), ist in genau diesen Formen auch für die Stricker-Mären nachweisbar. Eine so verstandene ‚Modernität‘ des Erzählens ist kein Kennzeichen der Spätgeschichte der Gattung ‚Märe‘, sie ist vielmehr ein konstitutives Merkmal der Gattung selbst!

¹¹² Vor dem Hintergrund dieser Stellvertreterfunktion des Mannes im christlich-patriarchalischen Gesellschaftssystem des Mittelalters ist beispielsweise das wiederholte Aufrufen der Trias von Gott, Gesellschaft und Mann im Märe von der *Eingemauerten Ehefrau* (z. B. v. 207; Textgrundlage s. Anm. 194) zu betrachten.

¹¹³ Diese grundlegende weibliche Geschlechternorm zitiert beispielsweise der Pfarrer in der *Eingemauerten Frau*, wenn dieser der Ehefrau *bî der gehôrsame*, / *als liep ir wære kristen name*, befiehlt, *daz si gehôrsam wære ir man*; / *dâ tæte si gotes willen an* (vv. 241-244; Textgrundlage s. Anm. 194).

*du weist wol daz sich ein man
 genuoger dinge enthalden kann.
 er hât starken muot und starken lîp,
 sô sî wir swach und brædiu¹¹⁴ wîp
 und mugen uns niht enthaben¹¹⁵ sô wol.
 die man sint grôzer krefte vol;
 des mugen si tuon unde lân
 und mugen dem dinge widerstân.
 daz wir der krefte niht enhân,
 daz hât got an uns getân.¹¹⁶*

Eine Verkehrung und damit Nichterfüllung der Geschlechterordnung ist gleichbedeutend mit einer Verkehrung der Rechtsordnung und hat den sozialen Tod beider Geschlechter zur Folge:

*swa daz wip zu meister wirt erkorn,
 da hant si ir ere verlorn
 beide daz wip und der man¹¹⁷*

‚Weiber-Herrschaft‘ darf aus diesem Grund unter keinen Umständen zugelassen werden.

Nicht die Zitierung eines geschlechtlichen Normenapparates in den Stricker-Mären möchte ich also in Frage stellen, wohl aber die kanonisierte Bestimmung des Verhältnisses von normproduzierendem Ordnungssystem und literarischem Text als „eindeutiges Illustrationsverhältnis“, d. h. als einseitige Bezogenheit und Funktionalisierung der betroffenen Texte hin auf die zitierte Norm, die mittels des literarischen Textes lediglich veranschaulicht und erfolgreich stabilisiert wird, so dass schließlich sogar das „Sinnlose [...] Illustrationsmaterial für die Schäden [ist], die ein Verfehlen der gottgewollten Lebensordnung verursacht, und Demonstrationsmittel für den Nutzen ihrer Beachtung und Bewahrung“¹¹⁸. Eine solche Auffassung vom ‚eindeutigen‘ Sinn der Stricker-Mären verführt nur allzu leicht dazu, über destabilisierende Ambivalenzen hinwegzusehen. Ich hoffe mit meinen Analysen einen Beitrag zu

¹¹⁴ *brôde*: schwach (im moralischen Sinne), vgl. *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch* v. MATTHIAS LEXER, Stuttgart 1992, Bd. 1, Sp. 358.

¹¹⁵ *enthaben*: sich enthalten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 569.

¹¹⁶ *Das heiße Eisen*, vv. 123-132 (Textgrundlage s. Anm. 120).

¹¹⁷ *Ehmanns Rat*, vv. 203-205, in: ROSENHAGEN, GUSTAV: *Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte*, Dublin/Zürich 1970, S. 100-103, Nr. 117.

¹¹⁸ GRUBMÜLLER, *Das Grotoske im Märe als Element seiner Geschichte* (Anm. 5), S. 45.

einem differenzierteren Verständnis der Stricker-Mären zu leisten, deren anspruchsvolle Artifizialität es sich eher wieder bewusst zu machen als wirklich neu zu entdecken gilt.¹¹⁹

Die nachfolgenden Textanalysen beziehen sich auf eine Teilgruppe der Stricker-Mären, in der das Geschlechterverhältnis im Zentrum des Erzählinteresesses steht: die Gruppe der sogenannten ‚Ehstandsmären‘¹²⁰. Untersucht werden soll, welche Auffassung von Geschlecht vermittelt wird und inwiefern Gewalt mit der Konstitution von Geschlecht verbunden wird.

¹¹⁹ Dass die Mären des Strickers nicht so ‚einsinnig‘ sind, wie manche Märenforscher glauben machen möchten, hat vor Jahren schon JOHN MARGETTS, Die erzählende Kleindichtung des Strickers und ihre nichtfeudal orientierte Grundhaltung, in: Das Märe. Die mittelhochdeutsche Versnovelle des späteren Mittelalters, hg. v. KARL-HEINZ SCHIRMER, Darmstadt 1983, S. 316-343, hier S. 342, vermerkt: „Nach zehn weiteren Jahren der Beschäftigung mit dem Stricker bin ich noch mehr davon überzeugt, daß wir es hier mit einem Autor zu tun haben, der über ein erstaunlich großes Wissen verfügte. Er erzählt mit einer feinen Subtilität, die oft auf den ersten Blick gar nicht so deutlich wird: Er stellt den Hörern eine Falle, legt ihnen einen Strick, in den sie, wenn sie unachtsam sind, hineinschliddern können, was als erzählerische Fähigkeit durchaus zu seinem Berufsnamen mit gehört. Dies wird einem bei der Deutung seiner einzelnen Erzählungen immer wieder bestätigt“. Vgl. auch den neuesten Forschungsbeitrag JOHN MARGETTS', *ich han den mut und den sit/ den mich min herze leret*. Eigen-Sinn beim Stricker?, in: Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, hg. v. EMILIO GONZÁLEZ u. VICTOR MILLET, Berlin 2006, S. 117-133.

¹²⁰ Zu dieser Gruppe, deren Zusammengehörigkeit durch HANNS FISCHER, Strickerstudien, München 1953, S. 121, etabliert wurde, werden im Allgemeinen folgende acht Mären gezählt: *Die drei Wünsche*, *Das erzwungene Gelübde*, *Ehescheidungsgespräch*, *Der begrabene Ehemann*, *Das heiße Eisen*, *Die eingemauerte Frau*, *Der Gevatterin Rat* und *Der kluge Knecht*. Von vornherein ausgeschieden habe ich *Die drei Wünsche* sowie *Der kluge Knecht*, da in diesen beiden Mären nicht das Verhältnis der Geschlechter zueinander den Problemschwerpunkt bildet, sondern das Verhältnis der Menschen zu Gott bzw. des Knechts zu seinem Herrn. Aus Platzgründen konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht alle übrigen Ehstandsmären durch Detailanalysen aufgearbeitet werden. Ich meine aber aufgrund meiner Lektüre die These vertreten zu können, dass die anhand der *Gevatterin Rat*, des *Begrabenen Ehemannes*, der *Eingemauerten Frau* sowie des *Ehescheidungsgesprächs* erarbeiteten Ergebnisse hinsichtlich ihrer Grundaussagen auch auf das *Erzwungene Gelübde* sowie das *Heiße Eisen* übertragbar sind. Als Textgrundlage verwende ich die Ausgabe von HANNS FISCHER (Hg.), *Der Stricker. Verserzählungen I*, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), auf die sich auch die Versangaben im fortlaufenden Text der Untersuchung beziehen.

2.1 Der Gevatterin Rat

*Der Gevatterin Rat*¹²¹ ist sicherlich nicht das Märe des Strickers, das an erster Stelle einer Reihe von Fallstudien erwartet wird, die sich mit dem Konnex von Geschlecht und Gewalt in der Märendichtung beschäftigen. *Die eingemauerte Frau* oder *Der begrabene Ehemann* des Strickers sind es vielmehr, die sich als Erstes ins Bewusstsein der meisten Leser drängen, woran womöglich auch die prägnantere Titelgebung dieser Mären einen nicht zu unterschätzenden Anteil haben dürfte. Die Darstellung von Gewalt zwischen den Geschlechtern nimmt jedoch auch in *Der Gevatterin Rat* breiten Raum ein. Der Text konfrontiert den Leser gleich zu Beginn mit einem gewalttätigen Ehemann, der seine Frau brutal misshandelt:

*swenne er si roufte*¹²² *unde sluoc,*
des endûhte in niemer genuoc,
unz er si vûir tât ligen liez.
er trat si sêre unde stiez;
des genuogte in vil selten.
[...]
er tet ir wirs denne wê
*und zêch*¹²³ *si dâ bî nihtes mê,*
*wan daz er ir vîent*¹²⁴ *was.*
*sô si vil kûme genas*¹²⁵,
*sô sluoc er si aber*¹²⁶ *nider*
und habete danne niht wider,
unz er si brâhte in die nôt,
daz ir lieber der tât
und ouch bezzet wære gewesen
*denne alsô kumberlîche*¹²⁷ *genesen.* (vv. 23-52)

Die physische Gewalt, die der Ehemann hier an seiner Frau ausübt, kennt praktisch keine Grenzen; lediglich *durch die liute mê / denne durch die geistlichen ê*¹²⁸ (vv. 9/10) verzichtet er auf eine Tötung seiner Frau. Die Ehefrau selbst weiß keinen Grund und keinen Anlass, den sie ihrem Mann gegeben haben könnte, der die Gewalttätigkeit ihres Mannes im Sinne einer Ausübung des eheherrlichen Züchtigungsrechtes rechtfertigen könnte. Gegenüber ihrer Gevatterin, der sie ihr Leid anvertraut, erklärt sie, dass sie sich stets als unterwürfige Ehefrau gezeigt hat:

¹²¹ Textgrundlage: Der Stricker, *Der Gevatterin Rat*, in: FISCHER, Der Stricker. Verserzählungen I (Anm. 120), Nr. VII, S. 66-91. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

¹²² *roufen*: bei den Haaren raufen, die Haare ausreißen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 515.

¹²³ *zîhen*: beschuldigen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1110.

¹²⁴ *vîant sîn*: feind sein, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 333.

¹²⁵ *genâsen*: gesunden, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 856.

¹²⁶ *aber*: abermals, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 11.

¹²⁷ *kumberlîche*: mit Mühe, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1767.

¹²⁸ *êwe* (*ê*): Gesetz, Gebot, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 715.

er ist mir gehaz,
ern weiz niht selbe umbe waz.
ich was im holt mit triuwen ie,
ich übergie sîn gebot nie.
sîn wille und sîn êre
die wâren mir alsô sêre
*bevolhen*¹²⁹ *sô mîn sêle.* (vv. 63-69)

Da seitens der Ehefrau die bestehende Rechts- und Geschlechterordnung in keiner Weise verletzt worden ist, erscheinen die Handlungen des Ehemannes als unrechtmäßige Gewalt, als Missbrauch des Geschlechtermodells der Muntehe, das durch den Ehemann repräsentierte Konzept von Männlichkeit entsprechend als unvorbildlich. Wie das Märe nun mit dieser defizitären Männlichkeit umgeht, soll im Folgenden untersucht werden.

Schon HANNS FISCHER hat in seinen ‚Studien zur deutschen Märendichtung‘ darauf hingewiesen, dass das Märe *Der Gevatterin Rat* aus einem sehr speziellen Grund das „besondere Interesse“ des Literaturwissenschaftlers „forder[e]“, und zwar aufgrund der detaillierten Beschreibung der Schlafkammer der Gevatterin (vv. 366-377), die in auffallendem Widerspruch zur üblichen narrativen Praxis des Strickers stehe, der „sonst gerade die ‚atmosphärelöse‘ Erzählung lieb[e]“¹³⁰. FISCHER selbst interpretiert seine Beobachtung als künstlerischen Ausrutscher des Strickers, nämlich als Beispiel für die in Mären nur relativ selten anzutreffenden „funktionslosen Milieu- und Situationsschilderungen“¹³¹, die mit „‚überschüssigen‘ Wirklichkeitselementen“ angereichert seien, „kleinen Einzelheiten, die weder handlungsnotwendig sind noch einen greifbaren Symbolwert besitzen und allenfalls der Entwicklung einer gewissen ‚Atmosphäre‘ dienen“¹³². FISCHERS Interpretation darf als überholt gewertet werden, seine Beobachtung selbst aber bleibt interessant. *Der Gevatterin Rat* beinhaltet in der Tat eine für ein Stricker-Märe ungewöhnlich ausführliche Beschreibung eines Raumes. Dieser virtuelle Raum ist jedoch weder ‚funktionslos‘ noch ‚überschüssig‘ – er ist vielmehr das Sinnzentrum des Textes.

Oberflächlich betrachtet dient die Schlafkammer der Gevatterin als Asyl der von ihrem Ehemann misshandelten Frau, in dem diese – von ihrem Ehemann aufgrund eines Täuschungsmanövers der Gevatterin für tot gehalten – von dieser längere Zeit heimlich versorgt und gepflegt wird. Die Pflege der Ehefrau geschieht dabei allerdings nicht aus humanitären

¹²⁹ *bevölhen*: anempfehlen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 248.

¹³⁰ FISCHER, Studien zur deutschen Märendichtung (Anm. 25), S. 133.

¹³¹ Ebd.

¹³² Ebd., S. 132.

Beweggründen heraus, sondern mit dem konkreten Ziel einer Verhaltenskorrektur des gewalttätigen Ehemannes *daz er sich slahens abetuo*¹³³ (v. 98), wie es sich die Ehefrau bescheiden wünscht, *sô gehôrsam, / daz er iu niemer niht getuot / wan allez, daz iuch dunket guot* (vv. 60ff.), wie es die Gevatterin beabsichtigt. Der Wunsch der Ehefrau nach einem Ende der physischen Gewalt wird also erweitert durch die Absicht der Gevatterin, zukünftigen Machtmissbrauch des Ehemannes durch eine radikale Umkehrung des Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern zu verhindern. Das Interesse des Textes verschiebt sich damit von der Frage nach praktischen Auswegen aus der Gewalt zwischen den Geschlechtern hin zur Frage nach den Entstehungsbedingungen von Geschlecht überhaupt. An dieser Stelle ist zunächst ein Blick auf die Gevatterin als Akteurin des Märes erforderlich.

Ziel der Gevatterin ist die Unterwerfung des Ehemannes. Alle Handlungen der Gevatterin im Text sind auf dieses Ziel funktional bezogen, sie dienen zur Neumodellierung der Geschlechterdifferenz, zur Schaffung neuer Modelle von Weiblichkeit und Männlichkeit. In diesem Sinne funktional gebunden ist von vornherein auch die Pflegetätigkeit der Gevatterin in der Schlafkammer. Ihre ‚mütterliche‘ Sorge für die misshandelte Bäuerin repräsentiert zwar auf den ersten Blick eine traditionell weiblich kodierte Tätigkeit, ihre Funktion erschöpft sich jedoch bei Weitem nicht darin. Vielmehr instrumentalisiert das Märe das Weiblichkeitsmodell der Mutter und Amme, um eine traditionell männlich kodierte Tätigkeit, nämlich die Konstruktion kulturell lesbarer Weiblichkeit, zu inszenieren. Die Gevatterin, welche die geschundene Bäuerin in eine schöne Dame verwandelt und im Text mehrfach als *meisterinne*¹³⁴ (v. 187 u. ö.) betitelt wird, übernimmt tatsächlich die Rolle des ‚Meisters‘, dessen „mythische Figur [...] traditionell männlich gedacht wird“¹³⁵. SCHADE/WENK betonen, dass „das Zusehen-Geben eine besondere Privilegierung des männlichen Meisters ist“¹³⁶. Seine Leistung besteht in der Überwindung der Natur, die als Gegensatz zur weiblichen Reproduktion der Natur durch den Akt des Gebärens betrachtet wird und mit „Attributen des Göttlichen“¹³⁷ versehen ist. Damit imitiert in diesem literarischen Text eine Frauenfigur einen grundlegenden Akt struktureller Gewalt, der in patriarchalischen Gesellschaftssystemen der männlichen Genusgruppe vorbehalten ist: das Bestreben, über die Konstruktion von Weiblichkeit das

¹³³ *abe tuon*: aufgeben, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 6.

¹³⁴ Der Begriff *meisterinne* bezeichnet im Mittelhochdeutschen eine Frau, die aufgrund spezieller Kenntnisse, Fertigkeiten oder Kompetenzen eine herausragende, oft dominante soziale Stellung einnimmt, u. a.: Lehrerin, Erzieherin; Ärztin, Künstlerin; Aufseherin, Vorsteherin (eines Klosters); Herrin, Herrscherin, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2086. In der Figur der Gevatterin werden mehrere Bedeutungen dieses Begriffes überblendet, ohne dass dabei eine bestimmte Einzelbedeutung der Figur vollends gerecht wird.

¹³⁵ SIGRID SCHADE/SILKE WENK, Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz, in: Genus (Anm. 38), S. 340-407, hier S. 348.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Ebd., S. 355.

männliche Gewaltmonopol in der bestehenden Geschlechterordnung zu sichern, indem Weiblichkeit kulturell lesbar, kontrollierbar und verfügbar gemacht wird. Da der biologische Stellvertreter des männlichen Geschlechtes in diesem Text, der Ehemann, aufgrund seiner defizitär ausgeprägten Männlichkeit den traditionell ihm zugewiesenen Akt geschlechtlicher Differenzstiftung – wie noch zu zeigen ist – nicht auszuführen vermag, imitiert eine weibliche Figur ein männliches Handlungsmodell, das auf raffinierte Weise mit einer weiblich kodierten Tätigkeit überblendet wird. Es lassen sich im Text Belege dafür finden, dass der Versuch unternommen wird, die Kluft zwischen der vom Text errichteten biologischen Weiblichkeit der Gevatterin – es werden weibliche Personal- und Possessivpronomen verwendet! – und dem ihr übertragenen männlichen Handlungsmodell zu verringern, indem der Gevatterin soziokulturell bedingte Attribute des Weiblichen abgesprochen und entsprechende männliche Verhaltenscharakteristika zugesprochen werden.¹³⁸ Im Unterschied etwa zu ihrer Verwandten steht die Gevatterin nicht in einer Relation zu einem ihr übergeordneten Mann, sondern wird vielmehr ausdrücklich als ‚Frau ohne Mann‘ – also sehr wahrscheinlich als Witwe¹³⁹ – vorgestellt: *si was lange âne man genesen*¹⁴⁰ / *und wolde ouch iemer alsô wesen* (vv. 189f.). Zu dieser männlichen Unabhängigkeit ihrer Existenz passen die Lauterkeit ihrer Person (v. 191: *[si] was vil wârhaft erkant*), ihr vernunftgeleitetes Handeln (v. 188: *ein wîp volliu rîcher sinne*; v. 479: *diu wîse*) sowie ihre Führungsqualitäten, denen sich nicht nur ihre Verwandte überantwortet, sondern denen auch der Ehemann sich unterstellt: *gevater, [...] ir sult gebieten über mich. / swie ir welt, sô wil ich* (vv. 351f.). Die Weiblichkeit der Gevatterin ist also von vornherein männlich überformt, wodurch die Imitation der Männerrolle durch eine Frau im Text noch zusätzlich legitimiert wird. Die Gevatterin darf Geschlechtermodelle entwerfen, weil sie den Mann im Text vertreten muss und weil sie wie ein Mann aufzutreten versteht. UTE VON BLOH hat zu Recht davor gewarnt, die Darstellung „verlachter Männlichkeit“¹⁴¹ in Märentexten vorschnell als Beweis für die Propagierung einer Umkehrung der Geschlechterhierarchie zu werten: „Die Verteilung der Macht steht außer Frage“¹⁴². Gerade weil in diesem Märe die für patriarchalische Gesellschaftssysteme charakteristische geschlechtsspezifische

¹³⁸ Mit der langen Tradition des Ideals der ‚männlichen‘ Frau setzt sich KERSTIN BJERRE-ASPEGREN, *The Male Woman. A Feminine Ideal in the Early Church*, hg. v. RENÉ Kieffer, Uppsala 1990, ausführlich auseinander.

¹³⁹ Im Verlauf des hohen und späten Mittelalters wurden Witwen vor allem in den Städten zunehmend mit mehr Rechten und Freiheiten ausgestattet. Das Witwenrecht der spätmittelalterlichen Zunftordnungen gestattete einer Meisterwitwe die eigenständige Fortführung des Handwerksbetriebs ihres Mannes; laut KARIN NEHLSSEN-VON STRYK, *Art. Witwe: Germanisches und deutsches Recht*, in: *LexMA* (Anm. 92), Bd. IX, Sp. 277f., hier 278 „endet nicht selten mit dem Tod des Mannes die Munt über die Witwe, die nun voll handlungsfähig wird“.

¹⁴⁰ *genesen*, hier: (ohne Mann) am Leben bleiben; sich (ohne Mann) wohl befinden, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 856.

¹⁴¹ HANS-JÜRGEN BACHORSKI, *Das aggressive Geschlecht. Verlachte Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 8 (1998), S. 263-281.

¹⁴² VON BLOH, *Die Sexualität, das Recht und der Körper* (Anm. 11), S. 86.

Verteilung von Machtteilhabe und Gewaltausübung verkehrt wird, werden Grundstrukturen der Gewalt zwischen den Geschlechtern besonders deutlich sichtbar. Die Raumbeschreibung in *Der Gevatterin Rat* muss von diesem Blickwinkel aus betrachtet werden.

Die Schlafkammer ist der Ort, den die Gevatterin auswählt, um Weiblichkeit erfolgreich konstruieren zu können. Schon die erste Erwähnung der Kammer im Text enthält einen aufschlussreichen Hinweis auf die spezifische Qualität und Funktion dieses Raumes. In vv. 195-197 wird dem Leser mitgeteilt, dass die Gevatterin *hâte ein schæne slâfgaden, / daz was geworht*¹⁴³ *mit guoten laden*¹⁴⁴. / *dâ tet si ir gevatern in*. Es handelt sich also um einen Raum, dessen Eignung für das spezielle Vorhaben der Gevatterin daraus resultiert, dass er vollständig verschließbar ist: Nicht nur der Zutritt zu diesem Raum kann verwehrt werden, sondern auch jeder potentielle Einblick. Die Fensterläden riegeln die Schlafkammer hermetisch von der Außenwelt ab; es entsteht ein Raum, in dem störende Umwelteinflüsse ausgeschlossen und damit künstliche Lebensbedingungen geschaffen werden können, auf die die Außenwelt keinen Einfluss hat. Gleiches gilt für die Vorhänge, die das Bett der Ehefrau umgrenzen: *vil wol behangen / al umbe und umbe* (vv. 370f.) schützt das Bett die Ehefrau nicht nur vor schädlichem Staub (vgl. v. 371), sondern auch vor unbefugten Blicken. Auf diese Weise entsteht ein ‚Raum im Raum‘ und eine gleich doppelte Grenze zur Außenwelt. Auch die Höhe des Bettes, auf das *ein sneller vlôch*¹⁴⁵ / *mit springen niht gelangen* (vv. 368f.) kann, trägt zur Schaffung künstlicher Existenzbedingungen bei, die in der bäuerlichen Alltagswelt sonst nicht gegeben waren. Das Bemühen der Gevatterin, einen Sonderraum zu schaffen, kommt am deutlichsten im Auslegen des Bodens mit Gräsern und Blättern sowie im Auskleiden der Wände mit Blumen zum Ausdruck, mit deren Hilfe das bäuerliche Schlafzimmer vollends verfremdet wird. Nicht nur die Ehefrau wird den Blicken der Außenwelt entzogen, die Außenwelt wird auch den Blicken der Ehefrau entzogen: *niht wan bluomen* (v. 377) vermag sie mehr zu sehen. Der Raum erscheint der Ehefrau als Paradies; der Aufenthalt in diesem künstlichen Paradies erzeugt körperliches und seelisches Wohlbefinden: *ir was sô wol, daz si des jach, / si wære in dem paradise* (vv. 378f.). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Schlafkammer der Gevatterin weit mehr ist als ein Schutzraum für eine misshandelte Ehefrau. Sie besitzt vielmehr die strukturellen Kennzeichen eines geschlossenen Raumes, in dem künstliche Lebensbedingungen geschaffen werden, um kulturelle Modellierungen von Weiblichkeit kontrolliert und erfolgreich vollziehen zu können. Da das Wohlbefinden der

¹⁴³ *wirken*: arbeiten, verfertigen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 928.

¹⁴⁴ *lade*: Fensterladen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1810.

¹⁴⁵ *vlôch*: Floh, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 409.

Eingeschlossenen eine ganz wesentliche Voraussetzung jener perfekten Weiblichkeit ist, die die Gevatterin konstruieren möchte, um den Ehemann der Bäuerin zu unterwerfen, berücksichtigt die Gevatterin dies bei der Raumkonzeption und -ausstattung. Dass es ihr tatsächlich gelingt, den Körper der Frau zur Sprache zu bringen, diesen Körper kulturell lesbar und damit auch kulturell kontrollierbar und verfügbar zu machen, darin besteht die männlich kodierte Leistung der Gevatterin, die nun eingehender betrachtet werden soll.¹⁴⁶

Was passiert in der Schlafkammer mit der Bäuerin? Der Text fasst die Handlungen der Gevatterin zeitfräffend zusammen und beschreibt das Ergebnis:

*dô pflac [...] si des wîbes
sô rehte meisterlîche wol,
daz man si darumbe loben sol.
si lie si niender vûr daz gaden.
ezzen, slâfen unde baden,
daz was ein leben, des si pflac.
[...]
si kunde ouch vil wol kochen
und mahte in den sehs wochen
ir gevatern einen sô schænen lîp,
daz man ein sô schæne wîp
in der gegende niender vant.
si hâte ouch bezzet gewant
denne dehein gebûrinne dâ:
[...]
dem si ê was wol bekant,
dem wart si nu vremde. (vv.360-403)*

Der weibliche Idealkörper, den die Gevatterin in der Schlafkammer konstruiert, zeichnet sich durch einen spezifischen ästhetischen Effekt aus, der im mittelhochdeutschen Text mit dem Begriff *vremde* umschrieben wird. *Vremde* wird hier als Gegenbegriff zu *bekant* verwendet, und zwar in dynamisierter Form: Die Ehefrau ‚wird fremd‘, das heißt ihr Fremdsein ist die Folge der Pflegetätigkeit der Gevatterin. Weiblichkeit bedarf des Faktors ‚Fremdheit‘, um in Relation zur Männlichkeit des Produzenten wahrgenommen werden zu können, die nun vorgeben kann, ‚bekannt‘ und somit eben nicht kulturell erzeugt zu sein. Die durch die Gewalt der Ästhetisierung erzeugte ‚Fremdheit‘ des Weiblichen ist die notwendige Voraussetzung zur Rechtfertigung des hegemonialen Status von Männlichkeit:

¹⁴⁶ Inwiefern in diesem Märe der Ehemann als biologischer Vertreter der männlichen Genusgruppe dem von der Gevatterin vorgeführten ‚männlichen‘ Leistungsanspruch gerecht wird und welche Bedeutung dies für das vom Text propagierte Männlichkeitskonzept hat, sind Fragen, die am Ende der Analyse reflektiert werden müssen.

Alterität, über die Selbstkonstruktion und kulturelle Selbstdefinition erst möglich werden, wird [...] wesentlich im Begriff Fremde gefasst. [...] Laut Grimm'schen Wörterbuch verbinden sich mit dem Wort *fremd* zwei Hauptvorstellungen: das von *Fernher-Sein* und das *Nicht-Eigen-Sein*, das *Nicht-Angehören*. Fremdheit ist nach dieser Sichtweise ein konfliktreich definierter sozialer Status, bei dem zwei Partner sich darüber verständigen, wer ‚zu Hause‘ und wer ‚in der Fremde‘ ist.¹⁴⁷

‚Zu Hause‘ sein bedeutet über ‚das Haus‘ verfügen und Raumkontrolle ausüben zu können: zu entscheiden, wer sich in einem bestimmten Raum aufhalten und wer diesen Raum verlassen muss – insofern heißt ‚zu Hause‘ sein männlich sein. ‚In der Fremde‘ sein wird komplementär dazu mit der Erfahrung eines Raumkontrollverlustes verbunden. Man wird eingesperrt, stillgestellt und kontrolliert: ‚fremd‘ sein heißt weiblich sein.¹⁴⁸ Auch der ‚verfremdende‘ Aufenthalt der Bäuerin in der Schlafkammer, der von der Gevatterin als Abfolge von *ezen*, *slâfen unde baden* (v. 364) gestaltet wird, sowie ihre Ausstattung mit prächtiger Kleidung ist kein Selbstzweck, sondern erfolgt produktorientiert, er zielt auf die Erzeugung eines weiblichen Idealkörpers mit einem entsprechend hohen sexuellen ‚Marktwert‘. Das Weiblichkeitsmodell, an dem sich die Gevatterin orientiert, ist das Modell der unangreifbaren, durch überragende äußere und innere Werthaftigkeit jedem Angriff enthobenen höfischen Dame, die *aller dinge / volkomen an dem lîbe / ze einem biderben*¹⁴⁹ *wîbe* (vv. 414ff.) ist. Mit dieser buchstäblich bis

¹⁴⁷ ORTRUD GUTJAHR, Alterität und Interkulturalität, in: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. HANS RUDOLF VELTEN, Reinbek 2002, S. 345-369, hier S. 359. GUTJAHR betont mit Nachdruck die Anwendbarkeit und den Nutzen der Kategorie „Fremdheit“ in Hinblick auf Untersuchungen von Geschlechterkonstrukten: „Auch die Analysen zur kulturellen Konstruktion von Geschlecht innerhalb der Gender-Forschung werden für eine interkulturelle Gender-Theorie anschlussfähig, wenn die Kategorie Geschlecht auch als interkulturell, translokal und multipel konstruiert untersucht wird. [...] dabei [stehen] interkulturell[e] Geschlechterbeziehungen [...] nicht selten im Zeichen von Gewalt und rigiden Grenzbeziehungen“ (S. 358). Die Analysen dieser Arbeit bestätigen dies eindeutig. Die von der Älteren deutschen Literaturwissenschaft bislang praktizierte relativ eingeschränkte Verwendung der Kategorie „Fremdheit“, etwa bei Untersuchungen der Textsorte „Reiseliteratur“ oder der Darstellung fremder Völker und Rassen in verschiedenen literarischen Gattungen, sollte daher aufgegeben und die Kategorie auch auf ihre Übertragbarkeit auf andere Forschungsfelder überprüft werden. Vgl. hierzu den parallel zu GUTJAHRs Aufsatz angelegten Überblick über den Forschungsstand der Alteritätsforschung in der Älteren deutschen Literaturwissenschaft durch MARINA MÜNKLER, Alterität und Interkulturalität, in: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. HANS RUDOLF VELTEN, Reinbek 2002, S. 323-344.

¹⁴⁸ Für viele Märenfrauen liegt diese ‚Fremde‘ ‚zu Hause‘. Sie beginnt gleich hinter der Türschwelle, die man nicht ungestraft verlassen darf. Für alle Märenfrauen aber beginnt diese ‚Fremde‘ hinter den Körpergrenzen ihres ‚Geschlechtes‘, die von ‚männlichen Männern‘ gesetzt und von ‚weiblichen Frauen‘ nicht überschritten werden dürfen, ohne ihre ‚Weiblichkeit‘ einzubüßen. ORTRUD GUTJAHRs Feststellung, dass „[d]ie Differenzierung zwischen Eigenem und Fremdem [...] wesentlich in Kategorien des Raums und der Bewegung im Raum gedacht [wird]“ (GUTJAHR, Alterität und Interkulturalität [Anm. 147], S. 358), trifft auch auf die Märenliteratur zu. In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine Beobachtung Hanns FISCHERS hinweisen, der auf die häufige Selbstcharakterisierung der Mären als *vremdiu mære*, *seltsine saken* u. Ä. aufmerksam gemacht hat (vgl. FISCHER, Studien zur deutschen Märendichtung [Anm. 25], S. 130f.). FISCHER begründet die Verwendung dieser Begriffe damit, dass Mären auf die Darstellung des „Außergewöhnliche[n]“ (ebd., S. 130) abzielten und ihre außergewöhnlichen Erzählgegenstände entsprechend ankündigten. Könnte „fremd“ hier nicht auch auf ein Verhältnis von Autor und Text hinweisen, das analog zu dem von Mann und Frau im Text kodiert wird? Sind Texte möglicherweise nichts anderes als Frauen und Frauen nichts anderes als Texte – gewaltsam erzeugte Kunstprodukte, die ihre kulturelle Lesbarkeit und Existenz einem männlichen Schöpfer verdanken?

¹⁴⁹ *biderbe*: (gesellschaftlich) angesehen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 265.

in die kleinste Falte (vgl. v. 407) perfekten Weiblichkeit wird Fremdsein gleichgesetzt; der Status des Bekanntseins hingegen wird auf die Existenz der Bäuerin vor ihrem Aufenthalt in der Schlafkammer bezogen. Zwischen diesen beiden Existenzformen der Bäuerin ereignet sich ein Akt der Verfremdung, den die Gevatterin am Körper der Bäuerin vollzieht und der eine kulturell lesbare, erotisch hochattraktive Form von Weiblichkeit erzeugt: eine Weiblichkeit, die ohne Schwierigkeiten ‚an den Mann‘ gebracht werden kann, weil sie einer Definition von Weiblichkeit entspricht, die von der männlichen Genusgruppe und Definitionsmacht im Text anerkannt und nachgefragt wird.¹⁵⁰ Selbstsicher kann die Gevatterin daher dem Ehemann, der sich für verwitwet hält, jedoch schon nach kurzer Zeit feststellt, dass er nicht *eines wîbes enbern* (v. 321) kann, eine ‚Zufriedenheitsgarantie‘ für ihr Weiblichkeitsprodukt ausstellen:

*gevater, nu sît vrô.
ich wil ez vüegen alsô,
daz ich iu zeigen wil ein wîp,
diu einen wunniclichen¹⁵¹ lîp
von gotes meisterschefte¹⁵² hât,
der allez daz ze wunsche¹⁵³ stât,
daz man an vrouwen loben sol. (vv. 323-329)*

Die *meisterliche* (v. 361) Pflēgetätigkeit der Gevatterin, die sich selbstbewusst *gotes meisterschefte* (v. 327) zum Vorbild nimmt, imitiert eine Form struktureller Gewalt, die in patriarchalischen Gesellschaftssystemen traditionell dem Mann zugestanden wird: das Recht, Weiblichkeit zu definieren und dadurch geschlechtliche Differenz zu stiften. Wenn auch die Handlungen der Gevatterin auf der Textoberfläche noch so harmlos und angenehm erscheinen, so muss doch vor diesem Hintergrund die von ihr ausgeübte Pflēgetätigkeit als Ausübung männlicher struktureller Gewalt verstanden werden. Weibliche Pflege zielt hier darauf ab, Weiblichkeit zu produzieren: einen weiblichen Gewalt-Akt, der als Werk eines männlichen Schöpfers erscheint und diesem nach- und untergeordnet ist. Diese Rolle übernimmt in diesem Märe eine weibliche Figur, die Männlichkeit imitiert, indem sie Weiblichkeit definiert und kons-

¹⁵⁰ Zur sexuellen Attraktivität von Weiblichkeitskonstrukten vgl. ELISABETH BRONFEN, Weiblichkeit und Repräsentation – aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse, in: *Genus* (Anm. 38), S. 408-445. BRONFEN betont im Anschluss an TERESA DE LAURETIS die für die Konstruktion idealer Weiblichkeit konstitutive „Nichtkoinzidenz zwischen >Frauen< als historischen Subjekten und >Frau< als fiktionalem Konstrukt“ (ebd., S. 410). Die Attraktivität einer „Phantasiefrau [...] besteht darin, daß sie als empirische Frau abwesend bleibt“ (ebd., S. 411). *Der Gevatterin Rat* kann durchaus als Geschichte der gewaltsamen „Transformation einer weiblichen Lebensgeschichte in eine Repräsentation der Frau“ (ebd., S. 413) gelesen werden: Fremdheit erscheint hier als notwendige Bedingung für weibliche Perfektion und Erotik.

¹⁵¹ *wunneclich*: *wunne* erregend, d. h. Freude und Lust erregend, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 995.

¹⁵² *meisterschaft*: höchste Kunst; Herrschaft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2088.

¹⁵³ *ze wunsche*: vollkommen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 997.

truiert.¹⁵⁴ Man kann *Der Gevatterin Rat* als Inszenierung einer weiblichen Ermächtigungsphantasie lesen. Man kann dieses Märe aber auch als literarische Realisierung einer Männerphantasie begreifen, die ihren besonderen Reiz aus dem Umstand bezieht, dass der Stricker eine Frau Männlichkeit in Szene setzen lässt. Zu fragen bleibt, wie nun der biologische Mann im Text, der Ehemann, mit dieser Wirklichkeit gewordenen Männerphantasie umzugehen versteht. Beweist er gegenüber der weibliche Idealität verkörpernden *vremden* Frau mehr Männlichkeit als zuvor gegenüber der verhassten Ehefrau?

Fremdsein beinhaltet die Möglichkeit des Verkennens, die Gefahr, das Geschlechterkonstrukt nicht zu durchschauen, seine Idealität als ursprünglich und voraussetzungslos zu betrachten und somit dem ästhetischen Reiz des *vremden* Idealkörpers unreflektiert zu erliegen. Genau dies passiert dem Ehemann in *Der Gevatterin Rat*. Der Ehemann erkennt hinter dem Idealbild der höfischen Dame nicht mehr die eigene Frau (vv. 476/477: *hâte er si gesehen ê, / daz was im nu vil unbekant*). So wie er zuvor bereits die vorbildliche Weiblichkeit seiner Ehefrau nicht erkennen und wertschätzen konnte, durchschaut er auch nicht die Weiblichkeitskonstruktion der Gevatterin. Stattdessen ist es nun seine Männlichkeit selbst, die dem Modellierungsakt der Gevatterin unterworfen und neu definiert wird. Angesichts der ihm präsentierten idealen höfischen Weiblichkeit verwandelt sich der brutale Ehemann in einen ebenso perfekten höfischen Minnediener, der die ihm in diesem Geschlechtermodell zugewie-

¹⁵⁴ Die Gevatterin kann hier auch als weibliche Variante jenes mythischen männlichen Künstlers verstanden werden, wie er in Ovids *Metamorphosen* archetypisch beschrieben worden ist: Pygmalion. Wie die meisten anderen Erzählungen aus den *Metamorphosen* Ovids, die spätestens seit Ende des 11. Jahrhunderts eine dominierende Rolle im mittelalterlichen Schulunterricht spielten (vgl. HARTMUT KUGLER, Art. Ovidius Naso, P., in: ²VL [Anm. 103], Bd. 7, Sp. 247-273, hier Sp. 251), hat auch die Geschichte Pygmalions in der Literatur des europäischen Mittelalters keine eigenständige Verbreitung gewonnen (vgl. hierzu ebd., Sp. 257 sowie MANFRED KERN, Art. Pygmalion, in: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters, hg. v. dems., Berlin 2003, S. 543). Dennoch haben ovidische „Stoffe, Motive, Gestaltungsmuster [...] lebhaft gewirkt, und zwar oft vermittelt über (mlat., afrz. oder intern mhd.) Zwischenquellen, so daß in vielen Fällen nicht entscheidbar ist, ob ein Autor seinen Ovid aus erster oder zweiter Hand oder gar nicht gekannt hat“ (KUGLER, Sp. 259f.). Jedoch gilt: „Wo man bei den deutschen Dichtern die Kenntnis lateinischer Schulaufgaben voraussetzen darf, ist damit zu rechnen, daß sie einen kommentierten Ovid gelesen [...] haben“ (ebd., Sp. 260). Für den Stricker dürfte dies ohne Zweifel zutreffen: „Aus den nachweisbaren rhetorischen, juristischen und theologischen Kenntnissen kann auf eine bedeutende lateinische Bildung geschlossen werden“ (KARL-ERNST GEITH, Art. Der Stricker: A. Person, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 9, Sp. 418f., hier Sp. 419). Wenn also auch der Name ‚Pygmalion‘ in *Der Gevatterin Rat* nicht fällt – und das Märe somit ganz bestimmt nicht den Rang einer ‚Ovid-Bearbeitung‘ beanspruchen will –, so könnte der Text möglicherweise doch als Aktualisierung eines in den *Metamorphosen* Ovids erstmals literarisch greifbar gewordene Erzählmotivs verstanden werden: In Ovids *Metamorphosen* verliebt sich der Bildhauer Pygmalion in sein eigenes Kunstwerk, eine idealschöne Frauenstatue aus Elfenbein, und gewinnt diese schließlich tatsächlich zur Frau, da Venus die Statue auf seine Bitte hin belebt. Die Geschichte einer solchen ‚pygmalionischen‘ Herstellung und Belebung eines weiblichen Idealkörpers wird auch in *Der Gevatterin Rat* erzählt, wobei nun allerdings die Gestalt Pygmalions auf zwei Figuren verteilt wird: Die Gevatterin übernimmt die Rolle Pygmalions als Künstler, der Ehemann die Rolle Pygmalions als Verehrer und Liebhaber der Kunstfrau. Zahlreiche weitere Literaturhinweise zum Forschungsbereich ‚Pygmalion‘ gibt ANDREA KÖLBL, Art. Pygmalion, in: EM, hg. v. KURT RANKE u. ROLF WILHELM BREDNICH u. a., Berlin/New York 1977ff., Bd. 11, Sp. 77-84; zu mittelalterlichen Illustrationen des Pygmalion-Mythos vgl. ANDREAS BLÜHM, Pygmalion. Die Ikonographie eines Künstlermythos zwischen 1500 und 1900, Frankfurt/Main u. a. 1988.

sene untergeordnete Position nicht nur klaglos, sondern freudig annimmt: *dô er hin in daz gadem gie, / daz wîp in minniclîche enpfie; / daz galt er ir mit witzen*¹⁵⁵. / *si hiez in zuo ir sitzen; / des dûhte er sich ein sælic man* (vv. 463-467). Die Attraktivität des höfischen Weiblichkeitskonstrukt generiert also ein dazu passendes Männlichkeitskonstrukt, ohne dass dies dem Mann bewusst wird.¹⁵⁶ Er unterwirft sich als Minnediener nicht nur der unbekannten schönen Dame, sondern unterliegt auch der Gevatterin, wodurch er letztlich als unmännlich, das heißt: als weiblich gebrandmarkt wird. Nicht er beherrscht die Frauen, sondern die Frauen beherrschen ihn. Das blinde Ausagieren physischer Gewalt allein verleiht dem Mann noch lange keine Männlichkeit – vorbildliche Männlichkeit konstituiert sich vielmehr über eine wohlüberlegte und erfolgreiche Konstruktion von Weiblichkeit, wie sie von der Gevatterin souverän durchgeführt wird. Die von der Gevatterin produzierten Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit bewirken so zwar tatsächlich das von der Ehefrau erhoffte Ende der Gewalt. Die Männlichkeit des Ehemannes bleibt jedoch dabei auf der Strecke.

Seine außerordentliche *tumpheit* (v. 644) wird im letzten Teil des Märes offenbar, als der Ehemann beinahe den Hungertod durch *verligen* im Minnewahn erleidet: *ichn kome von dem wîbe niht* (v. 560), stellt der Ehemann hilflos fest, *ich muoz bî dînem lîbe / vor hunger ligen tôt. / uns enwil nieman ein brôt / weder lîhen noch geben* (vv. 596-59). Vor dem Hintergrund des höfischen *Erec*-Romans, bei dem sich hinter dem Motiv des *verligns* eine ernstzunehmende gesellschaftliche Problematik verbirgt, erscheint das Zitat dieses Motivs in *Der Gevatterin Rat* in verzerrter, komisierter Form. Die Ehefrau, die erkennt, dass sie *sô grôze nôt / mit der liebe niht erwerben [wolde]*, / *daz si hungers wolde sterben* (vv. 606ff.), entschließt sich dazu, das artifizielle *himelrîch[e] leben* (vv. 592) zu zerstören und ihrem *vil tumber[n] man* (v. 621) die verdiente Lektion zu erteilen, indem sie sich ihm zu erkennen gibt:

*ich starp niht, ich lebe noch
und hân dich underwîset doch,
daz du ein vil tumber man bist
und enweist, waz übel oder guot ist.* (vv. 619-622)

¹⁵⁵ *witze*: Verstand, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 955; *mit witzen*: auf angemessene Weise

¹⁵⁶ Durch manipulierende Suggestion weiß die Gevatterin diesen Prozess noch zu beschleunigen. Noch vor der Begegnung der beiden Eheleute weist sie den Ehemann darauf hin, dass sie ihn der *vrouwe* gegenüber bereits *vil vaste vermæret* (v. 425) habe, indem sie dieser gegenüber betont habe, der Ehemann sei ihr ebenbürtig, da er *biderbe und gewære, / getriuwe und êrbære, / gevüege, milde unde guot, / bescheiden, stete und wol gemuot* (vv. 429-432) sei. Sie verpflichtet ihn außerdem zum Verzicht auf die Ausübung physischer Gewalt, da sie der schönen Dame versichert habe, dass er *der beste wîbes man* sei, den es jemals auf der Welt gegeben habe (vgl. vv. 511/512).

Der Ehemann taugt trotz seines Verzichtes auf körperliche Gewaltanwendung gegenüber seiner Frau auch zukünftig nicht zum vorbildlichen Eheherrn und Vertreter der männlichen Ordnungsmacht, da er seine Frau nicht zu kontrollieren vermag:

*sît liez er daz wîp genesen¹⁵⁷.
die entorste¹⁵⁸ er schelden noch loben,
man næmez anders vûr ein toben¹⁵⁹.
sus was sîn tumpheit erkant
und was sîn wîsheit geschant. (vv. 642-646)*

An die Lektüre von *Der Gevatterin Rat* schließen sich Fragen an. Wie ist das Versagen von Vertretern der männlichen Genusgruppe im Hinblick auf die Ausübung der differenzstiftenden Meisterrolle zu bewerten? Wie kann die Konstruktion von Geschlecht erfolgreich ausgeübt werden? Die Ehestandsmären des Strickers sollen im Folgenden als künstlerischer Versuch des Autors verstanden werden, sich der Problematik der Konstruktion von Geschlecht aus verschiedenen Blickwinkeln anzunähern. Nicht primär moralische Didaxe, sondern die Faszination am Gedankenexperiment kennzeichnet wesentlich diese Texte. Auf diese Weise entsteht ein Dialog der Ehestandsmären untereinander, die somit durchaus dem Prinzip der ‚Parallelgeschichten‘ entsprechen, wie es Jahrhunderte später JOHANN WOLFGANG VON GOETHE in seinem Novellenzyklus *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* entwickelt und beschrieben hat: „Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockne Worte“.¹⁶⁰

¹⁵⁷ *genesen*: lebend oder heil davonkommen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 856.

¹⁵⁸ *turren*: wagen, sich getrauen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1586.

¹⁵⁹ *toben*: Narrheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1453.

¹⁶⁰ JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, in: ders., *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche in 40 Bänden*, hg. v. FRIEDMAR APEL u. a., Bd. 9: *Wilhelm Meisters theatralische Sendung, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, hg. v. WILHELM VOßKAMP u. HERBERT JAUMANN unter Mitwirkung v. ALMUTH VOßKAMP, Frankfurt/Main 1992, S. 1058.

2.2 Der begrabene Ehemann

Die Analyse von *Der Gevatterin Rat* hat gezeigt, dass das in patriarchalischen Gesellschaftssystemen traditionellerweise dem Mann zugesprochene Recht der Modellierung der Geschlechterdifferenz voraussetzt, dass dieser seiner Herren- und Meisterrolle auch gerecht zu werden versteht. Männer, die Gewalt an Frauen nicht zielgerichtet und kontrolliert ausüben, sondern insbesondere körperliche Gewalt unreflektiert ausagieren, wie dies der Ehemann in *Der Gevatterin Rat* tut, stellen offensichtlich eine zentrale Schwachstelle männlich verbürgter Differenz- und Ordnungsstiftung dar. Der Stricker setzt sich gleich in zwei weiteren, komplementär aufeinander bezogenen Mären mit genau dieser Problematik auseinander. Während das Märe *Der begrabene Ehemann* das Versagen des Mannes beim Akt geschlechtlicher Differenzstiftung thematisiert und die im doppelten Sinne ‚peinlichen‘ Konsequenzen dieses Versagens schildert, wird im Märe von der *Eingemauerten Frau* eine Strategie vorgestellt, mit deren Hilfe geschlechtliche Differenzstiftung durch den Mann erfolgreich zu bewerkstelligen ist. Insbesondere beim *Begrabenen Ehemann* ist dabei eine starke juristische Überformung der Kategorie ‚Gewalt‘ feststellbar. Dies ist, wie noch im Detail zu zeigen ist, nicht verwunderlich, entscheidet doch die Fähigkeit des Mannes zur ‚richtigen‘ Gewaltanwendung direkt über das männliche Recht auf Herrschaft. Das sicherlich auch zeitgeschichtlich mitbedingte Interesse des Strickers an Rechtsfragen¹⁶¹ ist bereits dem zeitgenössischen Publikum aufgefallen und hat schon im Mittelalter ein lebhaftes juristisches Interesse an bestimmten Texten des Strickers zur Folge gehabt.¹⁶² Dieses Interesse ist, wie ich meine, nicht nur vor dem Hintergrund einer praktischen Verwertbarkeit der Strickertexte als juristische Exempla verständlich, sondern zumindest teilweise auch aus der kritischen Souveränität heraus erklärbar, mit der der Stricker über die Kategorie ‚Recht‘ verfügt.

Aus der Perspektive unserer heutigen Rechtsauffassung stellt die im *Begrabenen Ehemann*¹⁶³ geschilderte Tötung des Ehemannes durch seine Frau und deren Liebhaber ein ein-

¹⁶¹ Zur Charakterisierung des 12. Jahrhunderts als „eine[m] der innovativsten Jahrhunderte in der abendländischen Rechtsgeschichte“ vgl. HINRICH RÜPING u. GÜNTER JEROUSCHEK, Grundriß der deutschen Strafrechtsgeschichte, München 2002, S. 15. Als Stichworte seien hier nur genannt: der Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem wiederentdeckten Justinianischen Gesetzgebungswerk an der neugegründeten Bologneser Rechtsfakultät, die Verfassung des Dekret Gratians (um 1140) als Geburtsstunde des kanonischen Rechts sowie das rechtsgeschichtlich überaus bedeutsame IV. Laterankonzil (1215); im deutschsprachigen Raum des 13. Jahrhunderts die Abfassung bedeutender Rechtsaufzeichnungen wie *Sachsenspiegel* (1220-35), *Deutschenspiegel* (1274/75) und *Schwabenspiegel* (1275/76).

¹⁶² Vgl. dazu NORBERT H. OTT, Bispel und Mären als juristische Exempla. Anmerkungen zur Stricker-Überlieferung im Rechtsspiegel-Kontext, in: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, L. PETER JOHNSON u. HANS-HUGO STEINHOFF, Paderborn u. a. 1988, S. 243-252.

¹⁶³ Textgrundlage: Der Stricker, *Der begrabene Ehemann*, in: FISCHER, Der Stricker. Verserzählungen I (Anm. 120), Nr. IV, S. 28-36. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

deutig zu klassifizierendes Delikt dar: einen Mord, also die vorsätzliche Tötung eines anderen Menschen aus niederen Beweggründen, der auf das Schärfste zu verurteilen und abzustrafen ist. Das Stricker-Märe verwendet diesen Begriff nicht; würde es ihn verwenden, so wäre dieser Begriff für eine historische strafrechtliche Klassifikation des Tatbestandes wertlos, „insofern als [im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch] jede Tötung als Mord“¹⁶⁴ bezeichnet werden kann. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob der literarische Text überhaupt eine Bewertung des Geschehens nach strafrechtlichen Kategorien vornimmt. Begibt man sich also zunächst einmal auf die Suche nach historischen strafrechtlichen Termini, mit denen die Tat der Ehefrau im Text belegt wird, so wird man nur im Epimythion des Erzählers fündig, der abschließend konstatiert, dass der Ehemann

*den schaden muose [...] des haben,
daz er satzte ein tumbez wîp
ze meister über sînen lîp* (vv. 246ff.)

Der mittelhochdeutsche Begriff *schade* bezeichnet als Rechtsterminus den schädlichen Erfolg einer Tat, der gemäß dem bis ins hohe Mittelalter hinein weithin gültigen germanischen Rechtsgrundsatz der Erfolgshaftung¹⁶⁵ nach rechtlicher Sanktionierung verlangt und insofern rückwirkend eine *missetât*, das heißt ein Verbrechen im Sinne eines Bruches der gültigen Rechtsordnung¹⁶⁶, konstituiert. In der Tat gilt die Tötung des Ehepartners, insbesondere des männlichen Ehepartners, im gesamten Mittelalter grundsätzlich als schwerwiegendes und prinzipiell unsühnbares Verbrechen, das im Fall der Tötung des Ehemannes durch die Ehefrau in der Regel nur durch den Tod der Täterin getilgt werden kann.¹⁶⁷ Nun wird aber im vorliegenden Textausschnitt der *schade*, den der Ehemann durch seine Frau erleidet, in einen Kausalzusammenhang mit einer ihrerseits negativ konnotierten Handlung des Opfers gebracht: Der *schade* des Ehemannes resultiert daraus, *daz er satzte ein tumbez wîp / ze meister über sînen lîp* (vv. 247/248). Die Etablierung von ‚Weiber-Herrschaft‘ stellt, wie bereits ausgeführt wurde, vor dem mittelalterlichen Normenhorizont betrachtet einen Bruch der bestehenden Rechts- und Geschlechterordnung und somit schuldhaftes Verhalten dar. Das Geschlechterstereotyp des *tumben wîbes*, das an dieser Stelle im Epimythion aufgerufen wird, ist Teil dieses

¹⁶⁴ RUDOLF HIS, Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina, München 1967, S. 123. Die inhaltliche Differenzierung der durch die neuhochdeutschen Begriffe ‚Totschlag‘ und ‚Mord‘ bezeichneten juristischen Tatbestände ist dessen ungeachtet schon im frühen Mittelalter üblich (vgl. ders., S. 121ff.).

¹⁶⁵ Vgl. dazu allgemein HIS, Geschichte des deutschen Strafrechts (Anm. 164), S. 10, u. RÜPING (Anm. 161), S. 4, sowie ebd., S. 27, zur Aufrechterhaltung des Prinzips einer weitgehenden Erfolgshaftung im *Sachsenspiegel*.

¹⁶⁶ Zum Begriff *missetât* vgl. HIS (Anm. 164), S. 1ff.

¹⁶⁷ Zur Klassifizierung des Tatbestandes der Tötung des Ehepartners nach germanischer Rechtsauffassung als sogenanntes ‚Neidingswerk‘ vgl. HIS (Anm. 164), S. 122. Zur Kritik an den Begriffen ‚Neidingswerk‘ und ‚Meintat‘ vgl. RÜPING (Anm. 161), S. 2.

Normenhorizontes, es liefert die Begründung für das Verbot der ‚Weiber-Herrschaft‘: Frauen haben keinen Anspruch auf Herrschaft, weil sie – angeblich – *tump* sind; konsequenterweise müssen Frauen grundsätzlich als *tump* bezeichnet werden, damit sie keinen Herrschaftsanspruch erheben können. Ob dieses Geschlechterstereotyp tatsächlich auf die Ehefrau in der erzählten Geschichte übertragen werden kann, ist eine Frage, die noch zu klären ist. In jedem Fall aber erscheint hier bereits die Figur des Ehemannes ambivalent. Er wird einerseits durch den Begriff *schade* als Opfer eines Rechtsbruches charakterisiert, andererseits erscheint er als subjektiv verantwortlich für eine Tat, die das Zufügen eines *schadens* nach sich zieht, also als Täter¹⁶⁸. Vom Kontext isoliert betrachtet, gewährt das Epimythion des Erzählers keinen eindeutigen Aufschluss über die Vergabe der Täter- und Opferrolle sowie über die Verteilung von Recht und Unrecht. Die Tötung des Ehemannes, auf die das Epimythion Bezug nimmt, stellt sich in diesem vielmehr als eine durchaus schillernde Mischung aus verbrecherischer, *schaden*-zufügender *missetât* und rechtmäßigem Straftat für schuldhaftes Verhalten dar. Wo also befindet sich der Ort des Rechts in diesem Märe?

Die Ausgangssituation des Märes hat HEDDA RAGOTZKY klar umrissen:

[Das Märe] beginnt mit einem Minnebekenntnis des Mannes zu seiner Frau, in dem sich – so bedingungslos wie hier totale Unterwerfungsbereitschaft signalisiert wird – die Gefahr der Verfehlung der ordogemäßen Überlegenheit des Mannes im Ehebereich abzeichnet. [...] Mit diesem Minnebekenntnis macht sich der Mann bereits zur Karikatur, zum Minnesklaven. Er definiert sich durch die Intensität und Absolutheit der Bindung an seine Ehefrau als *eigen-man*, aber er begründet dieses totale Abhängigkeitsverhältnis nicht – wie z. B. der Ehemann im ‚Erzwungenen Gelübde‘ am Ende seines Erkenntniswegs – mit der Erfahrung ihres *guot*-Seins. Die Erfahrung ihrer *güete* und ihrer *tugent* wird in diesem totalen Minnebekenntnis bezeichnenderweise nicht erwähnt, es hat sie – wie der Gang der Handlung drastisch beweist – nie gegeben.¹⁶⁹

Der Ehemann zitiert das höfische Rollenmodell der Minneherrin, die aufgrund ihrer moralischen Perfektion mit absoluter Verfügungsgewalt über den Mann ausgestattet ist. Indem der Ehemann jedoch dieses Modell auf seine tatsächlich amoralische Ehefrau projiziert, zitiert er es ‚falsch‘, da er die moralischen Voraussetzungen dieses Modells außer Acht lässt. Die Übertragung des Weiblichkeitsideals der Minneherrin auf die Ehefrau entbehrt dadurch in

¹⁶⁸ Die ‚Entdeckung‘ der subjektiven Verantwortlichkeit als juristische Kategorie erfolgte unter dem Pontifikat Innozenz’ III. auf dem IV. Laterankonzil im Jahr 1215. Die auf diesem Konzil entwickelte „ausgefeilte Schuldlehre bemüht sich nicht nur um eine Abgrenzung von Vorsatz und Fahrlässigkeit, sondern formuliert auch Rechtfertigungs- und Entschuldigungsgründe (Notwehr/Notstand, Trunkenheit, Affekt und Geisteskrankheit), und im Rahmen der Irrtumslehre werden Kriterien entwickelt, nach denen die Zurechnung zur willentlichen Begehung entfallen soll oder nicht“ (RÜPING [Anm. 161], S. 16). Diese neuartige, differenzierte Schuldauflösung steht in Opposition zum herkömmlichen, weitaus geringer differenzierten Schuldverständnis des weltlichen Erfolgsstrafrechts. Wenn der Stricker in seinem Märe schädlichen Erfolg und subjektive Verantwortlichkeit in der Person des Ehemannes kollidieren lässt, liefert er damit zugleich einen künstlerischen Beitrag zur zeitgenössischen Diskussion kirchlicher und weltlicher Rechtsentwürfe.

¹⁶⁹ HEDDA RAGOTZKY, *Gattungsenerneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers*, Tübingen 1981, S. 98.

diesem Text von vornherein jeglicher Legitimation. Der Ehemann verehrt in seiner Frau einen seiner moralischen Grundlage beraubten und insofern auf den puren Machtaspekt reduzierten Entwurf dominanter Weiblichkeit und schreibt damit seine Unterlegenheit im Geschlechterverhältnis selbst als konstitutiv fest.

Die Adoration einer solchermaßen fehlerhaft zitierten idealen Weiblichkeit birgt beträchtliche Gefahren für den männlichen Schöpfer dieses Ideals in sich, was in der nachfolgenden Märenhandlung drastisch in Szene gesetzt wird. Indem die Ehefrau „die Rolle aufgreift, die ihr die bedingungslose Übereignung des Mannes zuspielt“¹⁷⁰, erwacht das vom Ehemann auf seine Frau projizierte Zerrbild idealer Weiblichkeit zum Leben. Die Reihe der ‚Treueproben‘, denen der Ehemann im Folgenden durch seine Frau unterzogen wird, dienen der Sicherung der absoluten Superiorität der Frau und damit der endgültigen Verkehrung der ehelichen Geschlechterordnung. Anders als die Ehefrau in *Der Gevatterin Rat* zeigt die Ehefrau in diesem Märe nicht das geringste erzieherische Interesse an ihrem Mann. Sicherzustellen, *daz si sîn meister wære* (vv. 114), ist das einzige Motiv ihres Handelns.

Indem die Ehefrau die Kategorie ‚Recht‘ rücksichtslos zu ihren Gunsten ausspielt, rückt die Frage nach Recht und Unrecht überhaupt erst ins Problembewusstsein des Rezipienten. Die Vereinigung von Rechtskompetenz und Bosheit in einer Figur – eine in der mittelalterlichen Literatur durchaus nicht untypische Verbindung¹⁷¹ – ermöglicht eine synchrone Produktion von Unrecht und Recht, wobei sich auf der Handlungsebene erzeugtes Unrecht aus der Sicht des Rezipienten als Recht, auf der Handlungsebene praktiziertes bzw. vermeintlich errungenes Recht dagegen als Unrecht enthüllt. Die Rechtskompetenz der Ehefrau zeigt darüber hinaus an, dass eine Übertragung des im Epimythion verwendeten Epithetons *tump* auf diese Figur im Text nicht passend erscheint.

Die literarische Strategie der doppelten Produktion von Recht und Unrecht zeigt sich schon bei der ersten Gehorsamsprobe. Die Ehefrau konfrontiert ihren Mann am helllichten Tag mit der Behauptung, es sei Abend und an der Zeit, zu essen und schlafen zu gehen (vgl. vv. 52-55). Diese sprachliche Aussage steht in so offenkundigem Widerspruch zu den außersprachlichen Gegebenheiten, dass der Ehemann zum Hinweis auf die Kluft zwischen Sprache und Realität geradezu genötigt wird: *wie hâstu sô getân? / ez ist noch kûme mitter tac* (vv. 56f.). Unter dem Aspekt der empirischen Wahrheit erscheint der Widerspruch des Mannes

¹⁷⁰ Ebd., S. 99.

¹⁷¹ Auf ähnliche Weise wird in verschiedenen mittelalterlichen Texten (z. B. Stricker, *Richter und Teufel*, Jacob van Maerlant, *Merlijn*, Jacobus de Thermo, *Belial*) die Figur des Teufels mit der Kategorie ‚Recht‘ positiv assoziiert. Vgl. dazu NORBERT H. OTT (Anm. 162), S. 244f.

berechtigt, doch innerhalb der von der Ehefrau errichteten verkehrten Rechtswelt der pseudo-höfischen Treueprobe verhält es sich anders. Der provozierte Widerspruch des Mannes dient der Ehefrau zur Konstruktion einer Gelegenheit, sich auf die Seite des Rechts zu schlagen und ihren wortbrüchigen Mann für sein begangenes Unrecht abzustrafen. Gleich mehrfach bezieht sie ihren Mann des Eid- und Treuebruchs (vgl. vv. 62, 68f., 78) und entzieht ihm schließlich gar ihre *hulde*¹⁷² (vgl. vv. 84f.). Der Ehemann reagiert auf diese Sanktion mit einer beinahe physischen Schmerzreaktion (vv. 86f.: *diu drô tet im alsô wê, / daz er vil kûme genas*), die er nur dadurch abwehren kann, indem er vor seiner Frau als der leibhaften Verkörperung des Rechts sein scheinbares Unrecht anerkennt, bereut und auf den Knien demütig um Gnade bittet: *liebiu vrouwe sîeze, / gunne mir, daz ich ez bûeze / und daz ich ez niemer mêr getuo* (vv. 95ff.). Der Ehemann bemüht sich nach allen Kräften, das ihm von seiner Frau willkürlich zugesprochene Unrecht zu tilgen, und setzt sich gerade dadurch ins Unrecht: Verbal und gestisch lässt sich der Ehemann durch die von seiner Frau ausgeübte psychische Gewalt buchstäblich ‚in die Knie zwingen‘ – ein Unterwerfungsakt, den im Rahmen einer Muntehe allenfalls die Ehefrau, nicht aber der Ehemann zu praktizieren hätte. Die Gehorsamsprobe der Ehefrau erzeugt eine doppelte ‚Wahrheit‘ von Recht und Unrecht, deren Verteilung sich je nach Perspektive des Betrachters vollkommen verändert.

Als entscheidender und katalysierender Faktor dieser Produktion von Recht bzw. Unrecht wirkt dabei die von der Ehefrau gegen ihren Mann ausgeübte Gewalt. Obwohl diese hier als psychische Gewalt zu klassifizieren ist, wird sie dennoch in körperlichen¹⁷³ Beschreibungskategorien dargestellt. Die Drohung der Ehefrau ‚schmerzt‘ den Ehemann (v. 86: *diu drô tet im [...] wê*) und zwar in beträchtlichem, nahezu lebensbedrohlichem Ausmaß (v. 87: *daz er vil kûme genas*). Dass die gewaltsamen Gehorsamsproben der Ehefrau eine Differenzierung von Recht und Unrecht am Körper des Ehemannes hervorbringen, stellt dabei eine bemerkenswerte Tatsache dar, die möglicherweise in Zusammenhang gebracht werden kann mit einer neuartigen, sich vom Beginn des 13. Jahrhunderts an im europäischen Rechtsraum

¹⁷² *hulde*: Geneigtheit, Wohlwollen (hier: der Minneherrin), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1380.

¹⁷³ Der menschliche Körper und seine Medialität stehen immer wieder im Zentrum des Erzählinteresses von Mären. Eine gattungsbezogene Untersuchung bietet MARK CHINCA, *The Body in some Middle High German Mären. Taming and Maiming*, in: *Framing Medieval Bodies*, hg. v. SARAH KAY u. MIRI RUBIN, Manchester/New York 1994, S. 187-210; eine gattungübergreifende Darstellung findet sich bei TRUDE EHLERT, *Ein vrouwe sol niht spreken vil: Körpersprache und Geschlecht in der deutschen Literatur des Hochmittelalters*, in: *Chevaliers errants, demoiselles et l'Autre. Höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter*. FS für Xenja von Ertzdorff, hg. v. TRUDE EHLERT, Göttingen 1998, S. 145-171.

etablierenden Beweisgewinnungsmethode: der Folter. Die Funktion der Folter (Tortur) erschließt sich über deren spezifische Aufgabe innerhalb des peinlichen Strafrechts¹⁷⁴.

Das peinliche Strafverfahren dient der brandmarkenden Auslöschung begangenen Unrechts, das am Körper des Verdächtigen ermittelt und geahndet wird.¹⁷⁵ Um den menschlichen Körper, der im Zentrum des Interesses des peinlichen Strafrechts steht, zum Sprechen zu bringen, operiert dieses Strafverfahren mit einem kalkulierten Zufügen vor allem physischer Schmerzen. Die Folter nimmt dabei den Platz der ermittelnden Instanz ein, die am Körper des Verdächtigen „physische Gewalt zur Erpressung einer Wahrheit“¹⁷⁶ ausübt. Bei der Folter handelt es sich also um eine „Wahrheitsmarter“¹⁷⁷, bei der der menschliche Körper zugleich „Zielscheibe der Züchtigung und Ort der Wahrheitserpressung“¹⁷⁸ ist. Durch ein abgestuftes und kalkuliertes Zufügen von Schmerzen soll der ‚peinlich‘ Befragte dazu gebracht werden, begangenes Unrecht zu gestehen. Die Erpressung eines verbalen Geständnisses stellt zwar den Zielpunkt der Folter dar, wird aber bereits durch das sichtbare ‚Geständnis‘ des gemarterten Körpers vorweggenommen bzw. durch dieses ergänzt:

Die Schuld begann nicht erst nach der Vereinigung aller Beweisstücke; sie wurde von jedem Element konstituiert, das einen Schuldigen erkennen ließ. [...] Die Beweisführung bei Gericht gehorchte also nicht dem dualistischen System wahr/falsch, sondern einem Prinzip der stetigen Abstufung: eine bestimmte Stufe der Beweisführung bildete bereits eine Schuldstufe und hatte darum eine bestimmte Strafstufe zur Folge. Der Verdächtige als solcher verdiente immer eine bestimmte Züchtigung; man konnte nicht unschuldigerweise Gegenstand eines Verdachtes sein.¹⁷⁹

Der durch die Spuren der Folterung gezeichnete Körper stellt nach FOUCAULT zugleich einen mit Schuld bezeichneten und nach Strafe verlangenden Körper dar: Wer einem bestimmten Grad der Folter unterzogen wird, verdient auch diesen Grad der Folter. Schrittweise und im Wechselspiel von Gewaltausübung und Körpergeständnis produziert die Folter als Beweisgewinnungsmethode Recht oder Unrecht. Auf eben diese Weise wird auch im *Begrabenen Ehemann* ‚Wahrheit‘ ermittelt.¹⁸⁰ Die ‚peinlichen‘ Gehorsamsproben der Ehefrau lassen in der

¹⁷⁴ Das peinliche Strafrecht gewinnt laut RÜPING (Anm. 161), S. 31, im hohen Mittelalter zunehmend an Bedeutung.

¹⁷⁵ Vgl. hierzu ausführlich FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 8-90.

¹⁷⁶ Ebd., S. 53.

¹⁷⁷ Ebd., S. 54.

¹⁷⁸ Ebd., S. 57.

¹⁷⁹ Ebd.

¹⁸⁰ Auch in der Literatur des 21. Jahrhunderts wird diese Form der Schuldzuweisung thematisch. In IAN MCEWANS Roman *Abbitte* findet sich folgende Passage: „[...] da tauchten sie auch schon wieder auf, die zwei Inspektoren, Robbie in ihrer Mitte. Mit Handschellen! Er hielt die Hände nach vorn, und von ihrem erhöhten Platz konnte sie [i.e. die weibliche Protagonistin] sogar den silbrigen Stahlschimmer um die Manschetten erkennen. Was für eine Schande, dachte sie entsetzt. Doch auch dies bestätigte seine Schuld, und seine Strafe begann.“ (IAN MCEWAN, *Abbitte*, Zürich 2004, S. 263).

Tat ein „latente[s] Unrecht manifest werden“¹⁸¹: Wie die Folter erbringen sie stufenweise und am Körper des Ehemannes einen rechtsgültigen Beweis seiner geschlechtlichen Defizienz.

Es ist die zweite Gehorsamsprobe der Ehefrau, in der die Reminiszenzen des Textes an Praktiken der Folter besonders deutlich sichtbar werden. Erneut konfrontiert die Ehefrau ihren Mann mit einem *gelogen mære* (v. 111). Sie fordert ihn dazu auf, ein warmes Bad zu nehmen, das tatsächlich jedoch eiskalt ist. Eingedenk seines vermeintlichen Versagens bei der ersten Probe seiner Frau sowie der daraufhin erlittenen Strafe (vv. 120f.: *wan er sich aber des versach*¹⁸², / *daz er ir hulde verliür*) erbringt der Ehemann frierend die von ihm geforderte Leistung. Das angstbedingte Ertragen dieser Kältefolter, das vom Ehemann als Liebesbeweis, vom Erzähler jedoch als Ausdruck mangelnder Willenskraft enttarnt wird (vgl. den Erzählerkommentar in den vv. 118f.: *des muotes sô arm*, / *daz er dâ wider niht entsprach*) erzeugt ein negatives Körperbild, das eine Schuld des Ehemannes konstituiert. Der frierende, ‚erstarrende‘ Körper des Ehemann ist das ‚peinliche‘ Produkt weiblicher Ausübung von Gewalt. Im Verharren des männlichen Protagonisten im eiskalten Wasser wird hier gerade kein heroischer Widerstand gegen die physische Herausforderung der Folter manifest, sondern männliches Versagen. Der Ehemann unterwirft sich seiner Frau, indem er sich von ihr ins Wasser bannen lässt. Das kältebedingte Erstarren des Mannes ist in diesem Text daher nicht im Sinne Freuds als körperliches Indiz männlicher Kastrationsabwehr zu verstehen¹⁸³, sondern vielmehr als Körperbeweis des erfolgreichen Vollzugs eines ‚kastrierenden‘ weiblichen Gewaltaktes. Das aus dem männlichen Körper sprechende ‚wahre‘ Unrecht des Mannes besteht darin, dass er diesen Gewaltakt weiblich akzeptiert, statt ihn männlich abzuwehren.

‚Wahrheit‘ bedarf der Absicherung durch eine sie verbürgende Autorität, wenn sie Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben will. Die in den vv. 133-159 geschilderte *stadel*-Szene zeigt, auf welch fragwürdige Weise ‚Autorität‘ konstruiert werden kann. Angesichts des offenkundigen Ehebruchs seiner Frau weist der Ehemann seine Frau zwar nur unangemessen milde, aber immerhin spontan zurecht: *daz ist missetân*, / *daz du dem pfaffen sô heimlich*¹⁸⁴ bist (vv. 140f.). Zum ersten und einzigen Mal wird damit die vom Ehemann bislang konsequent ignorierte Frage nach den spezifischen moralischen Voraussetzungen des von ihm zitierten und auf seine Ehefrau projizierten Weiblichkeitskonstruktes überhaupt thematisch.

¹⁸¹ RAGOTZKY (Anm. 169), S. 102.

¹⁸² *sich versêhen*: vorhersehend fürchten/befürchten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 222.

¹⁸³ Vgl. dagegen die freudianische Interpretation literarischer Darstellungen der Körperreaktion des Starrwerdens bei THEWELEIT, Männerphantasien (Anm. 84), S. 245ff.

¹⁸⁴ *heimlich*: vertraut, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1217; *dem pfaffen heimlich sîn*: eine sexuelle Beziehung mit dem Pfaffen haben.

An diesem Punkt des Handlungsverlaufs entscheidet sich das Schicksal des Ehemannes. Statt aus dem offensichtlichen und von ihm selbst negativ beurteilten Fehlverhalten seiner Frau sowie ihrem indirekten Geständnis die Konsequenzen zu ziehen – das würde bedeuten: die Unangemessenheit der von ihm vorgenommenen Projektion anzuerkennen und den Ehebruch zu bestrafen –, beugt er sich erneut der von seiner Frau in dieser Situation ausgeübten Gewalt, die ihm mit Trennung droht, wenn er nicht nur nicht alle ihre Worte für ‚wahr‘ halte, sondern auch, wenn er nicht alle ihre Worte und Handlungen moralisch ‚gut‘ heiße:

*swaz ich gespriche und begân¹⁸⁵,
wil du daz niht vür guot hân,
daz solt du balde sagen mir,
sô wil ich mich scheiden von dir* (vv. 151-154)

Der sich über ihn ergießende *zorn* seiner Idealfrau lähmt das Sprachvermögen des Ehemannes; seine sprachliche Reaktion beschränkt sich entsprechend auf ein ritualistisch-beschwörendes Wiederholen der Worte seiner Frau:

*ez ist alles guot,
swaz dîn reiner lîp getuot.
dîniu wort diu sint elliû wâr* (vv. 155ff.)

Mit diesem unbedingten Glaubensbekenntnis füllt der Ehemann die leere Idealität seines Weiblichkeitskonstruktes mit einer tatsächlich nicht vorhandenen Moralität rückwirkend auf, vervollkommnet dadurch seine Projektion und kreiert so eine weibliche Autorität, die nicht nur absolute ‚Wahrheit‘ produziert, sondern auch mit einem ebenso grundlosen wie uneingeschränkten Recht dazu versehen wird. Die Unterwerfung des Mannes unter die Gewalt der Frau schreibt sich auch hier dem Körper des männlichen Protagonisten ein: Dem Erstarren des frierenden männlichen Körpers im kalten Badewasser entspricht die Lähmung des männlichen Sprachvermögens durch den zornigen Redeschwall der Frau. Beides konstituiert Körperbe-
weise, die Aufschluss geben über die geschlechtliche Verfasstheit des Ehemannes und damit auch über seinen Status als Sozialwesen und Rechtssubjekt. Die Frau bewirkt durch die Ausübung physischer und psychischer Gewalt eine umfassende Stillstellung des männlichen Körpers, der dadurch gegenüber der körperlich-sexuellen Aktivität und Sprachpotenz der Ehefrau als ‚kastriert‘ erscheint. Die entsprechend als ‚phallisch‘ zu bezeichnende Ehefrau ‚ent-mannt‘ ihren Ehemann dabei nicht in einem einmaligen Akt, sondern stufenweise, so dass die gewaltsame Feminisierung des Mannes ‚von außen‘ als Selbstausdruck einer latenten

¹⁸⁵ *begân*: tun, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 143.

Disposition des Mannes zur Nicht-Männlichkeit, also Weiblichkeit, sichtbar wird. Nur weil der Ehemann in diesem Märe von vornherein ein defizitärer Mann ist, der unfähig ist zu einem Akt der geschlechtlichen Differenzstiftung, der die bestehende patriarchalische Rechts- und Geschlechterordnung stabilisiert, kann er durch seine Frau symbolisch kastriert werden.

Die Verwirrung der Geschlechter ist gleichbedeutend mit einer Verkehrung des Herrschafts- und Rechtsverhältnisses der Protagonisten. Nicht der Ehemann ist mehr der Herr und Richter seiner Frau, sondern diese die Herrin und Richterin ihres Mannes. Als solche fällt die Ehefrau schließlich das Urteil über den symbolisch kastrierten Mann an ihrer Seite, der seiner Aufgabe, nämlich der Herstellung einer ordnungstiftenden und die bestehende Geschlechterordnung stabilisierenden Geschlechterdifferenz, nicht gerecht geworden ist: *du wil¹⁸⁶ sterben* (v. 183). Bezeichnenderweise wird dies von der Ehefrau, welche die zu Tage getretene weibliche Impotenz ihres Mann nun nur allzu gerne gegen die männliche Potenz des Pfaffen eintauschen möchte, wiederum mit einem Körperzeichen begründet, nämlich seiner angeblichen Leichenblässe (vgl. vv. 177f.: *dâ bistu garwe¹⁸⁷ / tô an dîner varwe¹⁸⁸*). So wie die kastrierenden Gewaltakte der Ehefrau die Defizienz des Ehemannes als Geschlechtswesen sichtbar gemacht haben, trägt auch dieser neuerliche, nun auf Leib und Leben zielende Anschlag der Ehefrau auf ihren Mann zur augenfälligen Enthüllung der Defizienz des Mannes als lebens- und rechtsfähiges Mitglied einer menschlichen Sozialgemeinschaft bei. Der symbolisch kastrierte und insofern geschlechtlich nicht mehr eindeutig identifizierbare Mann ist in rechtlicher und sozialer Hinsicht zugleich immer auch ein ‚Nicht-Mensch‘, der von und aus der kulturellen Gemeinschaft ausgeschlossen werden muss, um deren stabilisierende Funktion nicht zu gefährden: „Die Matrix der geschlechtsspezifischen Beziehungen geht dem Zum-Vorschein-Kommen des ‚Menschen‘ voraus [...]“¹⁸⁹. Die den Ehemann als geschlechtliches Wesen disqualifizierenden Kastrationsoperationen der Ehefrau werden daher im vorliegenden Text konsequenterweise überführt in eine den Ehemann als Mensch und Rechtssubjekt vernichtende Zeremonie endgültiger Stillstellung, die bezeichnenderweise mit den Worten der Ehefrau eingeleitet wird: *lieber man, du bist tô; / dune solt dich niemer mê geregen* (vv. 204f.). Der Ehemann lässt sich aufbahnen und stellt damit seinen ebenso entmannt-reglosen wie auch rechtlich-leblosen Körper vor den Augen aller herbeigerufenen Nachbarn zur Schau. Im Unterschied zur gängigen mittelalterlichen Rechtsauffassung, die das Vorliegen des Tatbestandes

¹⁸⁶ *wil*: wirst (als Hilfsverb des Futurums), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 753.

¹⁸⁷ *gar* (*garwe*): ganz und gar, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 738.

¹⁸⁸ *varwe*: Hautfarbe, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 26; *tô an dîner varwe* = *tôtvar*: leichenblass, vgl. LEXER, Bd. 2, Sp. 1477.

¹⁸⁹ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 53.

‚Mord‘ primär aufgrund der heimlichen Begehung der Tat für erwiesen erachtete, wird die Tötung des Ehemannes in einem öffentlichen Rahmen durchgeführt. Die ‚Veröffentlichung‘ des Verbrechens der Ehefrau und des Pfaffens durch seine Tarnung als ehrenvolles Begräbnis, bei dem sämtliche Nachbarn anwesend sind (vgl. v. 208), stellt auf der Handlungsebene zwar nichts weiter als eine schlaue *list* der Ehebrecher dar, gewinnt aber an Bedeutung, da die öffentliche Durchführung der Tat letztlich an das Körperverhalten des Ehemannes gekoppelt ist. Nur weil der Ehemann sich verbal und gestisch totenstill verhält, kann die Tötung öffentlich vollzogen werden und ist Heimlichkeit schlichtweg nicht erforderlich. Indem der Ehemann sich tot stellt, verspielt er selbst seine ‚Chance‘ auf eine heimliche Ermordung und verhindert dadurch eine rechtliche Belangung der Ehebrecher nach herkömmlichem Rechtsverständnis. Die Kategorie des ‚Unrechts‘ verschiebt sich damit von den eigentlichen Tätern auf das Opfer.

Überträgt man das FOUCAULTsche Denkmodell auf das kirchliche Begräbnisritual, das dem scheinbar verstorbenen Ehemann im Rahmen des Täuschungsmanövers der Ehebrecher zugestanden wird, so ergibt sich schließlich auch eine aufschlussreiche Lesart des Märenschlusses: Kirchliches Begräbniszeremoniell als repräsentativer Akt der Barmherzigkeit und weltliches Hinrichtungszeremoniell als repräsentativer Akt der Gerechtigkeit können überblendet werden. Parallel zur Liturgie des christlichen Begräbnisses, an dem die Nachbarn als ‚Publikum‘ teilnehmen, verläuft dann mit FOUCAULT gelesen eine Liturgie der Hinrichtung, die nur von den Rezipienten des Märes verfolgt wird: Bei Tagesanbruch überführt man den Toten zur Kirche und führt man den zum Tode Verurteilten zum Ort seiner Hinrichtung, die Ehefrau klagt und trauert demonstrativ um ihren ‚toten‘ Mann und agiert damit zugleich als Zeugin, man singt dem Toten die Seelenmesse und verliest damit öffentlich das Todesurteil, man trägt den Toten zum Friedhof und führt den zum Tode Verurteilten zum Schafott, man begräbt den Toten und martert den zum Tode Verurteilten durch Begraben bei lebendigem Leib, man lässt sich einreden, dass der Teufel lautstark aus dem Körper des Toten fährt, und hört die Todesschreie des Verurteilten. Das ehrenvolle Begräbnis kann so von all denen, *diu dâ westen diu mære* (v. 243), – und das sind eben nicht nur Ehefrau und Pfaffe, sondern auch die Rezipienten – als rechtmäßige Hinrichtung eines Mannes, der durch sein Verhalten den Tod verdient hat, verstanden werden.

Der Rechtscharakter der Tötung des Ehemannes wird schließlich noch durch die Anwendung des Rechtsprinzips der spiegelnden Strafe verstärkt. Der Ehemann wird mit einer Sanktion belegt, die sein Vergehen auf gleich doppelte Weise abbildet. Das Begrabenwerden

bei lebendigem Leibe spiegelt nicht nur das vom Ehemann rechtswidrig hingenommene Verbrechen des Ehebruchs seiner Frau, sondern insbesondere auch das im Verlauf des ‚peinlichen‘ Beweisverfahrens sichtbar gewordene defizitäre Geschlecht des Ehemannes. Der Ehemann, der seine kulturell vermittelte geschlechtsspezifische Aufgabe der Differenzstiftung und Ordnungsstabilisierung nicht erfüllt hat, erleidet eine klassische Frauenstrafe¹⁹⁰ und wird dadurch im Tod für immer als Frau gebrandmarkt. Das Grab, aus dem der Ehemann nicht entkommen kann und in dem seine geschlechtliche Deformation offenbar wird, ist insofern das strukturelle Äquivalent der Schlafkammer in *Der Gevatterin Rat*, in der sich die Transformation der Bäuerin in eine Idealfrau ereignet. Beide Räume sind konkrete Realisierungen des Strukturtyps des geschlossenen Raumes, der als Raumbild hier eine spezifische Form von Gewalt – nämlich die, die zur Produktion und Regulierung der Kategorie ‚Geschlecht‘ angewendet wird – symbolisiert. Auch die Zelle der *Eingemauerten Frau* ist, wie später noch gezeigt werden soll, diesem Raumtyp wie auch dem mit ihm assoziierten Gewalttyp zuzurechnen.¹⁹¹

Wie ‚gerecht‘ oder ‚rechtens‘ stellt sich also dem Rezipienten rückblickend der *scha-den* dar, den der Ehemann erleidet? Der Text präsentiert den Tod des Ehemannes eindeutig als Konsequenz männlichen Fehlverhaltens. Aufgrund einer ‚blinden‘, wahnhaften Projektion idealer höfischer Weiblichkeitsmuster auf seine Ehefrau meint der Ehemann in dieser *daz aller beste wîp, / diu ie gewan wîbes lîp* (vv. 165f.) zu erblicken, der er sich bedenkenlos unterstellen könne. Tatsächlich bestellt er damit aber eine mit rücksichtslosem Kalkül agierende Frau *ze meister über sînen lîp* (vv. 248), die ihn nach Belieben zum Narren (vgl. v. 220: *affe*) hält. Gerade weil die Ehefrau eben nicht dem Geschlechterstereotyp des *tumben wîbes* (v. 247) entspricht, welches das Epimythion in diesem Zusammenhang aufruft, sondern ihrem Mann von Anfang an aufgrund ihres Intellektes und ihrer Sprachpotenz männlich überlegen ist und ihren Vorteil daraus zu ziehen versteht, kann der Text am Beispiel des Ehemannes defizitäre, verweiblichte Männlichkeit besonders eindrücklich vorführen und am Ende bestrafen. Am Körper des Ehemannes wird durch die kastrierenden Gewaltakte der phallischen Ehefrau

[...] von der Folter bis zu Hinrichtung [...] die Wahrheit des Verbrechens hervorgeholt und wiederholt. In einem Ritual von Prüfungen legt er das Geständnis ab, daß das Verbrechen stattgefunden hat, stößt er das Bekenntnis hervor, daß er selbst es begangen hat, bekundet

¹⁹⁰ Zur geschlechtsspezifischen historischen Auffassung des Begrabens bei lebendigem Leibe wie auch des Ertränkens als Frauenstrafen vgl. KARL BRUNO LEDER, Todesstrafe. Ursprung, Geschichte, Opfer. München 1980, S. 162.

¹⁹¹ Zur Strafe des Einmauerns als einer Variante des Begrabens bei lebendigem Leibe vgl. LEDER (Anm. 190), S. 174f.

er, daß er die Spuren des Verbrechens an sich trägt, erduldet die Operation der Züchtigung und trägt ihre Wirkungen zur Schau. Der zu wiederholten Malen gemarterte Körper garantiert die Synthese aus der Wirklichkeit der Tatsachen und der Wahrheit der Untersuchung, den Akten des Verfahrens und den Worten des Verbrechers, dem Verbrechen und der Strafe.¹⁹²

Mit FOUCAULT gelesen kann die Ermordung des feminisierten Ehemannes zugleich als Vollzug einer richtenden Strafe verstanden werden, deren Notwendigkeit zuvor in einem entsprechenden Untersuchungsverfahren erwiesen worden ist und deren Funktion darin besteht, das begangene Verbrechen zu tilgen, indem sie es am Körper des Rechtsbrechers brandmarkend widerspiegelt. Diese Aufgabe fällt im Text der Ehefrau zu, die funktional betrachtet somit als Mörderin und Rechtsbrecherin gleichzeitig im Dienst der wiederherzustellenden Geschlechterordnung steht. Die Verwendung des Epithetons *tump* im Epimythion würde sich so betrachtet dann daraus erklären, dass der Text am Ende seine phallische Frauenfigur in die Schranken ihres Geschlechtes zurückverweist.

Im *Begrabenen Ehemann* wird vorgeführt, wie kulturelle Ordnung, exemplarisch repräsentiert durch die Geschlechterordnung, zerstört und wieder eingeklagt werden kann. Dabei verkehren sich hier die Rollen von Mann und Frau: Die Frau agiert männlich, der Mann weiblich. Damit in diesem Märe die Demonstration der ordnungstabilisierenden „Schematik von Verstoß und Strafe“¹⁹³ gelingen kann, müssen kulturstiftende Leitdifferenzen wie die von Mann und Frau, Recht und Unrecht außer Kraft gesetzt werden. Gerade aufgrund der Indienststellung des Märentextes für ein absolut gesetztes, normatives Bezugssystem können diese Differenzen nicht als prinzipiell unveräußerliche, ‚feste‘ Orte und damit als Grundbausteine von ‚Wahrheit‘ dargestellt werden, sondern müssen als willkürliche menschliche Setzungen enthüllt werden, die für manipulierende Eingriffe offenstehen und in die abstrusesten Konstellationen gezwungen werden können.

¹⁹² FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 62f.

¹⁹³ GRUBMÜLLER, Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte (Anm. 5), S. 44.

2.3 Die eingemauerte Frau

*Die eingemauerte Frau*¹⁹⁴ kann in mehrerer Hinsicht als narratives Komplement des *Begrabenen Ehemannes* aufgefasst werden. Wie im *Begrabenen Ehemann* setzt sich der Stricker auch in diesem Märe mit der Frage nach Kontrollmöglichkeiten des Vollzugs geschlechtlicher Differenzstiftung auseinander. Während aber im *Begrabenen Ehemann* das destruktive Potential des Konstruktionsversuchs von Weiblichkeit thematisch wird und den Bezugspunkt der Diskussion bildet, wird in der *Eingemauerten Frau* die produktive Seite dieses Versuchs herausgestellt. Die Antworten, die in beiden Mären auf die Frage nach Möglichkeiten der Regulierung des Zugriffs auf die Kategorie ‚Geschlecht‘ formuliert werden, unterscheiden sich daher wesentlich voneinander. Scheitert der Mann beim Versuch geschlechtlicher Ordnungsstiftung, wie dies im *Begrabenen Ehemann* der Fall ist, so kann männliche Hegemonie nur rückwirkend eingeklagt werden: durch eine Strafprozedur, die in der brandmarkende Auslöschung des feminisierten Mannes gipfelt. Dass der Versuch der Stiftung geschlechtlicher Differenz in der *Eingemauerten Frau* sich nicht gegen den Mann richtet, ist dagegen das Ergebnis der Anwendung einer Kontrollstrategie, mit deren Hilfe die experimentelle Produktion von Geschlecht erfolgreich reguliert zu werden vermag.

Bei der *Eingemauerten Frau* handelt es sich um ein hochgradig komplexes Märe, das weitaus mehr erzählt als eine Variante der Geschichte von der Zähmung der Widerspenstigen. Strukturell besteht die Erzählung aus zwei Teilen: aus der ‚eigentlichen‘ Geschichte von der Zähmung der Widerspenstigen, die mit deren Verlassen der Zelle endet, und in die innerhalb dieses Erzählrahmens ‚eigentlich überflüssige‘ Geschichte vom Fortleben und Wirken der Gezähmten, deren Überflüssigkeit sich jedoch, wie gezeigt werden soll, als funktional gebunden erweist.

Ein Ehemann, ausdrücklich als ein *ritter tugende rîche* (v. 1) vorgestellt, sieht sich angesichts der fortgesetzten Unterwerfungsverweigerung seiner Frau und der Ergebnislosigkeit des Einsatzes von Bitte und Drohung dazu gezwungen, von seinem ehelichen Züchtigungsrecht Gebrauch zu machen. Ein einzelner *vûstslac* (v. 11) markiert den Auftakt zu einem exzessiven Ausagieren physischer Gewalt seitens des Ehemannes. Dieser reißt seiner Frau die Kleider vom Leib und verprügelt sie mit einem Knüppel

¹⁹⁴ Textgrundlage: Der Stricker, *Die eingemauerte Frau*, in: FISCHER, Der Stricker. Verserzählungen I (Anm. 120), Nr. VI, S. 50-65. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

[...] *ein lange wîle
mit kreften und mit île,
unz im der arm tet sô wê,
daz er niht slahen mohte mê
und ir ein sîte¹⁹⁵ alsô zebrach¹⁹⁶,
daz man niht anders dâ ensach
wan zebrochen hût¹⁹⁷ und bluot* (vv. 17-23)

Es ist der *zorn* (v. 16) des Richters und Eheherren, der sich auf diese grausame Weise dem Körper der Ehefrau einschreibt und auf eben diese Weise das von der Ehefrau begangene Unrecht für alle Zeiten tilgen will. Doch die Verwirklichung dieses Anspruches wird durch den der Strafe trotzen den Spott der Ehefrau (vgl. vv. 25-29) zunichtegemacht, wodurch sich die Qualität und Legitimität der ausgeübten Strafgewalt verändert. Der gerechte *zorn* des Eheherrn verkehrt sich in eine zweck- und daher maßlose Ausübung von Gewalt, die selbst Unrecht und Gegenstand der Selbstanklage des Ehemannes und Ritters ist: *sô wil ich gote klagen, / daz mir diu tumpheit ie geschach, / daz ich mîn zuht¹⁹⁸ an iu zebrach* (vv. 30ff.). Die erfolglos bestrafte Ehefrau aber verwandelt sich in eine richtende Instanz, welche die an ihrem Körper ausgeübte Gewalt auf den des Ehemannes zurückverweist (vv. 33f.: *ir hât iuch selbe erslagen*) und ihrem Mann nun ihrerseits *ungevüegen¹⁹⁹ schaden* (v. 35) als Konsequenz der von ihm ausgeübten Gewalt in Aussicht stellt. Die auf brandmarkende Auslöschung begangenen Unrechts zielende Strafprozedur ist in diesem Märe nicht nur an die Grenzen ihrer Effektivität gelangt, sie hat sich vielmehr selbst als Strafgewalt *ad absurdum* geführt, indem sie nicht Recht wiederhergestellt, sondern das Verhältnis von Recht und Unrecht verkehrt hat.

Wie muss eine Strafe beschaffen sein, die diese Gefahren auszuschalten vermag und dennoch hocheffizient ist? Der narrative Aufwand und die Detailverliebtheit, welche die Darstellung der Strafhandlungen des Ehemannes in der *Eingemauerten Frau* kennzeichnen, zeugen vom Interesse des Textes am narrativen Ausphantasieren eines Strafapparates, dessen historische Einkleidung diesen uns zwar auf den ersten Blick fremd erscheinen lässt, dessen Grundstrukturen sich aber bei genauerem Hinsehen als erschreckend modern erweisen:

Der Text beschreibt zunächst die Konstruktion eines Raumes, der gemauert wird – also relativ stabil sein dürfte – und der als *gaden* (v. 36) bezeichnet wird, was auf einen Raum

¹⁹⁵ *sîte*: Körperseite, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 942.

¹⁹⁶ *zerbrëchen*: zerkratzen; verletzen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1062.

¹⁹⁷ *hût*: Haut, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1408.

¹⁹⁸ *zuht*: höfische Erziehung, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1169; *daz ich mîn zuht an iu zebrach*: dass ich meine höfische Erziehung euch gegenüber vergaß. Der Ehemann erkennt, nicht gemäß der Rolle des Adligen gehandelt zu haben.

¹⁹⁹ *ungevüege*: groß und schwer, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1881.

von begrenzter Größe hindeutet, der sich innerhalb des Hauses befindet. Im Unterschied zu herkömmlichen Binnenräumen mit Wohnfunktion besitzt dieser Raum keine Tür, wenn auch ein Fenster, das sich jedoch nicht nach außen, ins ‚Freie‘, öffnet, sondern nach innen, in den Innenraum des Hauses (vgl. vv. 56f.). Als historisches Vorbild dieses Raumes, in den die Ehefrau eingemauert wird, dürften dem Stricker, wie STEPHEN WAILES überzeugend dargelegt hat, die Zellen mittelalterlicher Inklusen gedient haben, und zwar sowohl was deren Architektur als auch deren funktionale Auffassung anbelangt: „because the incluse's cell resembled a jail it came to be called 'God's prison'. In the rule of Grimlaïc, secular imprisonment and religious inclusion are seen as analogous [...] Metaphorical imprisonment of the good penitent becomes, in the Stricker's story, real imprisonment of the bad impenitent”²⁰⁰. Wie schon bei der Schlafkammer in *Der Gevatterin Rat* und dem Grab im *Begrabenen Ehemann* handelt es sich bei der Zelle der *Eingemauerten Ehefrau* um eine Realisierung des Strukturtyps des geschlossenen Raumes, der in allen diesen Mären als Bild einer bestimmten Form von Gewalt fungiert: der Gewalt, die im Rahmen des Aktes geschlechtlicher Differenzstiftung von den Vertretern der Ordnungsmacht ausgeübt werden muss, um die Internalisierung der geschlechtlichen Norm sicherzustellen. Der geschlossene Raum repräsentiert immer einen zumindest potentiellen Gewaltraum, weshalb der Einmauerung der Ehefrau in eine Zelle ohne Tür entsprechend eine zumindest potentiell große Bedeutung für die Sinnstiftung des Textes zugemessen werden sollte. Einspruch erheben möchte ich daher gegen WAILES' Verständnis der Wandlung der Ehefrau, die im diametralen Widerspruch zu dem von WAILES selbst zugestandenen „penitential aspect“²⁰¹ der Einmauerung steht. Obwohl WAILES den Strafaspekt der Inklusenzelle anerkennt, und obwohl er anmerkt, dass „the shrew is forcibly separated from the world so that she may return to it corrected“²⁰², interpretiert er die spätere Wandlung der Ehefrau als religiöse Bekehrung im Sinne eines „death to sin of the Christian under grace“²⁰³. Hier erliegt Wailes dem religiösen Deutungsangebot, das der Text an der Oberfläche vermittelt. Wie sich im *Begrabenen Ehemann* hinter den pseudo-höfischen *triuwe*-Proben der Ehefrau ein strafrechtliches Verfahren verbirgt, verbirgt sich hinter dem pseudo-religiösen Bekehrungsvorgang der *Eingemauerten Frau* ein säkulares Abrichtungsritual, das sich letztlich als literarische Vorwegnahme der von MICHEL FOUCAULT erläuterten ‚modernen‘ Technik der sogenannten ‚Disziplinarstrafe‘ erweist und deren Funktion FOUCAULT folgendermaßen bestimmt:

²⁰⁰ STEPHEN L. WAILES, Immurement and Religious Experience in the Stricker's 'Eingemauerte Frau', in: PBB (Tüb.) 96 (1974), S. 79-102, hier S. 88.

²⁰¹ Ebd., S. 87.

²⁰² Ebd., S. 88.

²⁰³ Ebd., S. 90.

Die Disziplinarstrafe hat die Aufgabe, Abweichungen zu reduzieren. Sie ist darum wesentlich korrigierend [...] Sie ist weniger die Rache des verletzten Gesetzes als vielmehr seine Wiederholung, seine nachdrückliche Einschärfung. Der erwartete Besserungseffekt resultiert weniger aus Sühne und Reue als vielmehr direkt aus der Mechanik einer Dressur.²⁰⁴

Die Architektur des *gaden*, die Einschließung der Ehefrau in diesen Raum sowie ihre darin erfolgende Behandlung durch den Ehemann zitieren zwar religiöse Vorbilder, funktionieren aber zusammen als säkularer Disziplinarapparat, mit dessen Hilfe sicher nicht ein „change of heart“²⁰⁵, wohl aber eine „Kontrolle und Umformung des Verhaltens“²⁰⁶ mit dem Ziel der „Formierung eines Gehorsamssubjekts“²⁰⁷ vollzogen werden kann. Einem solchen Gehorsamssubjekt entspricht genau die vom Ehemann entworfene ideale Ehefrau. Der kontrollierte und gefahrlose Verlauf der Produktion einer Idealfrau wird gewährleistet durch die Verlagerung des Produktionsvorganges in eine ausgeklügelte Disziplinarmaschinerie.

Wie also funktioniert dieser Abrichtungsapparat? Wie schon oben erwähnt, beschreibt der Text zuallererst die Konstruktion eines Raumes. Dieses narrative Primat des Raumes lässt sich mit der spezifischen Wirkweise von Disziplinarapparaten erklären, die sich primär räumlich realisieren müssen, um ihre korrigierende Funktion ausüben zu können. Will man einen Menschen nicht im Sinne einer brandmarkenden Strafe ‚richten‘, sondern im Sinne einer Disziplinarstrafe ‚abrichten‘, d. h. sein Denken und Handeln manipulieren, so ist es nötig, diesen Menschen möglichst pausenlos zu überwachen: „Die Durchsetzung der Disziplin erfordert die Einrichtung des zwingenden Blicks: eine Anlage, in der die Techniken des Sehens Machteffekte herbeiführen und in der umgekehrt die Zwangsmittel die Gezwungenen deutlich sichtbar machen.“²⁰⁸ Das Prinzip des ‚zwingenden‘ oder ‚überwachenden Blicks‘ bedingt dadurch eine bestimmte Struktur des Disziplinarraumes, dessen absolute Geschlossenheit durch Öffnungen an strategischer Stelle gebrochen werden muss: „An die Stelle des einfachen alten Schemas der Einschließung und Klausur mit der dicken Mauer und der festen Pforte, die das Hereinkommen und Hinausgehen verhindern, tritt allmählich der Kalkül der Öffnungen, Wände und Zwischenräume, der Durchgänge und Durchblicke.“²⁰⁹ Das architektonische Konzept des *gaden* entspricht genau diesem Schema: physische Undurchdringbarkeit des Raumes (*âne tür*) verbunden mit optischer Transparenz (*ein venster*). Sobald die Ehefrau in diesen Raum eingemauert worden ist, verengt sich ihr Sehfeld aufgrund der räumlichen Gegebenheiten auf jenen Ausschnitt, den ihr das Fenster als einziges noch offenstehendes Tor

²⁰⁴ FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 232.

²⁰⁵ WAILES (Anm. 200), S. 94.

²⁰⁶ FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 162.

²⁰⁷ Ebd., S. 167.

²⁰⁸ Ebd., S. 221.

²⁰⁹ Ebd., S. 222.

zur Welt bietet. Mit Hilfe dieser Fensteröffnung kann der Ehemann nun die Aufmerksamkeit seiner Ehefrau auf seine Handlungen hin bündeln und kontrollieren, was seine Frau zu sehen bekommt und was nicht. Die eingemauerte Frau wird dazu gezwungen, durch das Fenster hindurch zu beobachten, wie ihr Mann sich – *dâ si in wol sach* (v. 56)! – als freigiebiger Gastgeber und als großzügiger Liebhaber einer schönen Frau präsentiert, die er *halste*²¹⁰ [...] *unde kuste, / als vil in des geluste* (vv. 65/66), und zwar wiederum so, *daz ez diu hûsvrouwe anesach* (v. 67). Es spricht für technische Raffinesse, dass der Ehemann es aufgrund des von ihm errichteten Disziplinarapparates gar nicht nötig hat, seine Frau aktiv zu beobachten. Der Ehemann übt hier Blickkontrolle aus, indem er den Blick seiner Ehefrau kontrolliert. Er sorgt dafür, dass sie ausschließlich das sieht, was er sie sehen lässt: unangenehme, quälende, demütigende Anblicke und Szenarien. Die sorgfältige Auswahl dieser grausamen Bilder verweist darauf, dass der Ehemann seine Ehefrau bei all seinen Handlungen sehr wohl im Blick hat. Die Ehefrau soll nicht einfach nur zusehen, sie soll sich durch das, was ihr Mann ihr zu sehen gibt, unbeachtet und missachtet fühlen – genau darauf achtet der Ehemann, und auf diese Weise übt er Macht über seine Frau aus. Der von FOUCAULT beschriebene überwachende Blick des Zuchtmeisters realisiert sich somit im Rahmen dieses speziellen Disziplinarapparates als überwachtes Sehen der Eingeschlossenen. Die Isolierung der Ehefrau dient konsequenterweise gerade nicht dazu, diese von ihrem Ehemann zu trennen, wie dieser gegenüber seiner Frau behauptet (vgl. vv. 40-44), sondern diese in einen stummen Dialog mit ihrem Ehemann und Zuchtmeister treten zu lassen, dessen Verlauf der Ehemann uneingeschränkt und ausschließlich kontrollieren kann: „Der Strafant muß eine totale Macht ausüben, die von keinem Dritten gestört werden darf; das zu bessernde Individuum muß in die Macht, der es ausgeliefert ist, vollständig eingeschlossen sein“²¹¹. Dass der Ehemann seiner eingemauerten Frau den Dialog mit Worten verweigert, ist ein wesentlicher Teil jenes stummen Dialogs zwischen ihm und seiner Frau: *ein græzer leit* (v. 54) als die *bæseste*²¹² *spîse* (v. 52) ist für die Inhaftierte, die das menschliche Gespräch sucht, das Schweigen ihres Mannes (vgl. v. 55), das dieser schließlich noch durch das Schweigen derer zu potenzieren versteht, *die ir dâ helfen solden* (v. 111). Indem das Eingreifen der *mage* verhindert wird, verwandelt sich die Züchtigung der Ehefrau in eine Privatangelegenheit zwischen Mann und Frau, deren Dauer und Verlauf ausschließlich durch den Willen des Ehemannes bestimmt wird. Angesichts der *stæte* (v. 76), die der Ehemann als Zuchtmeister durchweg bewiesen hat, kann die Ehefrau nur eine einzige Schlussfolgerung ziehen: *daz si niemer würde erlöst* (v. 114). Schwerer als *die vanc-*

²¹⁰ *halsen*: umhalsen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1157.

²¹¹ FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 167f.

²¹² *bôse*: wertlos, schlecht, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 330.

*nusse*²¹³ und die *smâcheit* / und den *gebresten*²¹⁴, *den si leit* (vv. 79f.), wiegt für die Ehefrau die Erfahrung der Totalität ihres Einschlusses in die Macht ihres Mannes. Ihr Widerstand bzw. ihr sich in diesem Widerstand manifestierender ‚böser‘ Wille bricht in dem Moment zusammen, in dem die Absolutheit der Macht des Ehemannes für die Ehefrau zur Gewissheit wird. Nicht das unergründliche Wirken Gottes, sondern eine Schritt für Schritt nachvollziehbare Mechanik der Vermittlung menschlicher Übermacht führt die Verhaltensänderung der Ehefrau herbei.

Die Inanspruchnahme des Heiligen Geistes für diesen Vorgang durch den Erzähler, durch dessen göttliche Kraft laut Erzähler *übele*²¹⁵ und *bæser muot* der Ehefrau praktisch ‚aus sich selbst heraus‘ *verswinden* und *zergân* (vgl. vv. 119 u. 121f.), dient in diesem Zusammenhang als religiöses Feigenblatt, hinter dem sich das schmutzige Geschäft des Abrichtens von Menschen zu verbergen sucht, das bestimmte menschliche Verhaltensweisen durch Eingriffe von außen ganz gezielt ‚zum Verschwinden‘ bringen will. Die Abrichtung der Ehefrau erfolgt zwar nicht mittels eines direkten Einsatzes physischer Gewalt, denn „[d]ank der Techniken der Überwachung vollzieht die ‚Physik‘ der Macht ihren Zugriff auf den Körper nach den Gesetzen der Optik [...] und verzichtet zumindest im Prinzip auf Ausschreitung und Gewalt“²¹⁶, doch auch die Subtilität des Verfahrens beseitigt nicht den Makel der Gewaltprozedur, als die sich die „Gesinnungswandel-Maschine“²¹⁷ des Ehemannes enthüllt. Der Ehemann, der bezeichnenderweise sehr darum bemüht ist, sich bei diesem Abrichtungsvorgang die Hände im wörtlichen und übertragenen Sinn so wenig wie möglich schmutzig zu machen – man vergleiche hierzu die entlarvenden Formulierungen in den vv. 36, 51, 109 –, übt an seiner Ehefrau eine spezielle Form von Gewalt aus, deren Erfolg beruht darauf, dass der Frau eingeschärft wird, dass sie der Macht ihres Mannes vollkommen ausgeliefert ist, der demonstrativ und absolut über Zeit- und Raumerfahrung der Ehefrau verfügt. In der Einmauerung der Frau durch ihren Mann wird diese umfassende Einschließung der Frau in die Über-Macht ihres Mannes konkret. Das *gaden* in der *Eingemauerten Frau* erweist sich damit als disziplinarische Weiterentwicklung der Schlafkammer in *Der Gevatterin Rat* sowie als strukturelles Äquivalent des Grabes im *Begrabenen Ehemann*, bei dem der Strafaspekt den Aspekt der Verhaltenskorrektur überwiegt. In der *Eingemauerten Frau* ist es nun nicht fälschlicherweise der Mann, sondern – ordogemäß – die Frau, die sich nicht mehr rühren und bewegen kann, die

²¹³ *vancnisse*: Gefangenschaft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 17.

²¹⁴ *gebrëste*: Mangel, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 760.

²¹⁵ *übele*: Schlechtigkeit, Bosheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1605.

²¹⁶ FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 229.

²¹⁷ Ebd., S. 162.

durch und auf den Mann gebannt erscheint. Ganz offensichtlich kann also die Erschaffung der Idealfrau dann gelingen, wenn der Mann dem Versuchsraum der Geschlechterkonstruktion Strukturen des geschlossenen Disziplinarraumes verleiht.

In diesem vom Mann geschaffenen Disziplinarraum verwandelt sich in der *Eingemauerten Frau* ein aus männlich-patriarchalischer Perspektive *übel wîp* in ein aus männlich-patriarchalischer Perspektive *guot wîp*, das seine *sünde* (v. 124) und *missetât* (v. 136) einsieht und bereut sowie Gottes Gebot von nun an zu beachten gelobt: *ich wil allez sîn gebot behalden, / swâ ich iemer kan* (vv. 150f.). Worin dieses Gebot für die Frau besteht, hat zuvor der herbeigerufene Pfaffe gemäß seiner Rolle als Vertreter der Kirche und Seelsorger formuliert:

*ichn râte iu anders niht
wan: sî iu umbe die sêle iht
und umbe den êwigen lîp,
sô werdet ein vil guot wîp* (vv. 139-142)

Dieser Rat des Pfaffen ist für den weiteren Verlauf der Märenhandlung von erheblicher Bedeutung. „The priest imposes no other penance than full amendment of life“, interpretiert STEPHEN WAILES den Rat des Pfaffen und zieht aufgrund der Restriktivität der sprachlichen Formulierung (*anders niht*) den Schluss: „This instruction is complete“²¹⁸ (S. 96). Das sehe ich anders. Der Rat des Pfaffen ist nur formal ein absoluter und eindeutiger Rat, inhaltlich ist er dagegen weitgehend offen: Was genau ein *vil guot wîp* ausmacht und wie man ein solches wird, wird nicht mitgeteilt. Hier eröffnet sich eine Leerstelle, die einen potentiellen Ausgangspunkt für den Entwurf komplexer Erzählstrukturen darstellt und vom Stricker auch in dieser Weise genutzt wird:

Während Pfaffe und Ehemann unter einem *guot wîp* eine Ehefrau verstehen, die sich dem Willen ihres Mannes unterwirft (vgl. v. 243: *daz si gehôrsam wære ir man*), kann die Ehefrau die offene Handlungsvorgabe des Pfaffen als Aufforderung zur lebenslangen Buße und Suche nach Gott interpretieren:

*durch got nu bitet mînen man
daz er mir sîne hulde gebe
und lâze mich die wîle ich lebe
hie büezen mîne schulde
und suochen gotes hulde.* (vv. 152-156)

Die Ehefrau bittet also darum, aus religiösen Gründen in ihrer Zelle bleiben zu dürfen, wie-

²¹⁸ WAILES (Anm. 200), S. 96.

derholt diese Bitte später auch direkt gegenüber ihrem Mann (vgl. vv. 216f.) und versucht sie schließlich spontan in die Tat umzusetzen, als die Mauer ihrer Zelle durchbrochen wird: *dô hiez man si her ûz gân. / des bat si sich durch got erlân / und satzte sich dâ wider gar* (vv. 237-239). WAILES hat Recht: “This is the attitude expected of solitaries”²¹⁹; hinzugefügt werden sollte: but not that which is expected of the wife in the text. Der religiös verkleidete Disziplinarapparat des Mannes hat in der Tat erfolgreich ein Gehorsamssubjekt formiert. Zugleich verzerrt die Inanspruchnahme des religiösen Bekehrungsmotivs die Eindeutigkeit des Bezugspunktes dieses Gehorsams. Dem absoluten Gehorsam der Ehefrau gegenüber ihrem Ehemann und Zuchtmeister widerspricht der höhere Gehorsam der Büsserin gegenüber Gott.²²⁰ Die Lösung, die der Text für diesen schemabedingten Konflikt zweier Machtinstanzen, die innerhalb des patriarchalischen Systems des christlichen Mittelalters eigentlich eine Einheit bilden sollten, anbietet, ist denkbar einfach. Sie besteht erneut in der Anwendung ‚sanfter‘ Gewalt. Ausgerechnet der Pfaffe als Vertreter der Kirche sieht sich dazu gezwungen, einer bußwilligen Gottessucherin *bî der gehôrsame, / als liep ir wære kristen name* zu befehlen, *daz si gehôrsam wære ir man; / dâ tæte si gotes willen an* (vv. 241-244). Nach langem Zureden – nicht aufgrund eines Wandels ihrer Überzeugung! – gibt die Frau nach: *daz wart ir von der wârheit*²²¹ / *sô lange und alsô vil geseit, / daz si ze jungest gie her vûr* (vv. 245ff.). Der Gehorsam des bußwilligen *sündigen wîps* gegenüber Gott muss in den Gehorsam der christlichen Ehefrau gegenüber dem Ehemann überführt werden, wenn die soeben erst etablierte Dominanz des Mannes innerhalb des ehelichen Geschlechterverhältnisses gewahrt bleiben soll.

Das Märe von der *Eingemauerten Frau* könnte an dieser Stelle enden. Die Zählung der Ehefrau durch ihren Mann ist abgeschlossen, eine einfache Lösung für schemabedingte störende Nebeneffekte dieses Zähmungsprozesses wurde vorgestellt. Warum also setzt der Stricker sein Märe fort? Warum beschreibt er Fortleben und Wirken der Ehefrau? Um die Funktion des Schlussteils des Märes von der *Eingemauerten Frau* bestimmen zu können, ist es notwendig, die Frage nach der Art und Weise seiner Verknüpfung mit dem vorangegangenen Teil des Märes zu stellen. Was verbindet bzw. was unterscheidet die Frau, die schließlich aus dem Disziplinarapparat des Mannes ‚hervorgeht‘, mit dem bzw. von dem im ersten Teil

²¹⁹ Ebd., S. 95.

²²⁰ Ein aufschlussreiches Gegenbeispiel aus dem Bereich der hagiographischen Literatur stellt hier zum Beispiel das Verhalten der Ida von Boulogne, der Mutter Gottfrieds von Bouillon, als Ehefrau dar, deren Vita GEORGES DUBY analysiert hat: „Ida [wird] als ein Muster einer guten Ehefrau beschrieben [...] In erster Linie war sie ihrem Ehemann unterworfen, der sie stützte, sie führte und sie zum Besseren anleitete; sie war fromm, aber ‚in Übereinstimmung mit ihrem Mann und nach dessen Willen‘. Denn ist es vorstellbar, daß eine Frau zum Verdruß ihres Ehemannes in den Stand der Heiligkeit gelangen könnte?“ (DUBY [Anm. 96], S. 57f.)

²²¹ *von der wârheit*: in Wahrheit, wirklich, wahrhaftig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 690.

entworfenen Zielbild dieses Apparats? Was verbindet bzw. was unterscheidet die Massenbekehrungen böser Frauen am Ende des Märes mit bzw. von der Bekehrung der eingemauerten Ehefrau? Was verbindet bzw. was unterscheidet das Erzählerverhalten im Schlussteil des Märes mit bzw. von seinem Verhalten im ersten Teil des Märes?

Die Frau, die ihre Zelle und damit den um sie herum aufgebauten Disziplinarraum ihres Mannes verlässt, ist eine andere Frau als die, die dort eingemauert wurde. Hervor tritt eine in ein Frauen-Bild verwandelte Frau, deren Schönheit auf ihrer moralischen Perfektion gründet:

*alle die tugentlîche site,
die man an einer vrouwen lîbe
und an einem biderben²²² wîbe
ze grôzen sælden loben sol,
des was diu hûsvrouwe vol (vv. 300-304)*

Es ist die Vollkommenheit ihrer *tugenden*, die *alle, die durch si wâren dar komen* (v. 251), beeindrucken: [...] *si des alle jâhen, / die si hôrten unde sâhen, / got hæte ir michel êre, / diu werlt wære vil sêre / mit ir tugenden gekrænet, / wol gezieret und geschænet* (vv. 307-312). Die verwandelte Frau ruft moralisches und ästhetisches Wohlgefallen hervor. Die Aura des Wunderbaren umgibt die Frau in den Augen und Ohren der Öffentlichkeit umso mehr, als sich in ihrer erfolgreichen Bekehrung göttliches Wirken scheinbar direkt zu manifestieren scheint. Gradmesser dieses Bekehrungserfolges und damit der Macht Gottes ist der ausgeprägte Bußwillen der Frau, dessen Radikalität, wie im vorangegangenen Kapitel dargelegt worden ist, innerhalb einer patriarchalisch strukturierten Ehe allerdings ein Problem darstellt und der daher durch nachdrückliches und wiederholtes Einschärfen der primären Gehorsamspflicht der Ehefrau gegenüber ihrem Mann durch den Pfaffen abgemildert, wenn nicht sogar vollständig beseitigt werden sollte.

Das dies nicht gelungen ist, zeigen jedoch bereits die ersten Worte, welche die Ehefrau nach dem Verlassen ihrer Zelle an die versammelte Öffentlichkeit richtet:

²²² Vgl. Anm. 149.

*lât mich gote ze buoze stân²²³.
welt ir mich niht dar inne lân,
daz ich gestille²²⁴ gotes haz,
sô erloubet mir doch hie ûze daz,
daz ich got dâ mit êre
und übeliu wîp bekêre,
daz kan ich nu wol geschaffen (vv. 259-265)*

„This idea of penance is bothersome in several respects“, stellt WAILES richtig fest, „it is not the priest's idea, in fact it runs counter to his instruction. By bargaining, as it were, for compensatory activity [...] the lady claims to be a better arbiter of God's wrath and her own penance than her pastor“²²⁵. Die Bitte der Ehefrau stellt tatsächlich gerade vor dem Hintergrund einer bereits erfolgten Belehrung über die Gehorsamspflicht der Ehefrau einen massiven Affront dar, der eigentlich nach einer erneuten Zurechtweisung durch den Ehemann oder den Pfaffen verlangt. Diese Zurechtweisung bleibt nun nicht nur wider Erwarten aus, sie wird zudem durch eine kollektive Unterwerfungsgeste ersetzt, mit dem der Anspruch der Ehefrau auf die Kraft der Bekehrung öffentlich anerkannt wird: *beide leien unde pfaffen / die vielen ir ze vuoze, / daz si die selben buoze / behielde²²⁶ durch den rîchen got* (vv. 266-269). Sogleich trägt die Ehefrau ihren Anspruch noch einmal in gesteigerter Form vor:

*sô wizzet âne spot,
ich kan von übelen wîben
ir übele wol vertriben.
ich weiz wol, wie ir dinc²²⁷ stât.
swer ein übel wîp hât,
deiswâr, enpfilhet er si mir,
ich gevröuwe²²⁸ in wærlîche an ir.
ich mache si der übele sat,
ich setze si an mîne stat.
dâ hât mir got sô wol gevrunt²²⁹.
ich weiz wol, swelhiu dar kumt,
diu wirt dâ also rehte guot,
daz si vil gerne rehte tuot. (vv. 270-282)*

Im exzessiven Gebrauch des Personalpronomens der ersten Person wird der von der bekehrten Ehefrau formulierte Machtanspruch auch sprachlich manifest. Es erfolgt jedoch weiterhin

²²³ *ze buoze stân*: büßen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 389.

²²⁴ *gestillen*: aufhören machen, zur Ruhe bringen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 931.

²²⁵ WAILES (Anm. 200), S. 96.

²²⁶ *behalten*: einhalten, hier: beibehalten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 151.

²²⁷ *dinc*: Sache, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 433; *wie ir dinc stât*: wie es um ihre Sache bestellt ist

²²⁸ *gevröuwen*: erfreuen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 966.

²²⁹ *vrumen*: helfen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 551.

kein Einspruch seitens der Öffentlichkeit. Stattdessen spricht diese der Ehefrau den Status einer Heiligen oder zumindest heiligmäßigen Frau zu: *ir sît ein heilic wîp* (v. 285). Auf die Wiederholung ein- und desselben Verhaltens der Ehefrau folgen also im ersten und zweiten Teil des Märes zwei vollkommen unterschiedliche Reaktionen der Öffentlichkeit (ablehnende Zurechtweisung vs. befürwortende Anerkennung), was sicherlich kein plumpes Versehen des Autors ist, sondern ein absichtsvoll und geplant eingesetzter Bruch. WAILES ist der Ansicht, dass der Stricker im Schlussteil seines Märes Kritik am übersteigerten religiösen Wunderglauben und Kanonisationseifer seiner Zeit übt, indem er den Glauben der Öffentlichkeit an die ‚unglaubliche‘ Heiligkeit der Ehefrau scharf mit dem zuvor geschilderten ‚glaubwürdigen‘ Wunder der Bekehrung der Ehefrau kontrastiert.²³⁰ Ich möchte eine solche zeit- und religionskritische Tendenz des abschließenden Teils des Märes nicht in Abrede stellen, meine jedoch, dass sich die Funktion des festgestellten Bruches nicht darin erschöpft. Fragwürdig ist nicht erst jetzt im Schlussteil des Märes ‚die Sache mit der Religion‘. Fragwürdig erschien schon vorher, wie oben dargelegt wurde, das religiöse Kerngeschehen des Märes, die Bekehrung der Ehefrau mittels der Kraft des Heiligen Geistes. Die sprachliche Demaskierung des unangemessenen Insistierens der Ehefrau auf die göttliche Kraft der Bekehrung im zweiten Teil des Märes hat tatsächlich ein Äquivalent im ersten Teil des Märes. Dort wird entlarvt, wie fadenscheinig es ist, den Heiligen Geist für die Bekehrung der Ehefrau in Anspruch zu nehmen, indem dessen göttliches Wirken mit dem disziplinarischen Wirken des Ehemannes syntaktisch parallelisiert wird und dadurch in seiner Wertigkeit gleichgestellt wird. Der durch den Heiligen Geist bewirkte Machteffekt wird auf diese Weise bereits sprachlich erheblich relativiert und eingeschränkt:

*Dô wart der vrouwen gesaget,
daz alle die wâren gedaget²³¹,
die ir dâ helfen solden
und ir niht mê helfen wolden.
dô si vernam den untrôst²³²,
daz si niemer würde erlôst,
dô vuoren die tîvel von dem wege,
die si hâten in ir pflege.
dô quam²³³ der heilige geist
und brâhte ir sînen volleist²³⁴.*

²³⁰ WAILES führt aus: „The latter part of the story [...] teaches by negative example. As we follow the unhappy perversion of religious emotion through which sanctity is attributed to the heroine by the people (and no doubt by herself), we are cautioned not to be swayed by enthusiasms which run counter to the practises of the Church, not to judge hearts by deeds, and not to be hasty in discerning miracles and saints” (WAILES [Anm. 200], S. 99f.).

²³¹ Part. v. *gedagen*: verstummt, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 767.

²³² *untrôst*: entmutigende Rede, Handlung oder Lage, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1946.

²³³ Prät. v. *komen*: kommen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1668.

*ir grôziu übele*²³⁵ *diu verswant.*
*dô viel ir hôchvart*²³⁶ *zehant.* (vv. 109-120)

Was sich beim Vergleich dieser beiden Textstellen abzuzeichnen beginnt, ist die Konstruktion eines Systems narrativer Spiegelungen, mit deren Hilfe weniger der scheinbar ‚überflüssige‘ zweite Teil des Märes notdürftig an den ersten zurückgebunden, als vielmehr der erste Erzählteil durch den zweiten narrativ kommentiert wird. Wer immer im ersten Erzählteil dem ‚Märe‘ des Erzählers von der Bekehrung der eingemauerten Frau durch den Heiligen Geist aufgesessen sein sollte, wird nun mit Nachdruck eines Besseren belehrt; er muss ‚nachsitzen‘ und die vom Text vermittelte Gewaltlektion wiederholen, um den Gewaltmechanismus des säkularen Disziplinarapparates zu begreifen. Dieser Selbstkommentierung des Erzählens dient die Darstellung des Fortlebens und Wirkens der Ehefrau als *heilic wîp* im zweiten Teil der *Eingemauerten Frau*.

Um die für Disziplinierungsvorgänge unabdingbare absolute Gewalt des männlichen Zuchtmeisters sichtbar zu machen, muss die gezüchtigte Ehefrau die Rolle eines solchen Zuchtmeisters annehmen, wodurch ihre durch Unterwerfung gekennzeichnete weibliche Rolle zumindest zum Teil in eine durch Überlegenheit markierte männliche Rolle verwandelt wird. Die Rolle eines mit göttlicher Kraft beseelten *heilic wîp* stellt innerhalb des zitierten religiös-literarischen Bekehrungsschemas eine naheliegende Realisierungsmöglichkeit dieser strukturell erforderlichen geschlechtlichen Zwitteridentität der Ehefrau dar und wurde zudem bereits im ersten Teil des Märes durch den Rollenentwurf der radikalen Büsserin vorbereitet. Sie läuft allerdings, wie oben bereits dargestellt wurde, dem patriarchalisch geprägten Werthorizont des Märes zuwider und bedingt auf diese Weise einen markanten Bruch im Text, den der Stricker sichtbar lässt.

Betrachten wir zunächst das ‚merk-würdige‘ Verhalten der Ehefrau am Ende des Versöhnungsfestes, das scharf mit dem vorbildlichen ‚sittsamen‘ Verhalten der Geliebten ihres Mannes im ersten Teil des Märes kontrastiert, die sich darauf beschränkte, schön und stumm den Platz an der Seite des Mannes einzunehmen und dessen Liebkosungen zu empfangen (vgl. vv. 60-66). Die Ehefrau hingegen steigt, als die Gäste sich verabschieden wollen, spontan auf den Tisch und ergreift selbstherrlich das Wort (vgl. vv. 316ff.) – tatsächlich „an indecorous position“²³⁷ für eine gastgebende Ehefrau –, da es sich dabei eben nicht um weibliches,

²³⁴ *volleist*: Beistand, Unterstützung, Kraft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 448.

²³⁵ Vgl. Anm. 215.

²³⁶ *hôchvart*: Hoffart, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1317.

²³⁷ Ebd., S. 96.

also unterwürfig-bescheidenes Verhalten handelt, sondern um männliches, das heißt aggressiv-autoritäres. Warum lässt der Text dieses unangemessene Verhalten der Ehefrau durchgehen? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Kommentarfunktion dieser Szene begründet. Im Verhalten der Ehefrau spiegelt sich das frühere Verhalten des Ehemannes als Zuchtmeister seiner Frau. Uneingeschränkt gesehen und gehört zu werden, die absolute Bündelung der optischen und akustischen Aufmerksamkeit aller auf die eigene Person und die durch sie verkörperte Macht zu erreichen, alle zum Verstummen, Hören und Sehen zu bringen, darauf gründet die disziplinarische Macht des männlichen Zuchtmeisters, und diesen Gestus männlicher Macht darf die Ehefrau hier imitieren, um dessen geschlechtsspezifische Markiertheit überdeutlich sichtbar zu machen. Wenn die Ehefrau weiter der versammelten Öffentlichkeit den Auftrag erteilt, sie *der werlde* zu *zeigen* und ihre Besserung *erkant* / *allenthalben in diu lant* zu machen (vv. 334-336), dann zitiert sie hier erneut in der Rolle des *heilic wîp* die Rolle des männlichen Zuchtmeisters, dessen Anspruch auf universale Durchsetzung des überwachenden Blicks sie imitierend einfordert. An dieser Stelle ist außerdem darauf hinzuweisen, dass dem männlichen Auftreten und Aufsprechen der Ehefrau im zweiten Teil der *Eingemauerten Frau* exakt ein weibliches Verstummen des Ehemannes korrespondiert, der sich, nachdem seine Ehefrau ihre Zelle verlassen hat, überhaupt nicht mehr zu Wort meldet. Beides sind Indizien für die spiegelnde Übertragung der Zuchtmeister-Rolle auf die Ehefrau, was auf der Handlungsebene natürlich nicht erkannt werden kann. Dort ist diese spiegelnde Rollenüberblendung überaus problematisch, da sie den patriarchalischen Werthorizont des Textes zum Einsturz zu bringen droht. Als die Anwesenden schließlich versprechen, nicht nur für die Installation des Prinzips disziplinierenden Sehens und Gesehenwerdens zu sorgen (vgl. vv. 348-350), sondern auch die tatsächliche Inbetriebnahme dieses neuen, von einer Frau verwalteten Disziplinarapparates durch Androhung von Sanktionen zu gewährleisten (vgl. vv. 352-355), ist es höchste Zeit für den Erzähler, korrigierend einzugreifen.

Der Erzähler weist die sich verselbständigende Spiegelstruktur des Textes in die Schranken, ohne sie ihrer Spiegelfunktion zu berauben, indem er das drohende zuchtmeisterliche Handeln der Ehefrau durch eine Überführung der von ihm erzählten Geschichte in eine ‚Geschichte über die von ihm erzählte Geschichte‘ zunächst einfach ausblendet und später vollkommen ausschließt:

*Ditz wart ein lantmære²³⁸,
daz diu vrouwe gewesen wære
daz aller wirseste²³⁹ wîp,
diu ie gewan wîbes lîp,
und wære nu diu beste,
die man lebende weste
und hæte sich des ûzgetân²⁴⁰,
daz ir got den gewalt hæte verlân²⁴¹,
swelch übel wîp ir quæme²⁴²,
daz si der ir übele næme. (vv. 359-368)*

Die Geschichte von der *Eingemauerten Frau* spiegelt sich im *lantmære* ihrer wunderbaren Bekehrung und wird in dieses überführt. Im Demonstrativpronomen *ditz* konzentriert sich das gesamte bis dahin erzählte Märengeschehen, welches sich nun innerhalb dieses Geschehens und gleichzeitig aus diesem herausführend in ein *mære* verwandelt: *Ditz wart ein lantmære*. Auf dieses *lantmære* wird nun der problematische Machtanspruch der Ehefrau übertragen, wenn die von der Ehefrau in Aussicht gestellte Bekehrung böser Frauen nicht durch sie selbst vollzogen wird, sondern durch die Wirkung des kursierenden *lantmære*:

*dô diu vil rehte wârheit
von dem gaden wart geseit,
[...] dô gedâhte ein ieslich übel wîp:
[...] ich wil guot sîn und reine (vv. 369-379)*

Indem der Erzähler die Massenbekehrungen böser Frauen nicht auf ein konkretes Eingreifen der Frau zurückführt, sondern der abschreckenden Wirkung des *lantmære* zuschreibt, deaktiviert er das sich drohend eröffnende Gewaltpotential der Frau und überträgt dieses Potential in einem Doppelschritt zunächst auf das *lantmære*, letztlich jedoch auch auf die zuvor von ihm selbst erzählte Geschichte. [*D*]iu vil rehte wârheit / von dem gaden (v. 369f.), die durch das *lantmære* der Bevölkerung als imaginärem Publikum vermittelt wird, ist tatsächlich deckungsgleich mit jener säkularen Wahrheit männlich kodierter Disziplinargewalt, die der Erzähler im ersten Teil des Märes unter dem Deckmantel einer religiösen Bekehrung präsentierte und die im zweiten Teil des Märes im Anspruch und Handeln der Ehefrau in spiegelbildlicher Verkehrung wiederholt wird. Weder die göttliche Kraft eines *heilic wîp* noch die

²³⁸ *lantmære*: allgemeines Gerücht, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1826, hier: eine im ganzen Land bekannte Geschichte.

²³⁹ Sup. v. *übele*: schlechteste, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 931.

²⁴⁰ sich *ûz tuon*: sich vernehmen lassen, sich zu etwas bereiterklären, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 2034.

²⁴¹ *verlihen*: verleihen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 164; *gewaltarlihen*: Macht verleihen, bevollmächtigen.

²⁴² Konj. v. *komen*: kommen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1668.

des Heiligen Geistes, sondern allein der sich im *gaden* räumlich konkretisierende Disziplinarapparat des Ehemannes, *dâ diu vrouwe inne gewesen was* (v. 371), so macht das *lantmære* klar, bewirkt die gewaltsame Verwandlung der Frau vom *übelen* zum *guoten wîp*. Mit [...] *nôt si dâ genas* (v. 372), wird betont, und diese Betonung der Gewaltsamkeit der Transformation von Weiblichkeit innerhalb des männlichen Disziplinarapparates allein ist auch die Information, die für *ein ieslich übel wîp* (v. 375) bedeutsam ist und eine Reflexion und Veränderung des eigenen Verhaltens bedingt:

*ich hæte verlorn mînen lîp,
ob ich quæme in daz gaden.
der næte wil ich mich entladen²⁴³.
ich wil guot sîn und reine* (vv. 376-379)

Wo Disziplinarapparate von Männern erfunden und erfolgreich betrieben werden, ist Gott als Kontrollinstanz überflüssig. Frauen werden zu kulturell lesbaren Konstrukten von Weiblichkeit abgerichtet, indem ihnen die Überlegenheit des männlichen Geschlechtes so lange gewaltsam eingeschärft wird, bis sie unerwünschte Verhaltensweisen aus purer Angst vor neuer Gewalt unterdrücken:

*beide ir sünde und ir schande
die vermitens alsô sêre,
daz ir übele und ir unêre
vor vorhten alsô gar verswant,
daz man niender ein wîp vant
in dem lande, diu übel wære* (vv. 382-387)

Die Bosheit der Frauen ‚verschwindet‘, indem sie von Zuchtmeistern ‚zum Verschwinden gebracht‘ wird: durch den gezielten Einsatz disziplinierender, konditionierender und angsterzeugender Verfahren, die keineswegs göttlichen Ursprungs sind und eines solchen autorisierenden Ursprungs letztlich auch nicht bedürfen, um Erfolg zu haben. Durch all diese Ausführungen zerstört der Erzähler Schritt für Schritt die bedrohliche Aura göttlicher Macht, die der Ehefrau innerhalb der spiegelnden Handlungsstruktur des Märentextes zugewachsen ist. Er zerstört damit aber auch endgültig und unmissverständlich das von ihm selbst verbreitete ‚Märe‘ von der wundersamen Bekehrung der eingemauerten Ehefrau durch den Heiligen Geist. Weder die göttliche Kraft des *heilic wîp* noch die des Heiligen Geistes bewirken tat-

²⁴³ sich *entladen*: sich befreien, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 573.

sächlich die Bekehrung böser Frauen. Es ist allein der ausgeklügelte Disziplinarapparat des männlichen Zuchtmeisters, der dazu in der Lage ist.²⁴⁴

Der Erzähler erweist sich somit als die oberste Wahrheitsinstanz in der von ihm erzählten Geschichte – und zugleich als die unzuverlässigste: Er enthüllt eine ‚Wahrheit‘ des Geschehens, indem er eine andere, von ihm selbst behauptete ‚Wahrheit‘ zerstört. Diese Relativierung des von ihm erzählten Geschehens und damit seine umfassende Selbstrelativierung als Märenerzähler ist es, die es dem Rezipienten so schwierig macht, das von diesem Erzähler präsentierte Geschehen zu deuten. ‚Wahrheit‘ erweist sich hier als eine Kategorie, die dem literarischen Text nicht vorgängig und auch aus diesem heraus nicht unmittelbar ersichtlich ist, sondern die ‚irgendwo‘ zwischen den Lagen des Textes verborgen liegt. Ob es sich bei der ‚zuletzt‘ ermittelten ‚Wahrheit‘ dann tatsächlich um eine ‚letzte‘, absolut gültige Wahrheit handelt, ist eine Frage, der sich zumindest der Märenerzähler selbst verweigert. Er baut narrative Fallen und verbreitet ‚falsche‘ Wahrheiten, um diese später wieder zu zerstören. Die didaktische Wucht des Märes, die hier auf die Vermittlung einer bestimmten Lektion in Sachen Geschlecht und Gewalt zielt, wird durch ein solches Erzählverhalten stark abgeschwächt. Der Text gewährt letztlich keine Garantie für das von diesem Erzähler propagierte Modell. Affirmative Didaxe und subversives Erzählverhalten schließen einander durchaus nicht aus.

²⁴⁴ WAILES (Anm. 200) erkennt zwar, „that no spiritual power is involved in the correction of the other shrews' behavior“ (S. 98), da er aber als Interpret der Faszination durch das vom Erzähler im ersten Teil angebotene religiöse Bekehrungsmuster nachgibt und auch nicht die Spiegelfunktion des zweiten Teils des Märes erfasst, ist er dazu gezwungen, eine mühsame Differenzierung zwischen der Verwandlung der Ehefrau und der der anderen Frauen vorzunehmen: „To be sure, fear was an important factor in the heroine's conversion, but it was no more than negative preparation for a free act of the Spirit and even then it was servile fear. The fear felt of the other shrews is of a much lower order. It is *timor humanus*, fear of bodily injury“ (S. 98f.). Bezeichnend für die Schwäche dieser Differenzierungsversuchs ist, dass Wailes sie bei seiner Analyse des Epimythions des Erzählers indirekt wieder aufgibt, wenn er ausführt: „there is a deep irony in his wish for another woman like his heroine: essential to her 'conversion' of the other shrews was the stern and implacable discipline of her own husband in having her immured [...]. When the Stricker calls for another 'saint' to defend society, he really calls for a comparable exercise of legitimate authority by husbands in his own world.“ (S. 102) Genau dies ist der Fall!

2.4 Ehescheidungsgespräch

Die Handlung des *Ehescheidungsgesprächs*²⁴⁵ spielt in einem, wie HANNS FISCHER es treffend formuliert, „luftleeren Raum“²⁴⁶. Die Anwesenheit eines Erzählers ist kaum spürbar, Mann und Frau sprechen in diesem Text scheinbar unvermittelt mit- und gegeneinander. Es fällt in der Tat schwer, in Bezug auf diesen Text von einer Erzählung zu sprechen, und dies mag mit ein Grund für die Kennzeichnung dieses Textes durch den Forschungstitel *Ehescheidungsgespräch* gewesen sein. Beim *Ehescheidungsgespräch* handelt es sich allerdings nicht, wie der Forschungstitel irreführend impliziert, um ein dem Austausch von Informationen dienendes harmloses ‚Gespräch‘ zwischen Mann und Frau, sondern vielmehr um einen Kampf der Geschlechter um die Herrschaft, der als Kampf um die Sprache realisiert wird.

Die Lizenz zum Sprechen wird im *Ehescheidungsgespräch* als Erstes dem Vertreter der Ordnungsmacht, dem Ehemann, zugestanden. Dieser darf scheinbar unvermittelt das Wort ergreifen und an seine Frau richten: *wænest du, daz ich bî dir belîbe / iemer allez mîn leben? / niht!* (vv. 2-4). Dies ist keine Gesprächseröffnung, sondern eine Kampfansage. Nicht nur verzichtet der Ehemann auf jegliche Form der Gesprächseinleitung (Adresse an die Gesprächspartnerin, Bitte um Aufmerksamkeit), sondern er macht auch durch den Einsatz des Stilmittels der rhetorischen Frage sofort deutlich, dass er an einer kommunikativen Einbindung seiner Gesprächspartnerin oder gar an deren persönlicher Meinung von vornherein nicht interessiert ist. Kommunikatives Ziel des Ehemannes ist von Anfang an die Ausschaltung der Ehefrau als aktiver Gesprächspartnerin: Er fordert nicht zum Gespräch im Sinne eines wechselseitigen Dialogs auf, sondern zum einseitigen Zuhören und Gehorchen. Die enorme Verlängerung der Sprechdauer seines mit v. 5 potentiell vollständigen Redebeitrags stellt vor diesem Hintergrund eine rhetorische Glanzleistung dar. Durch den geschickten Einsatz kohärenzstiftender sprachlicher Verfahren verbindet der Ehemann die Kernaussage seines Redebeitrags mit einer langen Reihe modifizierender Nachträge zu einem einzigen Redetext. Er vermag dadurch nicht nur drohenden Sprecherwechsel zu vereiteln, sondern auch seine anfängliche Forderung nach einer Scheidung *hiute über ein jâr* (v. 5) in einen Befehl zur sofortigen Trennung (v. 35: *du muost iezuo von mir*) umzuwandeln. Hierbei handelt es sich um einen Akt eheherrlicher Willkür. Doch auch hier versteht der Ehemann sich verbal zu rechtfertigen, indem er ein typisiertes Weiblichkeitsmodell zitiert – das dämonisierte Zerrbild der bösen Frau: *den tîvel sach ich an dir, / daz ich ie sô lange bî dir beleip* (vv. 36f.), erklärt der

²⁴⁵ Textgrundlage: Der Stricker, *Ehescheidungsgespräch*, in: FISCHER, Der Stricker. Verserzählungen I (Anm. 120), Nr. III, S. 22-27. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

²⁴⁶ FISCHER, Studien zur deutschen Märendichtung (Anm. 25), S. 133.

Ehemann und führt als Beweis dafür sowohl entsprechende innere Defizite als auch äußere Deformierungen seiner Frau an:

*du bist bæse unde arc²⁴⁷,
übel geschaffen²⁴⁸ unde karc²⁴⁹,
du bist gerumpfen²⁵⁰ unde swarz,
dîn âtem smecket²⁵¹ als ein arz²⁵²,
mir grûset²⁵³, swenne ich dich sehen sol (vv. 39-43)*

Bis zu diesem Zeitpunkt erweist sich der Ehemann als Inhaber der Verfügungsgewalt über den Sprachraum zwischen den Geschlechtern und legitimiert dadurch zugleich seine dominante Position innerhalb des ehelichen Geschlechterverhältnisses.

Dem Gewaltakt des Ehemannes scheint zunächst Erfolg beschieden zu sein, denn die Ehefrau protestiert nicht etwa vehement gegen das Scheidungsbegehren ihres Mannes, sondern signalisiert ihre Bereitschaft zur Unterwerfung, indem sie die Forderung ihres Mannes nach sofortiger Trennung bestätigend wiederaufnimmt – allerdings nur, um diese unmittelbar darauf zurückzuweisen: *ez müese, sam mir mîn lîp, / an ein scheiden iezuo gân, / wan daz ich mich bedâht hân: / wir suln unz morgen samt²⁵⁴ wesen* (vv. 52-55). So wie die Gesprächseröffnung des Ehemannes eine Kampfansage darstellt, so ist auch die Replik der Ehefrau als verbaler Angriff aufzufassen: als Gegenangriff, mit dem die Ehefrau ihrer Stimme nun Schritt für Schritt und mit denselben sprachlichen Strategien wie ihr Mann wieder Gehör verschafft. Indem die Ehefrau das gewaltsame Sprachhandeln ihres Mannes imitiert, erhebt sie nun selbst Anspruch auf die absolute Verfügungsgewalt über den Sprachraum zwischen den Geschlechtern sowie die damit verbundene dominante Stellung im Geschlechterverhältnis. Die Ehefrau invertiert auf diese Weise die ehelichen Geschlechterrollen. Am Ende ihres ‚Gesprächbeitrags‘ ist sie es, die als gewaltausübender Ehemann agiert, während dem Mann die Rolle der abhängigen Ehefrau zugewiesen wird:

²⁴⁷ *arc*: böse, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 89.

²⁴⁸ *geschaffen*: gestaltet, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 630; *übel geschaffen*: hässlich.

²⁴⁹ *karc*: geizig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1517.

²⁵⁰ Part. v. *rimphen*: runzelig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 439.

²⁵¹ *smecken*: stinken, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1003.

²⁵² *ars*: Arsch, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 97.

²⁵³ *grûsen*: Grausen empfinden, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1107.

²⁵⁴ *sament*: zusammen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 597.

*du muost leisten²⁵⁵ mîn gebot.
 ez enmac der tîvel noch got
 noch al diu werlt widertuon.
 ich zerbriche dich rehte als ein huon,
 sprichest einez wort dâ wider (vv. 93-97)*

Weiblichkeit und Männlichkeit werden auch in diesem Märe des Strickers nicht als natürliche Konstanten, sondern als manipulierbare Produkte dargestellt.

Wie variabel die Kategorie ‚Geschlecht‘ ist, wird im Märe gleich darauf ein zweites Mal vorgeführt, wenn nun wiederum der Ehemann die invertierten ehelichen Geschlechterrollen mit dem Geschlechtermodell der hohen Minne überblendet. Mittels Unterwerfungsgeste und Gnadenappell an die nun als *vrouwe* apostrophierte Ehefrau gelingt es dem Ehemann, das invertierte Geschlechterverhältnis umzukodieren und auf diese Weise einen Ausweg aus dem entstandenen Konflikt zu eröffnen. Dies kann nur gelingen, weil die invertierte eheliche Rollenverteilung und die ideale Rollenverteilung des Geschlechtermodells der hohen Minne hinsichtlich ihrer Hierarchisierung der Geschlechtsrollen übereinstimmen – „die Frauen beherrschen die Männer“²⁵⁶ – und daher wechselseitig übertragbar sind. Im Text wird dies durch syntaktische und lexikalische Parallelisierung der aufgerufenen Weiblichkeitskonzepte, der Schelte der bösen Frau in vv. 39-43 und des Lobes der höfischen Dame in vv. 112-122, auch sprachlich kenntlich gemacht. So kollidiert der in v. 40 geäußerte Vorwurf des Ehemannes gegenüber seiner Frau, sie sei *übel geschaffen*, mit seiner späteren Begeisterung für dieselbe: keine andere sei *bezzet noch baz geschaffen* (v. 113). Die Charakterisierung der Ehefrau als *bæse unde arc* (v. 39) kontrastiert mit dem Lob ihrer *tugend[en]* (vv. 115). In v. 41 noch als *gerumpfen unde swarz* beschrieben, erscheint die Ehefrau ihrem Mann später als *diu sunne vor den stern* (v. 117). Verschiedene Geschlechtermodelle werden auf diese Weise wechselseitig relativiert. Denn so wie das Weiblichkeitsmodell der bösen Frau dem der höfischen Dame sprachlich ‚gleichgeschaltet‘ werden kann und damit austauschbar erscheint, können auch Merkmale der Geschlechtermodelle selbst bei bloßer Veränderung der Leseperspektive ihre distinktive Kraft verlieren. Die Dominanz der Frau bzw. die Unterordnung des Mannes, die im Geschlechtermodell der Muntehe einen unerwünschten Verstoß gegen die Geschlechterordnung darstellen, repräsentieren im Modell der hohen Minne gerade das zu erreichende Ideal. Wenn es im Text heißt, dass der Ehemann seiner Frau *hulde [suohte] umbe daz, / daz er genæse deste baz* (vv. 99f.), so kann vor dem Hintergrund eines konstitutiven ‚Schwankens‘

²⁵⁵ *leisten*: ein Gebot befolgen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1870.

²⁵⁶ GERT HÜBNER, *Frauenpreis. Studien zur Funktion der laudativen Rede in der mittelhochdeutschen Minnekanzone*, Baden-Baden 1996, S. 30.

der Kategorie ‚Geschlecht‘ auch das Handlungsmotiv des Ehemannes ‚doppelt‘ gelesen werden. Bezieht man nämlich das Verb *geniezen* auf das invertierte eheliche Geschlechterverhältnis und die in diesem Kontext geäußerte Drohung der Ehefrau, ihrem Mann eigenhändig das Genick zu brechen, so ergibt sich die Wortbedeutung ‚sein Leben retten‘; bezieht man *geniezen* jedoch auf das neu aufgerufene Geschlechtermodell der hohen Minne und das damit verbundene Konzept von männlichem Dienst und in Aussicht gestellter Entlohnung durch die Frau, so ist auch die Wortbedeutung ‚Minnelohn erhalten‘ möglich. Je nach gewähltem Blickwinkel kann die Unterwerfung des Ehemannes unter seine Frau entweder als erniedrigender, ehrabschneidender Versuch, das eigene Leben zu retten, interpretiert werden oder aber als gelungene Realisierung ehrenvollen Frauendienstes. Auch die Frage, ob es sich bei der Ehefrau nun um ein *übelez wîp* oder eine ideale *vrouwe* handelt, kann somit nicht eindeutig beantwortet werden. Der Erzähler überlässt daher den Akt der verbalen Konstitution von Geschlecht seinen Protagonisten, um ihnen zuletzt in demselben Moment die Sprache zu rauben, in dem die willkürliche Verfasstheit von Weiblichkeit und Männlichkeit im Text offenbar geworden ist.

Die *grôze vröude* (v. 133) der Eheleute, die am Schluss des Märes geschildert wird, ist wesentlich gekennzeichnet durch die dreifache Abwesenheit von Sprache, Gewalt und Geschlecht. So wird am Ende zwar ausgiebig gelacht, geküsst und gesungen, doch auf verbale Kommunikation im engeren Sinne wird verzichtet, was das genaue Gegenteil zur bisherigen interaktiven Praxis der Ehepartner darstellt. Der Kampf um den Sprachraum zwischen den Geschlechtern wird überführt in einen utopischen Raum ohne Sprache und damit auch ohne Geschlecht und Gewalt.²⁵⁷ Ob die *suone* im Ehebett von einem *übelen wîp* und ihrem unterlegenen Mann oder aber von einer höfischen *vrouwe* und ihrem Minnediener vollzogen wird, wird nicht nur nicht ausdrücklich vermerkt, sondern ist in einer Welt ohne Sprache auch schlichtweg nicht mehr von Bedeutung. Wo keine Sprache ist, kann diese nicht mehr gewaltsam manipuliert und für die Konstruktion von Geschlecht instrumentalisiert werden. In diesen Zusammenhang müssen auch die Schlussverse des Märes eingeordnet werden, denen INGRID

²⁵⁷ Im höfischen Roman fungiert die schweigende Liebesvereinigung von Mann und Frau im Regelfall als Bild erfüllter Minne. Zum Topos der verschwiegenen Kemenate vgl. MIREILLE SCHNYDER, *Topographie des Schweigens. Untersuchungen zum deutschen höfischen Roman um 1200*, Göttingen 2003, S. 359ff. Im vorliegenden Märentext, dessen Interesse sich nicht auf ein Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau sondern das Machtverhältnis der Geschlechter richtet, ist es entsprechend nicht die Anwesenheit von Minne, sondern die Abwesenheit von Gewalt, die durch das Schweigen der Geschlechter markiert wird. Parodistische Komik stellt einen sicherlich gewünschten, unterhaltsamen Nebeneffekt eines solchen Zitats dar, jedoch erschöpft sich seine Funktion bei Weitem nicht darin.

STRASSER – zu Recht – einen ganzen Aufsatz gewidmet hat²⁵⁸. STRASSER betrachtet die Zitierung höfischer Muster in den Ehestandsmären des Strickers als Mittel der Erzeugung literarisch-parodistischer Komik und gelangt wohl aufgrund dieser Prämisse zu der Fehleinschätzung, das gemeinsam gesungene Loblied des Paares, jenes *liet ze prîse*, das *in einer hôhen wîse* gesungen wird (vv. 137f.), sei als höfisches Minnelied zu verstehen, dessen Singen im Text parodistischen Zwecken diene. STRASSERS Interpretationsinteresse liegt bezeichnenderweise auf der Adverbialphrase *in einer hôhen wîse*, deren Übersetzung mit ‚laut‘ STRASSER allerdings verwerfen muss, da diese keinen Beleg für das postulierte Streben des Strickers nach Erzeugung parodistischer Komik liefern würde: „Als Gegensatz zum vorher an den Tag gelegten rohen Verhalten lässt sich der Terminus nicht so sehr als ‚laut‘, sondern besser als ‚besonders kunstvolle Melodie‘, als ‚Weise des Hohen Minnesangs‘ verstehen. Überlegt könnten vielleicht auch noch ‚Falsett‘ oder ‚Diskant‘ werden, in jedem Fall wäre es eine den beiden höchst unangemessene Weise“²⁵⁹. Was INGRID STRASSER übersieht, ist die programmatische Andersheit des Schlussteils gegenüber dem Rest des Textes. Die Versöhnung im Ehebett vollzieht sich in einer utopischen Welt jenseits der Sprache und der darin verübten Gewalt-Akte der Konstruktion von Geschlecht, die in absolutem Gegensatz zur zuvor geschilderten Sprach- und Gewaltwelt zwischen den Geschlechtern steht. Es ist angemessen und konsequent, sich in einer solchen ‚anderen‘ Welt, in der die Sprache abhanden gekommen ist, ‚anders‘ auszudrücken, beispielsweise im Medium der Musik. Dem Erreichen eines Zustandes *grôzer vrôude* entspricht dann tatsächlich das Singen eines Lobliedes. Vom situativen Kontext her besteht also keine Notwendigkeit und keine Berechtigung, das in Frage stehende *liet ze prîse* mit ‚Weise des Hohen Minnesangs‘ zu übersetzen. Vielmehr besteht jedoch Grund zu der Annahme, dass ein Loblied vor allem ‚laut‘ gesungen wird.

Am Ende des *Ehescheidungsgesprâches* wird der Sprach- und Machtkampf der Geschlechter in Musik aufgelöst. Der gemeinsame Verzicht beider Geschlechter auf die Sprache erscheint so als wesentliche Voraussetzung für die Abwesenheit von Gewalt zwischen den Geschlechtern, da offensichtlich nur auf diese Weise der Prozess der Konstruktion von Geschlechternormen und deren Funktionalisierung für die Legitimierung von Herrschaftsansprüchen außer Kraft gesetzt werden kann.

²⁵⁸ INGRID STRASSER, *Und sungen ein liet ze prîse in einer hôhen wîse*. Zur Frage der höfischen Elemente in den Ehestandsmären des Stricker, in: ABäG 15 (1980), S. 77-107.

²⁵⁹ Ebd., S. 96f.

3 Strickers Erben? Geschlecht und Gewalt in ausgewählten Mären des 14. und 15. Jahrhunderts

„Die europäische (schwankhafte, exemplarische) Kleinerzählung lebt aus der irgendwie geregelten, vielleicht durch rahmenhafte Bedingungen bestimmten Kombinierbarkeit fester Erzählelemente“, betont KLAUS GRUBMÜLLER in seinem Aufsatz zum Stellenwert der Kategorie ‚Variabilität‘ in der Märendichtung und kommt zu dem Schluss, dass „Verändern – grundsätzlich als sonst – eine Gattungsregel [ist]“²⁶⁰. Die Wiederkehr des Gleichen in abgewandelter Form ist aus der Sicht GRUBMÜLLERS also nicht als überlieferungsbedingtes Nebenprodukt, geschweige denn als künstlerische Unzulänglichkeit zu werten, vielmehr als poetisches Programm. Ziel der Märenautoren ist die Herstellung eines ‚Textes aus Texten‘, der an Bekanntes anknüpft und seinerseits wieder Anknüpfungspunkte für andere Texte bereitstellt.

Geht man von einer solchen programmatischen Intertextualität der Mären aus, so muss diesem Umstand vor allem bei gattungsgeschichtlichen Überlegungen Rechnung getragen werden. Dass schon der Stricker als sogenannter Begründer der Gattungstradition intensiv an bereits vorhandenem Erzählmateriel ‚weitergestrickt‘ hat²⁶¹, schließt eben gerade nicht aus, dass jüngere Märenautoren ihrerseits wieder Erzählelemente aus Strickertexten übernommen und variiert haben. Die ‚Prototheorie‘ des Märes, die man den Stricker-Mären entnehmen kann, muss nicht auf den Stricker selbst zurückgehen – und umgekehrt kann die sogenannte Strickernachfolge durchaus als ein Fortschreiben am Modell der Stricker-Mären verstanden werden. Wer in der Märendichtung wen beerbt, ist angesichts überlieferungsgeschichtlicher Lücken und programmatischer Intertextualität grundsätzlich nur schwer und, wenn überhaupt, wohl nur im Einzelfall festzustellen. ‚Strickers Erben‘ teilen und vermehren ein spezifisches Erzählerbe, das für uns in den Stricker-Mären zwar erstmals in schriftlicher Form greifbar wird, dessen Herkunft jedoch letztlich nicht ausschließlich in der Autorpersönlichkeit des Strickers gesucht werden darf. Das die Mären als Gattung kennzeichnende uneindeutige Verhältnis von Erzählerbe und Erblasser wird in den nachfolgenden Analysen grundsätzlich

²⁶⁰ KLAUS GRUBMÜLLER, Erzählen und Überliefern. ‚Mouvance‘ als poetologische Kategorie in der Märendichtung? In: PBB 125 (2003), S. 469-493, hier S. 493. Vgl. auch den Beitrag von UDO FRIEDRICH, Trieb und Ökonomie. Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext (Anm. 6), S. 48-75.

²⁶¹ Dazu ausführlich MARYVONNE HAGBY, *man hat uns für die warheit ... geseit*. Die Strickersche Kurzerzählung im Kontext mittellateinischer ‚narrationes‘ des 12. und 13. Jahrhunderts, Münster u. a. 2001. HAGBYs Studie macht leider allerdings auch deutlich, dass der konzentrierte Blick auf die Erzähltradition blind machen kann für den literarischen Einzeltext. So sieht HAGBY schlichtweg darüber hinweg, dass der Reichtum der Gevatterin in *Der Gevatterin Rat* vom Erzähler ausdrücklich motiviert wird (es handelt sich um den Besitz des brutalen Ehemannes, den die Ehefrau auf Anraten der Gevatterin diesem heimlich entwendet), und merkt stattdessen an: „Es mag auch wundern, daß die Gevatterin als allein lebende Bäuerin so reich ist, daß sie die Ehefrau über Wochen prächtig bewirten und kleiden kann: Ihr literarischer Vorgänger war aber Minister eines Königs [...]“ (ebd., S. 68 [Anm. 1]).

vorausgesetzt. Das strukturelle und terminologische Anknüpfen dieser Analysen an die Untersuchung der Stricker-Mären im vorangehenden Kapitel dieser Arbeit dient dazu, Kontinuitäten und Differenzen im literarischen Umgang mit dem Konnex von Geschlecht und Gewalt innerhalb der Gattung ‚Märe‘ besser sichtbar zu machen. Über die Ehestandsmären des Strickers und die Mären des 15. Jahrhunderts hinweg verläuft die deutlich erkennbare Spur einer märenspezifischen Tradition des Schreibens über Geschlecht und Gewalt.

3.1 Gewaltakte

3.1.1 Nur über ihre Leiche: *Die undankbare Wiedererweckte*

Patriarchalische Ordnungssysteme neigen dazu, wie ELISABETH BRONFEN²⁶² erläutert, „ästhetische Repräsentationen auf einer zur Schau gestellten ‚Tilgung‘ des Weiblichen zu gründen“²⁶³. Hegemoniale Männlichkeit etabliert und stabilisiert sich über die erfolgreiche Modellierung und Kontrolle von Phantasiefrauen, die aus männlicher Perspektive heraus betrachtet attraktiv erscheinen. In *Der Gevatterin Rat* des Strickers gelang dieser grundlegende Akt männlicher Gewaltausübung gegen Frauen nicht dem männlichen Protagonisten, sondern wurde durch das modellhafte Handeln einer männlichen Frau, einer *meisterinne*, eingeklagt.²⁶⁴ Den umgekehrten Verlauf nimmt nun das Geschehen im Märe von der *Undankbaren Wiedererweckten*²⁶⁵.

Ein *erber*²⁶⁶ *man* (v. 23) kann den Tod seiner jungen Frau nicht verwinden. Er verweigert das Begräbnis und lebt mit der Toten weiterhin so zusammen, als ob sie noch am Leben wäre: *zu bette, zu dische er ir zocht*²⁶⁷ *bot* (v. 46). Die Schönheit der Leiche, der *des todis kraft* (v. 42) auf unerklärliche Weise nichts anhaben kann, verhindert eine Lösung der inneren Bindung des Ehemannes an seine Frau und produziert stattdessen ein nekrophiles Begehren. Im Unterschied zu des Strickers *Der Gevatterin Rat* ist es also nicht eine lebende Schöne, die

²⁶² Vgl. die Arbeiten von ELISABETH BRONFEN, *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994, sowie dies., *Weiblichkeit und Repräsentation* (Anm. 150), S. 408-445.

²⁶³ BRONFEN, *Nur über ihre Leiche* (Anm. 262), S. 62.

²⁶⁴ Die creator-Rolle Gottes, die bei der Produktion von ‚Geschlecht‘ durch den Mann imitiert wird, erläutert BJERRE-ASPEGREN, *The Male Woman* (Anm. 138), S. 154-158.

²⁶⁵ Textgrundlage: *Die undankbare Wiedererweckte*, in: *Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts*, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 471-484, Nr. A6. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Ort und Zeit der Entstehung des Märes sind GERD DICKE zufolge „kaum fixierbar (nach den Hss. am ehesten: Rheinfranken, 1. H. 15. Jh.)“ (GERD DICKE, Art. ‚Die undankbare Wiedererweckte‘, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 10, Sp. 71-72, hier Sp. 72).

²⁶⁶ *êrbare*: ehrbar, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 607.

²⁶⁷ *zuht*: hier nicht Züchtigung, sondern Höflichkeit/respektvolle Behandlung, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1169; *er [bot] ir zocht*: Er behandelte sie respektvoll.

den Mann auf verhängnisvolle Weise in ihren Bann schlägt, sondern eine schöne Tote, die den Mann nicht mehr loslässt. Die sozialen Konsequenzen, die das ungewöhnliche Verhalten des Ehemannes nach sich zieht, nämlich massive *schelde* / *von sinen frunden* (v. 56f.), bewegen ihn daher auch nicht dazu, sich von seiner toten Frau zu trennen, sondern veranlassen ihn lediglich dazu, zusammen mit der Toten seine Heimat zu verlassen und in eine Stadt zu ziehen, *do in nieman kant* (v. 66). Ziel des Ehemannes ist es, das Zusammenleben mit der geliebten Ehefrau trotz ihres Todes auf unbegrenzte Zeit ungestört fortführen zu können. Dafür muss er seine tote Frau der Kritik und einem potentiellen Eingreifen seiner Freunde entziehen. Wenn der Ehemann die schöne Tote in *eine schone lade*²⁶⁸ [...] / *starg besloßen, veste einen schrin*²⁶⁹ (v. 58f.) einschließen lässt, um sie ungehindert überführen zu können, dann entspricht dies genau jener Form der Verwahrung in einem hermetisch abgeschlossenen Raum, in dem der Einfluss Dritter ausgeschaltet und die Kontrolle durch eine Einzelperson gewährleistet ist, wie wir sie bereits aus den räumlichen Vorkehrungen der Gevatterin in *Der Gevatterin Rat* des Strickers kennen. Dass das Handlungsmotiv des Ehemannes im Märe von der *Undankbaren Wiedererweckten* grenzenlose Liebe zu seiner Ehefrau ist, steht außer Frage, doch entbehrt auch diese nicht ein Moment der Kontrolle und Machtgewinnung: Der Ehemann, der bereit ist, alles für seine Ehefrau aufzugeben, ist nicht bereit, auf seine Ehefrau und ihre beständige Anwesenheit in seinem Haus zu verzichten; er entscheidet über den Verbleib ihres toten Körpers, über die Form seiner Aufbewahrung und über die Platzierung dieses Körpers im Raum:

*sin frauwe die nam er in der stat
und satzite sie zu disch und zu bet.
als do er an der stet
lebit mit ir, als ob sie lebite* (vv. 74-77)

Der Ehemann verfügt über seine tote Frau wie über einen Besitz; er weist ihr ihren Platz in seinem Haus, an Tisch und Bett zu – den Zustand ihres Körpers ignoriert er dabei (*lebit mit ir, als ob sie lebite*). Die konservierte Leiche der Frau gerät zum Bestandteil einer Sonderexistenz, die das Leben imitiert, ohne das Leben zu sein.²⁷⁰ Der Ehemann kann allerdings nur deshalb auf diese Weise mit seiner Frau leben und über sie verfügen, weil sie – wie noch zu

²⁶⁸ *lade*: Sarg, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1810.

²⁶⁹ *schrin*: Sarg, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 799.

²⁷⁰ Es handelt sich um eine Abwandlung der Schneewittchenkonstellation, bei der ja ebenfalls ein konservierter weiblicher Körper in einem geschlossenen Behälter museal verwahrt wird, um als Objekt ästhetischer Betrachtung zuletzt in den Besitz des ihn betrachtenden Mannes überzugehen. Zum Stellenwert des Schneewittchenmotivs innerhalb des Konnexes von Weiblichkeit und Tod vgl. BRONFEN, Nur über ihre Leiche (Anm. 262), S. 150-159.

zeigen ist – nicht mehr lebt. Nur als Tote eignet sich die Ehefrau als Liebesobjekt, das sich dem Willen, den Wünschen und den Blicken des Mannes nicht entziehen kann.²⁷¹ Dem Ehemann ist dies nicht bewusst. Er wünscht sich nichts sehnlicher als eine Wiederbelebung seiner Frau und ruft deshalb Gott selbst um Hilfe an:

[...] *her got, das du den dag
gelebitist ummer uf dir erden,
das din frauwe mocht lebendig werden,
frisch unde gesunt, und bi dir wonen;
darumb du wuldist dich entonen²⁷²,
was du must lip unde gut gehaben.
das ich des leidis mochte komen abe,
du mir gnade, barmherziger got.
hilf mir gelegen²⁷³ disen spot,
den ich van dir werlt han,
das ich komen moge darvan,
sit ich in das elende²⁷⁴ komen bin
Jhesus Crist, nu fint den sin²⁷⁵,
das min frauwe lebendig werde. (vv. 82-95)*

Die wundersame Belebung der toten Frau auf das Gebet des Mannes und das Eingreifen metaphysischer Instanzen hin (v. 96: *die gnade gotis [...] / sant ime einen engil*) zeigt Parallelen zum Handlungsverlauf der Pygmalionerzählung in Ovids *Metamorphosen*²⁷⁶, in der ebenfalls ein übermächtiger männlicher Liebeswunsch im Verbund mit göttlichem Handeln zur Belebung der geliebten Frau führen. Beide Erzählungen schildern zuvor das Zusammenleben der ungleichen Paare und die Sehnsucht des liebenden Mannes nach Belebung der leblosen Statue bzw. der toten Frau. Im Märe von der *Undankbaren Wiedererweckten* ist die Wiedererweckung der Ehefrau allerdings zusätzlich an die Bedingung geknüpft, dass der Ehemann seiner Frau zwanzig Jahre seiner eigenen Lebenszeit schenkt (vgl. vv. 101-104), wodurch er selbst ein alter Mann von sechzig Jahren wird. Von Anfang an geht die Wiederbelebung der Ehefrau im Märe also zu Lasten des Mannes, der dafür – bereitwillig und aus treuer Liebe zu seiner Frau – einen hohen Preis zahlt. Seine Frau hingegen *lebendig wart, / frisch unde gesunt*

²⁷¹ BRONFEN macht zu Recht darauf aufmerksam, dass „Gesehenwerden in einem Zustand, da sie [i. e. die weibliche Tote, d. Verf.] nicht mehr bestimmen kann, wie sie gesehen wird [...] eine Form von Vergewaltigung ist“ (BRONFEN, Nur über ihre Leiche [Anm. 262], S. 146).

²⁷² *entânen*: verzichten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 567.

²⁷³ *legen*: zum Erliegen bringen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1857.

²⁷⁴ *ellende*: Fremde; leidvoller Zustand (beide Bedeutungen sind hier zutreffend), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 539.

²⁷⁵ *sin finden*: sich etwas ausdenken, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 926.

²⁷⁶ Vgl. Anm. 154.

nach wibis art (vv. 115f.), und, wie der Fortgang der Geschichte zeigt, genauso treulos wie zu ihren ersten Lebzeiten, in denen sie *nach mutwil*²⁷⁷ *vil* [...] *warp*²⁷⁸ (v. 31).

Sobald vor dem Haus ihres Mannes ein Tanz²⁷⁹ beginnt, verlässt die junge Frau die ihr zugewiesenen Plätze am gemeinsamen Tisch und Ehebett und *lugite zu eime finster*²⁸⁰ *uß* (v. 146). Das Schauen aus dem Fenster verweist auf eine drohende Grenzüberschreitung seitens der Frau²⁸¹, die nun erstmals nach ihrer Wiederbelebung in Kontakt mit der Welt außerhalb des Hauses und damit außerhalb des durch Tisch und Bett umrissenen Machtraumes ihres Ehemannes tritt. Mit der vom Ehemann erteilten Erlaubnis, uneingeschränkt zu tun, *wie / unde was du wilt* (v. 154f.), wird die Überschreitung der normierten geschlechtlichen Grenzen dann tatsächlich vollzogen: Die Frau verlässt in Begleitung eines Knechtes das Haus, ihr Mann hingegen bleibt darin zurück und nimmt den Platz der Frau am Fenster ein. Er verliert die Rolle des kontrollierenden Beobachters und wird stattdessen selbst zum Beobachtungsobjekt: *shint*, weist die Frau beim Tanz ihren jugendlichen Tanzpartner hin, *der / alt schelme*²⁸², *der dort lit, / der ist min man; wer ich sin quit*²⁸³, */ so wer ich nie keins dingis als fro* (vv. 174-177). Der Mann, der sich den beobachtenden Blicken seiner Frau aussetzt, verliert das männliche Blickprivileg, die Kontrolle über seine Frau und pervertiert zum weiblichen Blickobjekt. Als die Ehefrau zuletzt mit ihrem neuen Partner den Tanzplatz und ihren Mann verlässt, ist es der Knecht, der seinen Herrn an dessen Pflicht zum kontrollierenden Blick erinnern muss:

²⁷⁷ *muotwille*: der eigene freie Wille; in der Rechtssprache: Gegensatz zu dem, was sich gehört, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2248.

²⁷⁸ *wërben nâch*: streben nach, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 769. *nâch muotwille wërben*: danach streben, zu machen, was man will; danach streben, sich ungehörig zu verhalten

²⁷⁹ Der Tanz vor dem Haus der Frau ist hier sowohl Metapher für das Ausleben von Sexualität (ein Liebesreigen) als auch für die Gegenwart des Todes (ein Totentanz). Zum ambivalenten Motiv des ‚Tanzes‘ aus gewalttheoretischer Perspektive vgl. RÖCKE, Ehekrieg und Affentanz (Anm. 15), S. 354-373.

²⁸⁰ *vënster*: Fenster, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 65.

²⁸¹ Geschlossene Räume (Zimmer oder Häuser) oder aber deren Öffnungen (Türen, Fenster) fungieren in der mittelalterlichen Literatur immer wieder als beliebte Metaphern für das weibliche Genitale. Für das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts führt JOHANNES MÜLLER, *Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*, Bern u. a. 1988, S. 46-49, zahlreiche Belege für die Verwendung dieser Metapher an. Dass es sich gerade im Bereich der Geschlechterforschung lohnt, der sexualsymbolischen Beziehung zwischen Frau und Haus Aufmerksamkeit zu schenken, zeigt der gelungene Aufsatz zum Lucretia-Stoff von KARIN HANIKA, *Eine offene Tür, ein offenes Mieder. Das Schicksal der Lucretia zwischen Vergewaltigung und Ehebruch*, in: *Böse Frauen – Gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. v. ULRIKE GAEBEL u. ERIKA KARTSCHÖKE, Trier 2001, S. 109-131. Im Anschluss an TERESA DE LAURETIS betont aus geschlechtertheoretischer Perspektive auch ELISABETH BRONFEN, dass „Weiblichkeit stets mit dem unbelebten und unbeweglichen Raum gleichgesetzt [wird], der als Grenze fungieren und sich deshalb nicht als Held/Subjekt konstituieren kann“ (BRONFEN, *Nur über ihre Leiche* [Anm. 262], S. 77). Umgekehrt sichert der männliche Held „seine Bedeutung durch das Eintreten in einen umschlossenen Raum und das Wiederhervorgehen aus demselben“ (Ebd.). Im Märe von der *Undankbaren Wiedererweckten* wird diese geschlechtsspezifische Verteilung von geschlossenem Raum und freier Bewegung durch das weibliche Überschreiten von Fenster- und Türgrenzen aufgesprengt.

²⁸² *schëlme*: Aas, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 694; hier Schimpfwort für den alternden Ehemann: ‚alter Sack‘

²⁸³ *quit*: los, ledig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 327.

*herre, lugint, wie dem si!
min frauwe wil eime andern bi.
der furt sie hin. sehit, wie sie gat! (vv. 209ff.)*

Die Warnung des Knechtes kommt zu spät. Einmal aus dem Haus und damit aus dem Machtbereich ihres Mannes herausgelassen, ist die Ehefrau für ihren alten Mann nicht mehr einholbar. Die Einberufung eines Ehegerichtes stellt in dieser Situation die einzige Möglichkeit für den Ehemann dar, zu seinem Recht, die sexuelle Verfügungsgewalt über seine Frau, zu kommen.

Der Ehemann gibt in der großen Gerichtsszene von Anfang an die Regeln vor, und er ist es auch, der den Körper der Frau in den Mittelpunkt des Geschehens rückt und damit auch zur Schau stellt:

*heißint machen einen kreiß,
stellit sie dar; dut noch eins:
stellit mich an das andir ende,
den jungen an das dritte ir sende (vv. 241-244)*

Durch diese Anweisung gelingt es dem Ehemann, seine ‚entlaufene‘ Ehefrau wieder in einen umschlossenen Raum (hier den kreisförmigen Rechtsumstand) zu bringen und ihren Körper als Objekt juristischer Betrachtung stillzustellen. Jedem der beiden männlichen Kontrahenten wird im Folgenden das Recht zugestanden, das Wort an die Frau in ihrer Mitte zu richten und sie so entweder zur Rückkehr zu oder aber zur Abkehr von ihrem Mann zu bewegen. Wem sich die Frau danach zuwendet, dem soll sie gehören. Wer darin nun allerdings ein erstaunliches Maß an zugestandener weiblicher Handlungsfreiheit sehen wollte, irrt sich gründlich, wie der weitere Verlauf der Szene zeigt. Nachdem der Ehemann seine Frau aufgefordert hat, sich wieder seiner Verfügungsgewalt zu unterstellen (v. 286f.: *gang weder in / min hus, ich irbude*²⁸⁴ *dir zucht*²⁸⁵ *und ere*), der junge Mann sein Angebot an die Frau vorgetragen hat (v. 307: *gent zu mir, hant gut gemach!*) und klar wird, dass sich die Frau längst für ihren jugendlichen Liebhaber entschieden hat, ergreift der Ehemann noch einmal das Wort, um die Ehefrau auf die schrecklichen Konsequenzen ihrer Entscheidung hinzuweisen:

²⁸⁴ *erbieten*: erweisen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 615.

²⁸⁵ *zuht*: s. Anm. 267.

*wiltu abir von mir gan
zu eime, den du nie gesehen,
so schichit²⁸⁶ dir leit [...]
ich sage dir vorhin²⁸⁷, du bist dot,
alsobalde du nimmest von mir kere²⁸⁸. (vv. 322-327)*

Überdeutlich offenbart sich hier eine relationale Auffassung von Weiblichkeit, die nicht nur ausschließlich über ihre Beziehung zu einer sie formierenden Männlichkeit definiert wird, sondern von dieser auch ihre körperliche Daseinsgrundlage bezieht: Es wird der Frau nur zugestanden, sich für den einen oder den anderen Mann und damit für *lip odir leit* (v. 336) zu entscheiden. Kehrt die Frau ihren Körper von dem ab, der diesem Körper das Leben geschenkt hat, so zieht die Entscheidung der Frau sofortige physische Selbstzerstörung nach sich. Nur wenn die Frau bereit ist, als lebende Tote in das Haus ihres Mannes zurückzukehren, sich in dessen Machtraum und damit in die normierten Grenzen ihres Geschlechtes einschließen zu lassen, kann sie auf weitere zwanzig Lebensjahre hoffen. Das ist die Gegenleistung, die der Ehemann für seine Treue von seiner Ehefrau erwartet, und an die er sie nachdrücklich erinnert: *ich mane²⁸⁹ dich recht an alle truwe, / [...] / gang zu mir her, des bede ich dich* (vv. 315-318). Die Ehefrau jedoch missachtet die Bitte und die Warnung ihres Mannes, kehrt ihm den Rücken und *vil umbe den hals des jungen* (v. 339), worauf sie tatsächlich auf der Stelle stirbt und verfault.

Am Körper der Frau wird hier nicht nur Unrecht und Recht sichtbar gemacht, sondern auch eine geschlechterspezifische Verteilung von Macht und Ohnmacht. Der weibliche Körper erscheint in seiner Materialität als eine Funktion des Willens des Mannes und insofern als dessen Produkt. Der Ehemann hat durch die Leihgabe von zwanzig Lebensjahren die Wiederbelebung seiner Frau ermöglicht und vermag deren Leben auch wieder auszulöschen, sobald die Frau die Bindung an ihren Körperverwalter negiert und aufkündigt. Die Ehefrau bezahlt ihren Treuebruch mit ihrem Leben, und zwar genau mit den zwanzig zusätzlichen Lebensjahren, die ihr Mann ihr geliehen hat. Der Erzähler betrachtet dies nicht als grausames Schicksal, sondern als gerechte Strafe, die jedem *falsch wip* (v. 370) widerfahren solle:

*das si der dot sulte alle bluwen²⁹⁰,
also geme²⁹¹ falschen wibe geschach,
die groß untruwe zu schade brach. (vv. 376-378)*

²⁸⁶ *geschihet* v. *geschēhen*: widerfahren, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 898.

²⁸⁷ *vorhin*: vorher, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 469.

²⁸⁸ *die kêre nēmen*: umkehren (hier zugleich: sich abkehren), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1551.

²⁸⁹ *manen*: erinnern, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2028.

²⁹⁰ *bliuwen*: bläuen, schlagen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 310.

²⁹¹ = *jēnem*, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1479.

Notwendige Bedingung einer virilen und ehrenhaften männlichen Existenz ist die Fähigkeit des Mannes zur Konstruktion, Kontrolle oder eben auch Destruktion des weiblichen Körpers, wodurch er seine Vorherrschaft bestätigt und die bestehende Geschlechter- und Gesellschaftsordnung stabilisiert. Als Ordnungsinstanz fungiert der weibliche Körper in diesem Text nicht aufgrund einer als vorgängig und unantastbar gedachten Biologie, sondern aufgrund seiner Abhängigkeit von einer normsetzenden Männlichkeit. Die Frau, die diese fundamentale Abhängigkeit ignoriert und die gesteckten Grenzen überschreitet, verwirkt ihren Anspruch auf eine menschliche Existenz, sie wird *ein fulis*²⁹² *madenaß*²⁹³ (v. 331), das den Tod verdient hat: *ir frevelheit*²⁹⁴ *gap ir die lone* (v. 344). Das selbstgeschaffene, eigenhändig bewerkstelligte Happy-End jenes modernen *Schneewittchens*, das die Sängerin Bruni Regenbogen im Rahmen der Frauenbewegung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts propagiert, bleibt dem mittelalterlichen Schneewittchen, der *Undankbaren Wiedererweckten*, vorenthalten:

*Schneewittchen, zerschlag deinen gläsernen Sarg,
wie liegst du denn da, bloß und kalt.
Würg schnell den vergifteten Apfel heraus,
stoß den Sargdeckel auf mit Gewalt.
[...]
Auf den Prinzen warte nicht, der den Zauber durchbricht,
sieh zu, daß du fort bist, eh er küßt.
Steig nicht auf sein Roß, folg ihm nicht auf sein Schloß,
wo du wie im Sarg eingeschlossen bist.
[...]
Und bist du dann aus deinem Glassarg heraus,
sei fröhlich und beweg dich ohne Scheu.
Kannst du nicht gehen, dann tanz, dreh und wende dich mal ganz,
und gar manche Bewegung ist dir neu.
[...]
Schneewittchen, glaub nicht, was das Märchen verspricht,
das Happy-End kann nur dein eignes sein. [...]*²⁹⁵

²⁹² *vûl*: faul, verfault, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 559.

²⁹³ *madenâs*: Fleisch zur Fütterung der Würmer, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 99 u. Bd. 1, Sp. 2004. Möglich ist auch eine Verschreibung für *madenvaz*: Gefäß für Maden, vgl. LEXER, Bd. 1, Sp. 2004.

²⁹⁴ *vrevelheit*: Frevel (gravierender Verstoß gegen die Rechtsordnung), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 505.

²⁹⁵ BRUNI REGENBOGEN, *Schneewittchen*, in: Liederbaum, hg. v. BEATE ZIEGENHAGEN u. SANNA DINSE, Leck 1984, Text Nr. 31, o. S.

3.1.2 Erstarrte Männlichkeit im *Bildschnitzer von Würzburg II*

Das invertierende Spiel mit zentralen Erzählmustern und -motiven ist ein wesentliches Kennzeichen der Gattung ‚Märe‘. Wie in dieser Arbeit schon anhand der Stricker-Mären gezeigt werden konnte, hat dies im Rahmen des Märendiskurses über Geschlechterbeziehungen häufig eine Verkehrung der männlichen und weiblichen Geschlechterrollen zur Folge: Frauen übernehmen männliche Rollen, Männer weibliche Rollen. Ein- und dieselbe Geschichte kann auf diese Weise nicht nur immer wieder neu erzählt werden, sondern auch vom Rezipienten neu betrachtet und auf ihren Sinn hin neu ‚durchschaut‘ werden:

Ob ein Märe Sinn transportiert, darüber entscheidet nicht allein der Text, sondern die intertextuellen Bezüge, die ein Leser herstellt; darüber entscheidet auch die diskursive Kompetenz, über die eine(n) [sic!] LeserIn verfügt, darüber entscheidet auch das kulturell geprägte Erfahrungswissen der Rezipienten.²⁹⁶

In diesem Sinne möchte ich mit der Interpretation des *Bildschnitzer von Würzburg II*²⁹⁷ ganz bewusst an die des Märes von der *Undankbaren Wiedererweckten* anknüpfen. Für denjenigen Rezipienten, der bereits die Geschichte von der *Undankbaren Wiedererweckten* kennt, wird im *Bildschnitzer von Würzburg II* nämlich keine ‚Neuigkeit‘ erzählt, sondern vielmehr ein dem Leser bereits bekanntes Motiv ‚neu‘ erzählt²⁹⁸:

Die Titelgebung des Märes spiegelt die Geschlechtsrollenverteilung wider, wie sie in Fassung A des Märes, dem *Bildschnitzer von Würzburg I*, entworfen wird: FISCHER rückt – in Übereinstimmung mit den in den Handschriften überlieferten Überschriften²⁹⁹ – den Mann ins Zentrum der Geschichte, wenn er diese als *Der Bildschnitzer von Würzburg* bezeichnet, was

²⁹⁶ RÜDIGER SCHNELL, Erzählstrategie, Intertextualität und ‚Erfahrungswissen‘. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären, in: Wolfram-Studien 18 (2004), S. 367-404, hier S. 368.

²⁹⁷ Textgrundlage: Hans Rosenplüt?, *Der Bildschnitzer von Würzburg II*, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 135-143, Nr. 16b. Fassung A des Märes, *Der Bildschnitzer von Würzburg I*, in: ebd., S. 134-142, Nr. 16a weicht von Fassung B insofern grundlegend ab, als es in Fassung A allein der Ehemann ist, der den Plan zur Überlistung des Propstes entwickelt. Im Unterschied dazu wird in Fassung B der Figur der Ehefrau ein höherer Grad an eigenständiger Denk- und Handlungsaktivität zugestanden, was für die hier angestrebte Untersuchung von Geschlechtsrolleninversionen einen vielversprechenden Ausgangspunkt bietet. Ich beziehe mich deshalb auf Fassung B des Märes (= *Der Bildschnitzer von Würzburg II*). Als Verfasser kommt Hans Rosenplüt „sehr wahrscheinlich nicht“ in Frage (INGEBORG GLIER, Art. Rosenplüt, Hans, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 8, Sp. 195-211, hier Sp. 205). Nach den Handschriften kann das Märe auf die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert werden (vgl. die Zusammenstellung des Überlieferungsbefundes bei FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 134 (Fassung I) bzw. S. 135 (Fassung II)).

²⁹⁸ Der Gattungsbegriff ‚Novelle‘, der unter anderem auch auf die inhaltliche Neuigkeit einer erzählten Begebenheit verweist, ist nicht zuletzt auch aus diesem Grund unangemessen für die mittelhochdeutschen Kurzerzählungen.

²⁹⁹ Vgl. hierzu FISCHERS Zusammenstellung der Handschriftenüberschriften des Märes in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 134f.

bei einem alten Aufsatztitel BARTSCH/KÖHLERS noch in viel deutlicherer Weise auffällt: *Der Maler mit der schönen Frau*.³⁰⁰ Hier wird die weibliche Protagonistin zum ästhetischen Beiwerk des Mannes erklärt. Dies ist nicht von einem feministischen Standpunkt aus zu kritisieren, sondern aus der Perspektive der Fassung B, des *Bildschnitzers von Würzburg II*, problematisch, weil der Titel eine Erwartungshaltung weckt, welche die Fassung B nicht einlöst: Der Leser erwartet ein Märe über einen *Bildschnitzer* (und seine schöne Ehefrau) und sieht sich dann mit einem Text konfrontiert, der die Handlungsinitiative und –aktivität der Ehefrau des Bildschnitzers in den Vordergrund rückt.

Die Einleitungsverse des Märes weisen zugegebenermaßen in keiner Weise auf einen Rollentausch der Geschlechter hin. Der Erzähler kündigt eine Geschichte *von einem klugen man (II, v. 3)* an und informiert sein Publikum zunächst über dessen Wohnort, Beruf und Familienstand:

*in Wirzpurg was er daheimen.
was ie mocht fliegen oder sweimen*³⁰¹,
*das konde er malen oder snitzen.
er was so klug an seinen witzen*³⁰².
*vil kunst trug er in seinem leib.
er hett das allerschönste weib (II, vv. 5-10)*

Was mit Hilfe dieser knappen Personenbeschreibung entworfen wird, ist ein Bild erfolgreicher Männlichkeit, die durch außergewöhnliches Können und außergewöhnlichen Besitz gekennzeichnet ist. Der beschriebene Mann *kann* malen und schnitzen, und zwar alles, *was ie mocht fliegen oder sweimen*,³⁰³ und er *hat* eine Frau, nicht irgendeine, sondern die *allerschönste*. Können, kodiert als Fähigkeit zur Produktion ästhetischer Gegenstände, und Besitz, kodiert als Verfügungsrecht über ästhetische Gegenstände, treffen damit im Begriff der *kunst* zusammen, die diesem ‚Supermann‘ vom Erzähler quasi als natürliches Leibeigentum zugeschrieben wird: *vil kunst trug er in seinem leib*. Der erfolgreiche Mann erscheint hier als Künstler, der in der Lage ist, aus sich selbst heraus eine zweite, ästhetische Wirklichkeit zu schaffen. Die schöne Frau an seiner Seite ist ein lebendes Symbol dieses produktiven Vermögens.

³⁰⁰ KARL BARTSCH u. R. KÖHLER, *Der Maler mit der schönen Frau*, in: Germ. 18 (1873), S. 41-45.

³⁰¹ *sweimen*: sich schwingen, schweben, schweifen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1353.

³⁰² *witze*: Verstand, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 955; *klug an seinen witzen*: klug (geistig gewandt)

³⁰³ Der Märentext zitiert hier das den guten Künstler auszeichnende Attribut der *varietas*, vgl. LOTHAR SCHMITT, *Kunst und Künstler in der deutschsprachigen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: *Autobiographie und Selbstportrait in der Renaissance*, hg. v. GUNTER SCHWEIKHART, Köln 1998, S. 93-122, hier S. 95.

Mit der Einführung des Dompropstes verändern sich jedoch schlagartig Stellenwert und Rolle der Frau. Die Frau des Künstlers, die in den Einleitungsversen nur in Relation zu ihrem Mann von Bedeutung war, verwandelt sich mit dem Hinweis auf das auf sie gerichtete sexuelle Begehren des Propstes³⁰⁴ (vgl. II, vv. 12-14) in den Dreh- und Angelpunkt der Geschichte. Nachdem der Propst der Ehefrau bei einem Kirchgang Geld und Geschenke gegen Geschlechtsverkehr angeboten hat, ruft die Frau zu Hause ihren Mann zu sich, informiert ihn über das Ansinnen des Propstes, teilt ihm ihre Betrugsabsicht mit und unterbreitet ihm – dies im Unterschied zu Fassung A des Märes – ihren Überlistungsplan (vgl. II, vv. 27-40). Nicht der produktive Künstler der Einleitungsverse, sondern die ihn schmückende Frau erscheint in Fassung B plötzlich als die treibende Kraft der Handlung. Man könnte sogar sagen, dass die Handlung selbst von diesem Moment an durch die Frau erst hervorgebracht wird, denn der Wunsch und Plan zur Überlistung des lüsternen Propstes entspringen in Fassung B ihrem Kopf³⁰⁵ – auch wenn dieser Umstand von der Frau selbst gegenüber ihrem Mann sprachlich verschleiert wird:

*nu rat zu, wie wir in betriegen.
mich deucht gut, du gingst über felt,
ob uns von im möcht werden das gelt,
und kemst herwider heimher schir.
dieweil so hieß ich in kumen zu mir.
kein beßern sin³⁰⁶ mocht wir nicht treffen,
damit wir in umbs gelt mocht effen³⁰⁷. (II, vv. 34-40)*

Während also die schöne Frau als aktive und kompetente Drahtzieherin der Überlistungsaktion präsentiert wird, erscheint der *kluge man* nur als ihr Gehilfe. Bezeichnenderweise muss der Bildschnitzer für eine gewisse Zeit das Haus verlassen, damit die Frau ihren Plan ausführen kann; seine Abwesenheit ist in beiden Fassungen des Märes notwendige Voraussetzung für das Gelingen der List, kann in Fassung B darüber hinaus aber auch als Zeichen einer temporären Übergabe der Handlungsmacht an die Frau verstanden werden: Der Bildschnitzer lässt seine Frau nicht einfach nur allein zu Hause, sondern überlässt ihr damit auch das Haus als Handlungs- und Herrschaftsraum.

³⁰⁴ Zur Rolle und Funktion des liebestollen Pfaffen in der Märendichtung vgl. die ausführlichen Darstellungen von BIRGIT BEINE, *Der Wolf in der Kutte. Geistliche in den Mären des deutschen Mittelalters*, Bielefeld 1999, sowie von RALPH TANNER, *Sex, Sünde, Seelenheil. Die Figur des Pfaffen in der Märenliteratur und ihr historischer Hintergrund (1200-1600)*, Würzburg 2005.

³⁰⁵ Letztlich ist es natürlich der Erzähler, der seine weibliche Protagonistin mit diesem Handlungsvermögen ausstattet.

³⁰⁶ *sin*: Gedanke, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 926.

³⁰⁷ *effen*: narren (hier: betrügen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 510.

Auch beim anschließenden Stelldichein der Ehefrau mit dem Dompropst macht sich der Bildschnitzer zunächst lediglich durch ein Klopfen an der Haustür bemerkbar, betritt jedoch nicht sofort sein Haus. Sein Anklopfen ist ein doppeldeutiges Klopfsymbol: Einerseits ruft sich der Ehemann dadurch für den ehebrecherischen Dompropst als Inhaber der eheherrlichen Gewalt in Erinnerung, andererseits ist das Klopfen für seine Frau das Signal zur Durchführung ihrer List. Wie die Frau dabei genau vorgeht, ist mit Hinblick auf die Frage nach der Kodierung des Geschlechterverhältnisses und der Rolle der Gewalt in diesem Märe höchst aufschlussreich. Die Frau rät dem Dompropst, der um sein Leben fürchtet, dazu, sich zu entkleiden, damit sie ihn bemalen und unter den Holzfiguren ihres Mannes verstecken könne:

*nu zicht ab palde alle euer wot³⁰⁸,
so wil ich euch verben gel³⁰⁹ und rot
und wil euch malen weiß und pla.
so stet ir zu den götzen³¹⁰ da
und mischt euch under sie an die want,
so seit ir meinem man unbekant. (II, vv. 67-72)*

Jeder Teil dieses so harmlos erscheinenden Ratschlags, der vom Propst sofort wortlos akzeptiert wird, ist ein subtiler Gewaltakt, der dazu dient, den Propst als Mann und kirchliche Autorität durch körperliche und sexuelle Demütigung lächerlich zu machen und auf diese Weise für seine sexuelle Zügellosigkeit zu bestrafen. Voraussetzungen dafür sind Entkleidung, Bemalung und Bewegungslosigkeit des Dompropstes.

Zu Recht weist schon DAVID BLAMIREs darauf hin, dass bereits die Entkleidung des Propstes, im *Bildschnitzer von Würzburg* wie beispielsweise auch in Hans Rosenplüts *Fahrendem Schüler*, Strafcharakter hat: „Nakedness as a punishment is a fairly common occurrence in the *Mären*. The person who is stripped or discovered naked is rendered defenceless and suffers social humiliation.“³¹¹ Die Entkleidung des Propstes, die von diesem selbst lediglich als notwendige Voraussetzung der anschließenden Bemalung seines Körpers begriffen werden kann, bedingt, dass der Körper des Propstes schutzlos den Blicken anderer ausgesetzt ist. Die kurze Zeit später stattfindende Inspektion des nackten Propstes durch den Bildschnitzer, bei der dieser dem Propst die Kastration androht (s. u.), macht sichtbar, dass ein entblößter Körper in besonderer Weise ein gefährdeter Körper ist. Gerade weil sich nichts zwischen

³⁰⁸ *wât*: Kleidung, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 703.

³⁰⁹ *gël*: gelb, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 804.

³¹⁰ *götze*: Bildnis (hier: Holzfigur), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1657.

³¹¹ DAVID BLAMIREs, Sexual comedy in the *Mären* of Hans Rosenplüt, in: Trivium 11 (1976), S. 90-113, hier S. 104.

dem nackten Körper des Propstes und der scharfen Klinge des Beils befindet, kann die Kastrationsdrohung beim Propst ihre volle Wirkung entfalten und auch unmittelbar auf dessen Körper zurückwirken, der darauf mit Erschrecken und Erbleichen reagiert.

Auch die von der Ehefrau am Körper des Propstes vorgenommene Körperbemalung dient nur aus dem Blickwinkel des Propstes seinem Schutz. Die Bemalung ist nicht, wie BLAMIREs meint, als entwürdigendes „dirtying“³¹² zu begreifen, sondern als ein Akt geschlechtlicher Demütigung. Kaum hat die Frau des Bildschnitzers den Propst bemalt, erstarrt und verstummt dieser zur Holzfigur, deren Bewegungen nun wie die einer Marionette ausschließlich von der Ehefrau kontrolliert werden. Wie ein starres, unbewegliches Stück Holz, das nach Belieben im Raum positioniert und zur Schau gestellt werden kann, *stellt* die Frau den bemalten Propst *an der götzen zeilen*³¹³ (II, v. 77). Farbanstrich und Bewegungslosigkeit sind nicht nur Garanten der vorgegebenen erfolgreichen Verkleidung des Propstes, der dadurch dem Bildschnitzer *unbekant* (II, v. 72) werden soll, sondern bewirken darüber hinaus auch einen geschlechtlichen Rollenwechsel, durch den der Propst als Mann und Mensch *unbekant* wird. Die Komik dieser Szene resultiert daraus, dass hier ein uns bereits bekanntes Gewaltmodell mit verkehrten Rollen zitiert wird: Nicht ein Mann fertigt sich hier eine Frau nach Maß, über die er frei verfügen kann, sondern eine Frau einen Mann, der so aussieht, wie sie es will, und mit dem sie machen kann, was sie will. Dies hat Konsequenzen für die Wahrnehmung von Geschlecht. Der zum *pild* erstarrte Propst repräsentiert eine verkehrte Weiblichkeit und somit eine defizitäre Männlichkeit, die ‚lächerlich‘ wirkt und Gelächter provoziert. Entkleidung, Bemalung und Bewegungslosigkeit kennzeichnen seinen Körper als schutzlos, kontrollierbar und damit als weiblich – auch, wenn es sich dabei um den Körper eines Mannes handelt. Die Frau des Bildschnitzers aber, die diese geschlechtliche Markierung des Körpers durchführt, agiert in der Rolle ihres Mannes, des männlich kodierten Künstlers, der durch das Medium der Kunst geschlechtlich identifizierbare Körper produziert. So gelesen ist der bemalte Propst das Werk der Ehefrau und diese sein Meister. Wer Körper produziert und kontrolliert, hat das Sagen und die Macht und repräsentiert Männlichkeit. In dieser Szene ist es eine Frau, die Männlichkeit vorstellt – ungestraft, damit die Bestrafung des Propstes, seine symbolische Entmannung, gelingen kann. In den nachfolgenden Szenen erobert der Ehemann dann Schritt für Schritt seine Handlungsmacht zurück.

³¹² Ebd., S. 105.

³¹³ *zile*: Reihe, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1113.

Sobald der Bildschnitzer wieder seine Werkstatt betreten hat, fordert er seine Frau dazu auf, ein Licht zu bringen, damit er, wie er vorgibt, für einen Kunden ein geeignetes Kunstwerk aussuchen könne (vgl. II, vv. 81-84). Der Vorgang der Beleuchtung ist somit zugleich als Beurteilungsakt angelegt, bei dem die an der Wand aufgereihten Holzfiguren in Augenschein genommen werden. Die kritische Inaugenscheinnahme verwandelt sich in eine entwürdigende Fleischschau, wo wie im Falle des bemalten Propstes nicht leblose Kunstgegenstände, sondern lebende Menschen zum Objekt der Betrachtung werden. Die Beleuchtung und Beurteilung des Propstes durch den Maler dient seiner Bloßstellung und Einschüchterung. Der Bildschnitzer spielt dabei geschickt mit der Angst des bemalten Propstes, nicht länger *unbekant* zu sein, das heißt: als lebender Mann enttarnt und damit zugleich als Ehebrecher entlarvt zu werden:

[...] *sicherlich, fürwar,
der knecht, der mir das pild hat gesnitzt,
mit eren er ob dem tisch wol sitzt.
es ist gestalt, sam es hab leben.* (II, vv. 88-91)

Wenn der Bildschnitzer betont, dass der Propst aussehe, als ob er lebe, spricht er ihm dieses Leben ab und zementiert seine ästhetische Existenz als *pild*. Er verwendet einen ästhetischen Topos, durch den hier zugleich die Menschlichkeit und die Männlichkeit des Propstes in Frage gestellt wird: Hinter der Fassade des Kunstobjektes ist die männliche Menschlichkeit des Propstes nicht mehr erkennbar. Weil der Topos des lebendig wirkenden Kunstwerkes auf einen lebenden Mann angewandt wird, wirkt diese Szene komisch – und nicht, weil damit zeitgenössisches Künstlerlob parodiert wird, wie LOTHAR SCHMITT meint³¹⁴. Die physische und geschlechtliche Gefährdung des ästhetisch stillgestellten Mannes wird besonders deutlich in der nachfolgenden Szene greifbar, in der nun das Genitale des bemalten Propstes ins Zentrum des Handlungsinteresses rückt. Der Bildschnitzer, der sein Licht vom Kopf zur unteren Körperhälfte des Propstes wandern lässt, erklärt den Penis der angeblichen Holzfigur für anstößig und verlangt nach einem Beil, um den offensichtlichen Kunstfehler zu beheben:

³¹⁴ Vgl. SCHMITT (Anm. 303) S. 95. SCHMITTs Ansatz, den Ps.-Rosenplüt'schen Märentext als kunsthistorisches Quellenmaterial zu betrachten und auf seinen Aussagegehalt „hinsichtlich eines noch mittelalterlichen Kunstverständnisses“ (S. 94f.) zu überprüfen, führt notwendigerweise zu einer einseitigen und vereinfachenden Betrachtung der Märenhandlung, die der Literarizität des Textes nicht gerecht wird und Fehlinterpretationen zur Folge hat. Der Kunstdiskurs ist in diesem Text nicht Selbstzweck, sondern vielmehr integraler Bestandteil eines literarischen Diskurses über den Zusammenhang von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘.

*do sach er dem probst an sein geschir³¹⁵:
„hausfrau, wie hangt es so jagirr³¹⁶?
lang her ein beihel und laß es abhauen,
es stet gar ungeschaffen³¹⁷ vor den frauen.“ (II, vv. 95-98)*

Unverkennbar handelt es sich bei dem vom Bildschnitzer ausgesprochenen Willen zur sofortigen Beseitigung des Kunstfehlers um eine handfeste Kastrationsdrohung. Die am Körper des Propstes verübte Gewalt richtet sich jetzt auf ihr eigentliches Zielobjekt, das Genitale als kulturell vermittelten Sitz des biologischen Geschlechtes des Propstes. Der Propst, durch Entkleidung, Bemalung und Stillstellung bereits symbolisch als männlich defizitär und damit weiblich gebrandmarkt, droht nun auch physisch seine Männlichkeit zu verlieren. Mit Erschrecken und Erblichen, topischen Körperreaktionen auf angedrohte Kastration, reagiert er auf den Anblick des von der Frau herbeigebrachten Beils. Doch vor der Kastration retten kann sich der Propst nur durch die Aufgabe seiner Tarnung: Wenn er weiterhin starr und stumm als bemalte Holzfigur an der Wand stehen bleibt, wird er entmannt werden, wenn er sich aber von der ihm auferlegten Stillstellung seines Körpers befreit und aus der Reihe der Holzfiguren flieht, kann er seine Männlichkeit möglicherweise bewahren. Der Propst entschließt sich zur Flucht aus der Werkstatt, zur Flucht aus dem Machtraum des Bildschnitzers und dessen Frau und zur Flucht aus seiner weiblichen Rolle:

*[der probst] fur an der wend hin und herwider
und stieß der götzen wol zwelf darnider.
zu der tür auß was im gach³¹⁸. (II, vv. 103-105)*

Die Tür der Werkstatt, die der fliehende Propst anvisiert, markiert die Grenze des Machtraumes des Bildschnitzers; das Tor am Haus des Propstes, das dieser schließlich tatsächlich erreicht und hinter sich verschließen kann, kennzeichnet die Schwelle zum Schutzraum des Propstes. Zwischen diesen beiden Raumgrenzen befindet sich der öffentliche Raum der Straße, aus dem der Bildschnitzer finanziellen Profit zu schlagen weiß. Anstatt nämlich die offensichtliche Enttarnung des fliehenden Propstes wahrzunehmen und in der Öffentlichkeit dementsprechend zu reagieren, hält der Bildschnitzer beim Verfolgen des Propstes lautstark an

³¹⁵ *geschirre*: Gemächt, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 903.

³¹⁶ *jagirre*: irre wie aufgejagtes Wild, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1468.

³¹⁷ *ungeschaffen*: ungestalt, hässlich, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1863.

³¹⁸ *mir ist gâch*: ich habe es eilig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 722.

dessen Rolle als bemalter Holzfigur fest, indem er vorgibt, ein zum Leben erwachtes Kunstwerk zu verfolgen³¹⁹:

*der maler lief im hinden nach
und schrei: „werft ab prucken³²⁰ und steg³²¹!
die götzen laufen mir alsampt weg.
es fleucht³²² einer vor mir als ein polz³²³. [...]“ (II, vv. 106-109)*

Durch das Geschrei des Bildschnitzers und sein *großes pauden*³²⁴ (II, v. 114) vor dem Haus des Propstes gerät dieser, der sich vor dem körperlichen Zugriff des Bildschnitzers bereits in Sicherheit befindet, erneut in Bedrängnis: Die Leute könnten aufmerksam werden und die peinliche Situation des Propstes durchschauen. Um den Bildschnitzer zum Schweigen zu bringen, lässt sich der Propst auf einen absurden Handel mit dem Bildschnitzer ein: Er erklärt sich bereit, dem Bildschnitzer eine große Geldsumme für sein entlaufenes Kunstwerk zu bezahlen: „*hab zu deinen munt / und see dirs auch und trags von hinnen, / das sein neur niemands von uns wird innen*“ (II, vv. 122-124). Nur mit Geld kann sich der Propst vom Zugriff auf seinen Körper befreien. Der zur leblosen, ohnmächtigen, weiblich kodierten Holzfigur degradierte Un-Mann rettet sein Leben damit durch eine männliche Sekundärpotenz, die den Märenfrauen in der Regel verwehrt ist. Abgesehen von diesem Rettungsanker wird im *Bildschnitzer vom Würzburg II* konsequent durchgespielt, welche einschneidenden Folgen Geschlechtermodellierungen für die ihnen unterworfenen Körper haben können: Hier droht dem Mann am Ende der Verlust seiner Männlichkeit, weil er die weiblich kodierte Rolle, in die ihn die Frau des Bildschnitzers drängt, zu lange wortlos akzeptiert.

³¹⁹ Auch hier resultiert die Komik der Szene aus der Diskrepanz zwischen Bezugsobjekt des zitierten Topos (lebloses Kunstobjekt) und tatsächlichem Bezugsobjekt in der Handlung (lebender Mensch).

³²⁰ *brucke*: Brücke, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 363.

³²¹ *stēc*: schmale Brücke, Steg, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1153; *werft ab prucken und steg*: Reißt Brücken und Stege ab!

³²² *vliuhet* v. *vliehen*: fliehen, flüchten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 402.

³²³ *bolz*: Bolzen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 324.

³²⁴ *bûden*: schlagen, klopfen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 377.

3.1.3 Making Sex: *Gold und Zers I*

Dass der Körper des Menschen, insbesondere das sogenannte biologische Geschlecht, in mittelalterlichen Texten die letztgültige Ordnungsinstanz und der zentrale sinnstiftende Fluchtpunkt sei, ist von der mediävistischen Geschlechterforschung in den letzten Jahren immer wieder mit Nachdruck betont worden.³²⁵ URSULA PETERS spitzt diese These prägnant zu: „[D]ie mittelalterlichen Texte sind [...] zutiefst vom Körper, auch vom weiblichen, beherrscht.“³²⁶ Für die Märendichtung trifft dies nicht uneingeschränkt zu: Neben Mären, die sich auf Körper und Geschlecht als vorgängige, unverfügbare Ordnungskategorien berufen,³²⁷ stehen Texte, in denen Körper und Geschlecht als gewaltsam hergestellte Konstrukte präsentiert werden (vgl. oben *Die undankbare Wiedererweckte* sowie *Der Bildschnitzer von Würzburg II*). In diesen Mären wird eben nicht der Text vom Körper beherrscht, sondern der Körper vom Text. Anhand eines weiteren Textes aus dem Umfeld der obszönen Mären kann gezeigt werden, dass dabei im Extremfall durchaus auch die sogenannten biologischen Geschlechtsmerkmale des Menschen als frei verfügbare und veränderbare Konstrukte verstanden werden.

Das Märe von *Gold und Zers I*³²⁸ beschreibt in seiner „erstaunlichen und bizarren Schlußpointe“³²⁹ die Entstehung der weiblichen Brüste. Die obszöne Schöpfungsgeschichte, mit der der Text seinen Leser konfrontiert, erscheint aus neuzeitlicher Perspektive brutal und originell zugleich: Die weiblichen Brüste seien nichts anderes als Teile (nämlich die *augen*) eines von weiblicher Hand verstümmelten und als Brustschmuck verwendeten Penis, der beim Kontakt mit dem Oberkörper der Frau zu einer Art Sprossbildung angeregt wird und auf diese Weise die Brüste der Frau erzeugt. Diese pseudo-biologische Geschlechtsgenese liest sich wie folgt:

³²⁵ So beispielsweise von EDITH FEISTNER, *Der Körper als Fluchtpunkt: Identifikationsprobleme in geistlichen Texten des Mittelalters*, in: *Manlîchiu wîp, wîplich man* (Anm. 10), S. 131-142, sowie von PETERS, *Gender trouble in der mittelalterlichen Literatur?* (Anm. 33), S. 284-304.

³²⁶ PETERS, ebd., S. 304.

³²⁷ Exemplarisch angeführt werden können hier das Märe vom *Ritter Alexander*, in: FISCHER, *Märendichtung* (Anm. 265), S. 330-337, Nr. 36 (vv. 201-204: Vorzeigen der Brüste als Unschuldsbeweis) sowie das fragmentarische *Bettgespräch*, in: ebd., S. 419f., Nr. 50,1 (vv. 21-30: Zitat der biblischen Schöpfungsgeschichte).

³²⁸ Textgrundlage: *Gold und Zers I*, in: FISCHER, *Märendichtung* (Anm. 265), S. 431-438, Nr. A3a. FISCHER vermerkt in seinen Anmerkungen zur Ausgabe dieses Märes, das in zwei Fassungen überliefert ist (vgl. *Gold und Zers II*, in: ebd., S. 439-443, Nr. A3b), dass der „Zustand des Texts beider Fassungen schlecht [ist], der der zweiten miserabel“ (ebd., S. 554), und verzichtet „wegen der großen Abweichungen der beiden Fassungen“ (ebd.) auf einen Paralleldruck. Die vorliegende Interpretation bezieht sich daher auf Fassung A, *Gold und Zers I*. WILLIAMS-KRAPP nimmt bairische Entstehung „wohl im 14. Jh.“ an (WERNER WILLIAMS-KRAPP, Art. ‚Gold und Zers‘, in: *2VL* (Anm. 103), Bd. 3, Sp. 76-77, hier Sp. 77), „wobei I die ältere [Fassung] sein dürfte“ (ebd., Sp. 76).

³²⁹ SCHLECHTWEG-JAHN, *Geschlechtsidentität und höfische Kultur* (Anm. 14), S. 101.

[...] *do sprach ain nunne:*
„ich rat, das man im [dem zers, d. Verf.] stopfe
die augen auß dem chopfe³³⁰,
so enwaiß er, war er keren sol.“
der rat geviel in allen wol.
diu selb stümlt in zehant.
die augen si an ir herz pant.
do si das pant dannen³³¹ prach³³²,
zwei schön prüstl si sach,
die waren sundr³³³ laugen³³⁴
gewachsen auß des zers augen.
Davon habent noch die weib
also prüstelochten³³⁵ leib (I, vv. 236-248)

Die weibliche Brust ist nach Aussage des Textes also nicht ein von vornherein vorhandener, beispielsweise von Gott geschaffener, „natürlicher“ Körperteil der Frau, sondern das künstliche Endprodukt eines Vorganges, bei dem sich menschliche Gewalt (*stümln*) und biologisches Entstehungsmodell (*wachsen*) zu einem komplexen Produktionsapparat von *sex* verbinden. Um das weibliche Geschlechtsmerkmal „Brüste“ produzieren zu können, braucht es das männliche Genitale, einen weiblichen Gewaltakt, der den Penis verstümmelt, und das magische Wirken der Natur, die aus dem verstümmelten Penis auf dem Oberkörper der Frau Brüste wachsen lässt. Das Märe beruft sich nicht auf die Biologie als letztgültige Autorität, sondern bedient sich ihrer, um gewaltsam einen Körper hervorzubringen, dessen geschlechtliche Markierung nicht Selbstzweck ist, sondern mit Hinblick auf eine ganz bestimmte Funktion vorgenommen wird. Das Märe endet nämlich nicht mit jener „bizarren Schlusspointe“ der Brusterzeugung, welche die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht. Es endet vielmehr mit einem plötzlichen „Kameraschwenk“ auf den Mann als den Begutachter der neugeschaffenen Brüste und die körperliche Reaktion, die diese bei ihm auslösen:

³³⁰ *kopf*: Kopf, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1676.

³³¹ *dannen*: von da weg, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 410.

³³² *brächen*: brechen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 343; *dannen brächen*: wegreißen

³³³ *sunder*: ohne, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1305.

³³⁴ *lougen*: Leugnung, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1969; *sunder lougen*: fürwahr, wahrhaftig

³³⁵ ‚mit Brüsten versehen‘

*swenn ain man mit plosser hant
 daran greifet, sazehant
 der zers sich pald aufmachet,
 er snellt auf und lachet,
 er beginnet reken die lider
 und went, man well im geben wider
 die augen, die er hat verloren.
 das habent die fraun all versworen. (I, vv. 249-256)*

In den letzten Versen des Erzählteils des Märes wird männliches Sexualverhalten mit Hilfe der zuvor erzählten Produktionsgeschichte der weiblichen Brüste an einen weiblichen Gewaltakt zurückgekoppelt. Schuld an der Aktivierung des Penis ist nicht die Attraktivität der weiblichen Brust im Sinne eines biologisch determinierten körperlichen Reizes, sondern die Hoffnung auf einen Rückerhalt gewaltsam verlorener Körperbestandteile: *[er] went, man well im geben wider / die augen, die er hat verloren. / das habent die fraun all versworen (I, vv. 254-256)*. Entscheidend für das männliche Sexualverhalten ist also nicht in erster Linie der Faktor ‚Biologie‘, sondern der Faktor ‚weibliche Gewalt‘. Ganz offensichtlich ist es im Märe von *Gold und Zers I* von nicht zu unterschätzender Bedeutung, an wessen Körper von wem welche Eingriffe in welcher Reihenfolge vorgenommen werden. Das Thema der gewaltsamen Körperversehrung wird nicht erst am Schluss des Märes bedeutsam. Vielmehr zieht es sich wie ein roter Faden durch den gesamten Text.

Schon das einleitende Streitgespräch zwischen dem personalisierten Gold und *zers*³³⁶, in dem beide dem jeweils anderen die eigene Höherwertigkeit beweisen wollen, beinhaltet eine ganze Reihe von Versuchen, den Körper des Streitgegners durch verbale Gewalt zu entwürdigen und zu entmachten. So wendet der *zers* gleich den ersten vom Gold erbrachten Beweis seiner Höherwertigkeit, die Tatsache, dass es vorn auf den Kleidern der Kaiserin getragen wird, erfolgreich in einen Beweis seiner Minderwertigkeit um, indem er statt von einem stolzen „Getragenwerden“ von einem peinlichen „Festkleben“ spricht: *sol das dein höchste ere sein? / du klebst als ain rötzelein*³³⁷ / *den fraun an dem kütze*³³⁸. (I, vv. 39-40). Allein durch den Wechsel des Verbs wird aus einem Ort der Ehre ein Ort der Schande: ein Pranger, an dem das Gold in all seiner Überflüssigkeit und Nutzlosigkeit öffentlich zur Schau

³³⁶ Zum Penis als Protagonisten vgl. EDITH WENZEL, *Zers und fud* als literarische Helden. Zum ‚Eigenleben‘ von Geschlechtsteilen in mittelalterlicher Literatur, in: *Körperteile. Eine kulturelle Anatomie*, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. CHRISTOPH WULF, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 274-293.

³³⁷ Diminutiv zu *roz*: Schleim, Rotz, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 517.

³³⁸ *kütze*: Oberkleid, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1805.

gestellt wird.³³⁹ Während das Gold, so der *zers*, außer zum Schmieden *ze ander nichte nütze* (I, v. 42) sei, zeichne er sich aus durch *mangen list, / das fraun michls nützer ist* (I, vv. 45f.). Nun wehrt sich das Gold. Bewegungs- und handlungsunfähig aufgrund seiner räumlichen Umgebung sei der *zers* selbst, der zur Gefangenschaft in der Hose verurteilt sei: *dir ist ver-tailt*³⁴⁰ *in der pruch*³⁴¹. / *für deine augen get ain tuch, / darunter hangst <du> als ain dieb* (I, vv. 51-53).³⁴² Der *zers* holt zum verbalen Gegenschlag aus, indem er nun andere mögliche Aufenthaltsorte des Goldes ins Spiel bringt: das Feuer und die Truhe. Beide werden vom *zers* als Schandorte definiert. Im Feuer büße das Gold für seine Überheblichkeit; die rote Farbe des geläuterten Goldes sei dabei nichts anderes als die Schamröte, die dem Gold durch die Tortur ins Gesicht getrieben werde (vgl I, vv. 68f.). In Wahrheit sei das Gold *tot* (I, v. 70), ein unansehnlicher *schimlknolle* (I, v. 63), dem seine Aufbewahrung in der Truhe auf dem *kistenstolle* (I, v. 64; FISCHER übersetzt ‚Untergestell einer Kiste‘, ‚Aufbewahrung an bevorzugter Stelle‘³⁴³) zu Kopf gestiegen sei. Truhe und Feuer schließen das Gold jeweils in sich ein und verändern das Aussehen des Goldes nach Aussage des *zers* zu dessen Ungunsten; es sind geschlossene Räume, Disziplinarräume, die der *zers* hier zitiert und im verbalen Kampf gegen das Gold ins Spiel bringt, um seinen Gegner unter Kontrolle und zum Schweigen zu bringen: *du must sweigen* (I, v. 70).³⁴⁴

Am Ende der ersten Phase der Auseinandersetzung, als beide beschließen, die Entscheidung des Streits den Frauen selbst zu überlassen, scheint das Gold trotz der massiven verbalen Attacken des *zers* in Führung zu gehen. Im Unterschied zum *zers*, der *frostleich gefar*³⁴⁵ (I, v. 115) vor die Frau tritt, erstrahlt das Gold *liecht*³⁴⁶ *und rot* (I, v. 117). Sein unvorteilhaftes Aussehen kostet dem *zers* den Sieg: *davon verlos er sein ere gar* (diese Motivierung nur in I, v. 116), er verlässt Frau und Land und geht in die Fremde, nicht ohne allerdings eine Drohung auszustoßen: *ich waiß wol fürwar, / meid ich sei ain halbs jar, / sich müssen maid und weib / kratzen umb mein leib* (I, v. 149-152).

³³⁹ Der diesem Körperort zugewiesene Schandcharakter beeinflusst später auch die Wahrnehmung des auf der Brust der Frau getragenen Penis. Auch dieser steht dann ‚am Pranger‘, so dass sein Machtverlust offenkundig wird.

³⁴⁰ *verteilen*: verurteilen, verdammen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 267.

³⁴¹ *bruoch*: Hose um Hüfte und Oberschenkel, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 368.

³⁴² Das Motiv der Blindheit, das Machtlosigkeit und Kontrollverlust symbolisiert, wird in diesem Text also von Anfang an dem *zers* zugewiesen. Mit dem späteren gewaltsamen Verlust seiner Augen wird die diffamierende Äußerung des Goldes Wirklichkeit: Nun ist der *zers* endgültig blind, seine Sehkraft und damit sein Kontrollvermögen gehen auf die Frau über.

³⁴³ FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 554.

³⁴⁴ Zur disziplinierenden Funktion des Schweigens vgl. v. a. die Ausführungen zu Strickers *Die Eingemauerte Frau* sowie Sibotes *Frauenzucht*.

³⁴⁵ *gevar*: Farbe habend, aussehend, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 956.

³⁴⁶ *lieht*: strahlend, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1906.

Genau dieser Zustand tritt tatsächlich schon nach kurzer Zeit ein. Das Gold landet, obwohl es einst strahlend *rot* war, aufgrund der großen sexuellen *not* der Frauen im *kot* (vgl. *I*, vv. 171f.), und ist damit, wie der entlarvende Reim nahelegt, im Prinzip genauso *tot* wie in der Truhe. Die Aufmerksamkeit des Erzählers richtet sich von nun an ganz auf den *zers*. Der *zers* beschließt aufgrund quälenden Liebes- und Racheverlangens (vgl. *I*, vv. 174-176 u. 183-185) zu den Frauen zurückzukehren. Auf seinem Rückweg trifft er zunächst auf ein junges Mädchen. Er versteckt sich, um das Mädchen zu erschrecken (vgl. *I*, v. 204): *chau, wa wau, ich pin hie!* (*I*, v. 205). Von diesem Moment an laufen die Dinge für den vermeintlich siegreichen *zers* aus dem Ruder.

Das Mädchen, das dem *zers* begegnet, ist sich sehr wohl im Klaren darüber, welcher Schatz ihr soeben über den Weg gelaufen ist. Sie lässt daher den *zers* nicht mehr frei, sondern hält ihn in ihrer Hand fest, um ihn ihrer Herrin selbstbewusst zu präsentieren: *und west ir, was ich funden han, / ir lihet³⁴⁷ mir pürg³⁴⁸ und lant, / das ichs eu geb in eur hant* (*I*, vv. 210-212). Der *zers* wird hier also einerseits als Phallus, als Machtsymbol, bestätigt, andererseits aber zugleich als Symbol männlicher Macht unterlaufen, da seine Übertragbarkeit auf das weibliche Geschlecht offenbar wird. Mächtig ist in dieser Szene allein die Frau, die im Besitz des *zers* ist (*I*, v. 218: *ich han den zers in meiner hant!*) und aus diesem Besitz Profit zu schlagen versucht. Der von und in den Händen einer Frau gefangene *zers* ist begehrtes Lustobjekt und Währungsmittel zugleich, *ain funt, der pesser ist dann tausent pfunt* (*I*, vv. 215f.). Nicht der *zers* ‚hat‘ die Frauen, die Frauen ‚haben‘ ihn und überlegen, *wie man im so getete, das er uns nicht mer entrunne* (*I*, vv. 234f.).

Die Lösung dieses Problems wird in Form eines brutalen Kastrationsaktes gefunden. Die Frauen stechen dem *zers* die Augen aus, damit er *enwaiß* [...], *war er keren sol* (*I*, v. 239). Es geht den Frauen nicht darum, die sexuelle Potenz des *zers* zu beschneiden, sondern vielmehr darum, Kontrolle über die von ihm ausgeübten Machteffekte zu erlangen. Der Verlust der Sehkraft ist für den *zers* gleichbedeutend mit einem Machtverlust. Wenn sich die Nonne, die den *zers* verstümmelt, dessen Augen *an ir herz* bindet (*I*, v. 242), dann wird klar, dass hier nicht nur ein Liebesobjekt, sondern auch eine Trophäe präsentiert wird, die einen Zugewinn an Macht symbolisiert.³⁴⁹ Durch die Verstümmelung des *zers* sind die ihn besitzenden Frauen

³⁴⁷ *lihen*: als Lehen geben, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1917.

³⁴⁸ *burc*: Burg, Stadt, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 390.

³⁴⁹ Das Motiv eines auf dem Oberkörper einer Frau präsentierten abgetrennten männlichen Geschlechtsteils findet sich auch in dem Märe *Die Wolfsgrube* von Hans Rosenplüt. Dort ist es der abgetrennte Hoden eines ehebrecherischen Priesters, der auf eine Kette aufgefädelt wird, um als Warnzeichen am Hals einer Frau getragen

mächtig geworden. Sie üben mittels der erbeuteten Augen des *zers* nun Machteffekte aus, die eigentlich Sache des *zers* bzw. des mit ihm gemeinhin assoziierten männlichen Besitzers waren: Indem die Augen des *zers* sich nämlich auf wundersame Weise in Brüste verwandeln (vgl. I, vv. 243-246), werden die Frauen in die Lage versetzt, das Sexualverhalten ihres männlichen Partners zu kontrollieren:

*swenn ain man mit plosser hant
daran greifet, sazehant
der zers sich pald aufmachtet,
er snellt auf und lachet,
er beginnet reken die lider
und went, man well im geben wider
die augen, die er hat verloren.
das habent die fraun all versworen. (I, vv. 249-256)*

Der Penis des Mannes setzt sich, so der Text, beim Kontakt mit der weiblichen Brust in Bewegung, weil er *went, man well im geben wider / die augen, die er hat verloren* (I, vv. 254f.). Männliche Sexualität zielt also nicht ausschließlich auf körperlichen Lustgewinn, sondern ist vor allem auch das Ergebnis aufkeimender Hoffnung auf eine Wiedergewinnung geraubter Körperbestandteile. Das Verb *wænen* zeigt an, dass sich diese Hoffnung wohl nicht erfüllen, die Rückgabe der Augen ein ‚Wahn‘ bleiben wird – ein für den *zers* unbefriedigender Zustand, den die Frauen *versworen* haben. Es steht somit zu erwarten, dass dem *zers* sein erwartungsvolles Lachen vergehen wird.³⁵⁰ Das Märe definiert männliche Sexualität so betrachtet als einen zum Scheitern verurteilten Versuch der Rückeroberung geraubter Männlichkeit und männlicher Macht. Die Frage, die der Rezipient im Anschluss daran stellen muss, lautet: Wozu kann und soll eine solche narrativ äußerst aufwändig hergestellte Definition von Sexualität dienen? Eine mögliche Antwort soll mit den folgenden abschließenden Überlegungen vorgestellt werden.

Mit einer Definition von männlicher Sexualität als einem zum Scheitern verurteilten Versuch der Rückeroberung geraubter Männlichkeit kann der Weg freigegeben werden für eine Auffassung von Sexualität, die diese als rechtmäßige Gewalt gegen bzw. gewaltsame Durchsetzung eines männlichen Rechtsanspruches gegenüber Frauen versteht. Das Märe stellt

zu werden, vgl. Hans Rosenplüt, *Die Wolfsgarbe*, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 202-209, Nr. 22, vv. 164-170.

³⁵⁰ In Fassung B, *Gold und Zers II*, wird diese pessimistische Sichtweise des Geschehens vom Text noch stärker herausgestellt: Wenn der [*zers*] *maint, man woll im gebn seine augen wider[,]/ so mag es laider nit gesein* (II, vv. 166f.).

dann nicht eine bereits erfolgreich vollzogene „Auslöschung ‚weiblicher‘ Macht“³⁵¹ dar, sondern fordert vielmehr dazu auf, indem es männliche Gewalt legitimiert. Was im Märe ausgeblendet wird, formuliert ein literarischer Text des 20. Jahrhunderts offen aus. Der Erzähler in Nick Hornbys Roman *High Fidelity* beschreibt sein pubertäres Sexualverhalten bezeichnenderweise als

*attack and defence, invasion and repulsion ... it was as if breasts were little pieces of property that had been unlawfully annexed by the opposite sex – they were rightfully ours and we wanted them back.*³⁵²

Der Umstand, dass die Entstehung der weiblichen Brust auf einen weiblichen Gewaltakt zurückgeführt werden kann, kann zur Legitimation eines invasiven und aggressiven männlichen Sexualverhaltens dienen, das sich als rechtmäßiger Zugriff auf den weiblichen Körper versteht. Nicht der Körper, sondern die Gewalt ist hier der Fluchtpunkt des Textes. Die weibliche Brust als gewaltsam erzeugtes Geschlechtsmerkmal erinnert an erlittene Gewalt und fordert zur Wiederherstellung von Recht auf. Das biologische Geschlecht kann somit eine Appellfunktion ausüben, die es als nicht hintergehbare, letztgültige Ordnungsinstanz gar nicht übernehmen könnte.

³⁵¹ So SCHLECHTWEG-JAHN (Anm. 14). SCHLECHTWEG-JAHN interpretiert den Phallusbesitz der Frau am Ende des Märes als Deskription weiblicher Defektivität (weiblicher Körper als „verlängerte[s] Organ des Männerkörpers“ [ebd.]).

³⁵² NICK HORNBY, *High Fidelity*, London 2000, S. 7.

3.1.4 Hans Rosenplüts abwaschbare *Tinte*

DAVID BLAMIREs' Versuch, die künstlerische Leistung Hans Rosenplüts als Märendichter am Ende seines aufschlussreichen Aufsatzes über „Sexual comedy in the *Mären* of Hans Rosenplüt“ in einem Satz zusammenzufassen, klingt weniger nach einer Würdigung als vielmehr nach einer Entschuldigung für die Mären Hans Rosenplüts: „His main aim is to entertain, and his chief way of doing this is by telling bawdy tales.“³⁵³ „Bawdy tales“, anzügliche Geschichten, seien die Mären Rosenplüts im Wesentlichen, darüber hinaus noch, „from the aesthetic point of view“³⁵⁴, „inferior“³⁵⁵ gegenüber anderen sexuell freizügigen Autoren des Mittelalters wie zum Beispiel Neidhart. BLAMIREs schließt sich damit der Auffassung HANNS FISCHERS an, der in seinen „Studien zur deutschen Märendichtung“ vermerkt:

Rosenplüts poetische Fertigkeit überschreitet nicht (oder nur in einzelnen Ausnahmefällen) die Grenze des Gediengen-Handwerklichen. Damit aber befindet er sich in bester Tradition der kleinen Reimpaardichtung, die ja nur ganz selten poetische Meisterwerke, aber verhältnismäßig viel ‚solides‘ Gebrauchsschrifttum hervorgebracht hat.³⁵⁶

Im Unterschied dazu weist INGEBORG GLIER in ihrem Aufsatz über den Märendichter Hans Rosenplüt nachdrücklich darauf hin, dass dieser künstlerisch allgemein „bereit war, sich auf Neues einzulassen“³⁵⁷, und dass einzelne seiner Werke von einem „wirkliche[n] Neuerungsanspruch“³⁵⁸ geprägt sind. Worin diese ‚Neuigkeit‘ konkret besteht, wird von GLIER allerdings eher vage angedeutet als ausführlich dargelegt und klar benannt: Rosenplüt stelle „auf hintersinnige, vielleicht auch heimtückische Weise komische Mißverständnisse dar“³⁵⁹, er mache es „seinem Publikum nicht [ganz so einfach]“³⁶⁰, vor allem was das Verhältnis von Pro- oder Epimythion und Erzählung anbelange, die „in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis“³⁶¹ zueinander stehen würden – in ihrem ²VL-Artikel über Hans Rosenplüt fügt GLIER hinzu: „[w]ie in anderen Mären der Zeit“³⁶².

³⁵³ BLAMIREs (Anm. 311), S. 111.

³⁵⁴ Ebd.

³⁵⁵ Ebd.

³⁵⁶ FISCHER, Studien zur deutschen Märendichtung (Anm. 25), S. 159.

³⁵⁷ INGEBORG GLIER, Hans Rosenplüt als Märendichter, in: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, L. PETER JOHNSON u. HANS-HUGO STEINHOFF, Paderborn u. a. 1988, S.137-149, hier S. 149.

³⁵⁸ Ebd., S. 148.

³⁵⁹ Ebd., S. 145.

³⁶⁰ Ebd., S. 146.

³⁶¹ Ebd., S. 149.

³⁶² INGEBORG GLIER, Art. Rosenplüt, Hans, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 8, Sp. 195-211, hier Sp. 204. Hans Rosenplüt wurde um 1400 bei Nürnberg geboren und starb „sehr wahrscheinlich im Sommer 1460“ (ebd., Sp. 196).

Obwohl Hans Rosenplüts Märe *Die Tinte*³⁶³ mit nur 114 Versen einen vergleichsweise kurzen Märentext vorstellt, verfügt er dennoch sowohl über ein Promythion als auch ein Epimythion, in denen der Erzähler den Inhalt der von ihm erzählten Geschichte knapp zusammenfasst sowie auch persönlich Stellung dazu nimmt. Im Promythion wird die Geschichte eines Verlustes gesellschaftlicher Ehre angekündigt: *ain neus mer / von eim münch und von einer frauen, / wie das in wurd ir er verhauen*³⁶⁴ (vv. 2-4). Das Gewicht dieses Ehrverlustes wird vom Erzähler dabei mittels des Aspektes der Öffentlichkeit umschrieben, wobei das Öffentlichwerden des Vergehens und das Erleiden öffentlicher Schande zusammenfallen. Dass Mönch und Frau *zu schanden wurn vorn leuten* (v. 5), auf diesen Zielpunkt läuft die Erzählung hin, und auf diesen Zielpunkt richtet sich auch die Erwartung des Rezipienten. Überspringt man nun die Erzählung selbst, um sogleich das Epimythion auf inhaltliche Deckungsgleichheit mit dem Promythion zu überprüfen, so wird man vom Erzähler nicht enttäuscht. Was insbesondere der Frau an öffentlicher Schande zuteilgeworden sei, nämlich *das sie iederman wurd verschmehen* (v. 105) und sie von nun an *öffentlichen [...] / [...] in der schanden segen*³⁶⁵ [gefangen] (vv. 108f.) sei, wünscht der Erzähler ausdrücklich auch all denen, die den sittlichen Erwartungen ihrer Gesellschaft in gleicher Weise nicht gerecht werden: *Nu wolt ich, das alln den also solt geschehen / [...] so würd oft ains unterwegs*³⁶⁶ *pleiben, / damit man verschult*³⁶⁷ *gotes güt* (v. 106-113). Pro- und Epimythion versprechen dem Rezipienten also eine von einem moraldidaktischen Erzählinteresse getragene Geschichte der Entlarvung und Bestrafung eines illegitimen sexuellen Verhältnisses zwischen Mann und Frau. Doch genau diese Geschichte wird nicht erzählt.

Schon bei einer oberflächlichen Lektüre des eigentlichen Erzählteils fällt auf, dass trotz der extremen Kürze des Textes eine Vielzahl an Requisiten zum Einsatz kommt, nämlich ein böhmischer Pfennig, künstliches Licht, Rosenwasser, Tinte, ein Bettlaken, ein Spiegel, Mantel und Rock. Darüber hinaus enthält der Text auch eine ganze Reihe an Farb- und Helligkeitsbezeichnungen. Neben der Dunkelheit der Nacht und einer durch das Licht erzeugten künstlichen Helligkeit wird die Blässe des vom Geschlechtsverkehr erschöpften Mönches erwähnt, die durch das Bestreichen mit Rosenwasser auch optisch erfolgreich beseitigt wird,

³⁶³Textgrundlage: Hans Rosenplüt, *Die Tinte*, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 174-177, Nr. 19; die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Nach dem handschriftlichen Überlieferungsbefund (vgl. dazu FISCHER, Märendichtung [Anm. 265], S. 174) kann das Märe auf die Zeit um 1450 bis 1460 datiert werden.

³⁶⁴*verhouwen*: zerhauen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 132.

³⁶⁵*segn*: Netz, vgl. LEXER (Anm. 114), Sp. 2, Sp. 848.

³⁶⁶*under wegen*: mitten auf dem Weg, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1777; *under wegen beliben*: unterbleiben („auf dem Weg zurückbleiben und das Ziel nicht erreichen“)

³⁶⁷*verschuldet* v. *verschulden*: durch Schuld verlieren, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 220.

sowie das gelblich-bleiche Gesicht der ebenfalls geschwächten Frau, das durch das versehentliche Bestreichen mit Tinte schwarz wie ein Teufelsgesicht wird.

Der böhmische Pfennig, den die Frau vom Mönch im Voraus für ihren nächtlichen Besuch erhält, macht gleich zu Beginn deutlich, dass Sexualität in diesem Märe nicht entlastend im Rahmen eines emotional begründeten Liebesverhältnisses thematisch wird, sondern ‚unverhüllt‘ als Geschlechtstrieb in Form der Prostitution präsentiert wird. Die Prostitution der Frau³⁶⁸, über deren Familienstand nichts ausgesagt wird, wird auch durch die unnatürliche Gelbfärbung ihres Gesichtes nach dem Geschlechtsverkehr angezeigt, die wohl weniger konkret, als vielmehr symbolisch aufzufassen ist: Gelb galt im Mittelalter als Farbe der Sexualität und Prostitution.³⁶⁹ Statt mit dem gelben *gebende*, den gelben Stirn- und Wangenbinden der Sünderin Maria Magdalena, versieht Hans Rosenplüt das Gesicht seiner weiblichen Prostituierten selbst mit einer Gelbfärbung. Damit wird aus einem kleidungsbezogenen Farbsymbol ein körpergebundenes Farbzeichen, das jedoch in gleicher Weise weibliche Bereitschaft zur Prostitution anzuzeigen vermag – bezeichnenderweise verzichtet Hans Rosenplüt bei der Beschreibung der Blässe des Mönches auf dieses Farbadjektiv. Während die Frau *gel und plaich* (v. 65) wird, hat sich der Mönch lediglich *entpferbet* (v. 43). Nur die Blässe der sich prostituierenden Frau wird farblich zusätzlich gekennzeichnet, der Mönch als zahlender Freier bleibt hingegen unmarkiert. Im Unterschied zur Frau muss der Mann nur die Blässe seines Gesichtes als körperliches Anzeichen sexueller Aktivität tilgen, um den Bruch des mönchischen Keuschheitsgelübdes zu verbergen – verbotenes Tun verbergen, verräterische Zeichen tilgen: Damit sind wir in der eigentlichen Geschichte dieses Märe angekommen.

Rosenplüt macht in seinem Text unmoralisches Verhalten am Körper lesbar. Die Blässe des Mönches zeigt als Körperzeichen nicht einfach nur körperliche Erschöpfung, sondern auch eine Normenübertretung an. Verbotene Sexualität bewirkt Schlafmangel, Schlafmangel erzeugt Blässe und Schwindel, Blässe und Schwindel verhindern eine (unauffällige) Teilnahme an der Frühmette, Abwesenheit bei sozialen Ereignissen bzw. auffälliges Körperverhalten in der Öffentlichkeit machen verdächtig, Verdacht zieht die Gefahr der Entdeckung nach sich. Der Mönch ist sich dieses Kausalzusammenhangs sehr wohl bewusst:

*da gedaucht*³⁷⁰ *in, wie er sich het entpferbet*

³⁶⁸ Zum Prostitutionsmotiv und der Funktion des Geldes in der Märenliteratur vgl. ANDREA SCHALLENBERG, Gabe, Geld und *Gender*. Ein Beitrag zur Poetik der Geschlechterdifferenz in der mittelhochdeutschen Verserzählung, in: *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext* (Anm. 6), S. 76-107.

³⁶⁹ Vgl. dazu JOACHIM BUMKE, *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, Bd. 1, München 1986, S. 209/210.

³⁷⁰ *gedächte* v. *gedenken*: auf einen Gedanken kommen, sich erinnern, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 768.

*wann er so treulich het geerbet*³⁷¹
im graben, da man di leut in macht,
und het di halben nacht gewacht.
des enpfand er wol an seim gesicht. (vv. 43-47)

Der Mönch setzt daher bei den verräterischen Körperzeichen an, um den Bruch seines Gelübdes zu vertuschen. Statt zur Tusche greift er zum kräftigenden, belebenden Rosenwasser, das er dank eines Lichtes auch in der Dunkelheit seiner Zelle zu finden vermag und das sowohl das Schwindelgefühl als auch die verräterische Blässe seines Gesichtes erfolgreich beseitigt.

Während der Mönch die Mette besucht, erleidet auch die auf die Rückkehr des Mönches wartende Frau einen Schwächeanfall:

den schwindel, den der münch da het,
der selb ir auch im kopf wee tet.
davon sie schwach ward, gel und plaich. (vv. 63-65).

Sie erinnert sich an das Rosenwasser, mit dem der Mönch sein Gesicht bestrichen hat, und beschließt, nun auch dieses anzuwenden, und zwar ausschließlich aus therapeutischen Gründen. Im Unterschied zum Mönch benötigt die Frau das Rosenwasser nicht zur Vertuschung von Körperzeichen, sondern ausschließlich zur Wiederherstellung ihres persönlichen körperlichen Wohlbefindens. In der nächtlichen Dunkelheit der Zelle – der Mönch hat das Licht mitgenommen – greift sie statt zum Rosenwasser zum Tintenfass *und pestraich sich damit [...], das sie eim teufel gleich sehen wart* (vv. 74/75). Die Frau, die gar nichts vertuschen möchte, wird durch das falsche Rosenwasser, die Tinte, schwarz wie der Teufel, wie der Erzähler meint. Die optische Diabolisierung der Frau mittels schwarzer Tinte³⁷² macht farbmetaphorisch sichtbar, was der Mönch mittels des Farbe verleihenden Rosenwassers zu vertuschen versuchte: das unerlaubte Ausleben ‚teuflischer‘ Sexualität im Kloster. Doch wie lesen die am Geschehen beteiligten Personen selbst dieses Farbzeichen?

Der von der Mette zurückkehrende Mönch leuchtet der Frau, die von ihrem Irrtum nichts bemerkt hat, mit seinem Licht ins Gesicht, glaubt den Teufel selbst vor sich zu haben und ruft seine Mitbrüder zur Hilfe: *der teufel der ligt an meim pett!* (v. 86) Die her-

³⁷¹ *gearbeitet* v. *gearbeiten*: arbeiten, sich abmühen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 746.

³⁷² Zur mittelalterlichen Auffassung von weiblichen Prostituierten als des Teufels Jüngerinnen bzw. Spielweibern sowie zur Überblendung von Weiblichkeit, Sexualität und Teufel insbesondere in der spätmittelalterlichen Literatur vgl. die ausführliche Darstellung bei BRIGITTE SPREITZER, „Wie bist du vom Himmel gefallen...“. Einschlagstellen des Diabolischen in der Literatur des späteren Mittelalters, Wien, Köln und Weimar 1995, v. a. S. 47-57 (‚Die Frau als Agentin des Teufels‘).

beieilenden Mönche bestätigen nach kurzer Inaugenscheinnahme die Einschätzung des Mönches: *er hat wor*³⁷³! (v. 92) Sowohl der Mönch als auch seine Mitbrüder interpretieren damit das schwarze Gesicht der Frau falsch und verkennen die Wahrheit, die sie zu erblicken glauben. Sie alle lesen die schwarze Farbe nicht farbsymbolisch (‚schwarz wie der Teufel’), sondern konkret (‚der schwarze Teufel’). Aufschlussreich ist, dass die Mönche hinter der ‚teuflischen’ Schwarzfärbung der Frau nicht mehr die sexuell aktive Frau erkennen (die Frau in Teufelsgestalt), während man im Mittelalter allgemein keine Schwierigkeiten damit hatte, den Teufel in einer sexuell aktiven Frau (den Teufel in Frauengestalt) zu entdecken.³⁷⁴ Die Diabolisierung der Frau verhindert hier ihre geschlechtliche Identifizierung. Durch ihre Fehlinterpretation ermöglichen die verängstigten Mönche der Frau die Flucht aus der Zelle:

*di münch da von der frauen flugen
und in di winkel sie sich schmuken.
die weil da macht sich auf das weib
und schlug ain leilach*³⁷⁵ *umb irn leib
und sprang dahin recht sam ain pok*³⁷⁶
und ließ dahinten irn mantel und rok (vv. 93-98).

Weil die Mönche glauben, dass die Frau der Teufel ist, bleibt die sexuelle Aktivität der Frau im Kloster, jene ‚teuflische Sünde’, unentdeckt und unbestraft. Dass sie ihren Mantel und Rock im Kloster zurücklässt, hat für die Frau auf der Handlungsebene keinerlei Konsequenzen, denn dies sind zumindest dort Zeichen ohne Referenz: Mantel und Rock zeigen zwar weibliches Fehlverhalten im sexuellen Bereich an, der Körper der Frau selbst entzieht sich jedoch dem strafenden Zugriff der Öffentlichkeit. Ausgerechnet im Schutz der ihr von den Mönchen zugeschriebenen Diabolisierung gelingt der Frau die Flucht aus dem Kloster. Als weiblicher Teufel und bezeichnenderweise wie ein Ziegenbock springend (vgl. v. 97), erreicht sie zwar auf lächerliche Weise, jedoch unversehrt ihren Schutzraum, *ir haus* (v. 100). Niemand ‚fängt’ sie ein – sie schlüpft durch jenes Netz der Schande, in dem der Erzähler seine Protagonisten so gerne *gefangen* (v. 109) sehen würde. Zu dieser Lesart passt auch, dass es der Frau am Ende des Märes als Einziger zugestanden wird, in den Spiegel blickend ihren Irrtum zu erkennen, die Vorgänge im Kloster zu durchschauen und die ‚teuflische’ Tinte von ihrem Gesicht abzuwaschen: *da wurd sie gewar, wie ir was geschehen, / und wusch die tinten*

³⁷³ *wâr haben*: Recht haben, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 687.

³⁷⁴ Dies mag damit zusammenhängen, dass der Teufel, wie SPREITZER ebd., S. 48 (Anm. 372) ausführt, zumindest „in den literarischen Texten des Mittelalters primär männlichen Geschlechts ist; [...] [während] Frauen immer nur als Verbündete des Teufels, niemals als Teufel selbst [gelten].“

³⁷⁵ *lînlachen (leilach)*: Betttuch, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1928.

³⁷⁶ *boc*: Bock, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 319.

von ir ab (vv. 102/103). Während der Text den Leser also sehr wohl über die erfolgreiche Beseitigung der verräterischen Tinte seitens der Frau informiert, erfährt der Leser nichts darüber, ob es auch den Mönchen gelingt, ihre Interpretation des nächtlichen Vorfalls zu korrigieren. Mantel und Rock der Frau verbleiben zwar im Kloster, doch wie die Mönche damit umgehen, wird ausgespart. Zwischen dieser Lücke im Text und dem im Pro- und Epimythion geschilderten Schicksal des Mönches und seiner Geliebten besteht zumindest auf der Handlungsebene keine Verbindung. Wir können lediglich mutmaßen, dass es den einfältigen Mönchen im Nachhinein offenbar gelungen ist, die Identität des entflohenen Teufels mit Hilfe der zurückgelassenen weiblichen Kleidungsstücken aufzudecken. Wem dies unwahrscheinlich erscheint, der gelangt unweigerlich zu dem Schluss, dass die moralische Kritik an der Prostitution im Kloster, die in Pro- und Epimythion vom Erzähler so selbstbewusst formuliert wird, und das damit verbundene Ausphantasieren einer entsprechenden Strafhandlung relativiert wird, vielleicht sogar relativiert werden soll. So betrachtet hat dann eine Märenfrau Profit aus einer ihr auferlegten Geschlechtermodellierung geschlagen und sich erfolgreich dem normierenden männlichen Zugriff auf den weiblichen Körper entzogen. Männliche Gewalt, wie sie in der Diabolisierung der Frau zum Ausdruck kommt, verfehlt hier ihr Ziel.

3.2 Disziplinarapparate

UDO FRIEDRICH hat in seinem Aufsatz „Die Zähmung des Heros“³⁷⁷ ausführlich dargelegt, dass sich die Gewaltpraxis der mittelalterlichen Feudalgesellschaft im 12. Jahrhundert grundsätzlich in zwei alternativen Ausprägungen realisiert: auf der einen Seite im „fortitudo-Konzept“³⁷⁸, das dem heroischen Gewaltethos zugrunde liegt, auf der anderen Seite in „einem Modell von disciplina, das Unterwerfung der Natur unter die zentrale Kategorie der ratio verlangt“³⁷⁹. Nach dem *fortitudo*-Konzept sei beispielsweise der heroische Krieger der Heldenepik modelliert, der durch unmittelbare und unkontrollierte Affektartikulation zum Erwerb von Kampfesruhm gekennzeichnet ist, während in Texten, die dem Gewaltmodell der *disciplina* folgen, das Bild des „strategisch operierende[n] Herrscher[s] mit reguliertem Gewaltpotential“³⁸⁰ propagiert wird, dessen Gewalt nicht primär in spontan-aggressiver Kampfbereitschaft zum Ausdruck kommt, sondern sich als politische Taktik, militärische Strategie sowie nicht zuletzt auch als Bereitschaft zu „gewaltsamer Raumpolitik“³⁸¹ äußert mit dem Ziel der Stabilisierung politischer Herrschaft. *Ordo*-Bewusstsein, Gehorsamsbereitschaft und Affektregulierung sind, so FRIEDRICH, für die Realisierung dieses zweiten Gewaltmodus die unabdingbare Voraussetzung. FRIEDRICH weist darauf hin, dass die beiden von ihm skizzierten Unterwerfungsmodi in literarischen Texten auch in Mischformen vorliegen können: „Vielleicht läßt sich der höfische Ritter als Symbiose der beiden Unterwerfungsmodi auffassen, verfügt er doch über eine überlegene fortitudo und über eine implizite Gewaltdynamik (*aventure*-Impuls), wie er auch das regulierte Ethos eines *ordo militaris* besitzt.“³⁸² FRIEDRICHS Ansatz scheint ein vielversprechendes Modell literarischer Gewaltanalyse bereitzustellen. Es drängt sich allerdings die Frage auf, ob FRIEDRICHS Kategorisierungsmodell auch auf eine literarische Gattung angewendet werden kann, deren Texte nicht nur vorwiegend dem Spätmittelalter entstammen, sondern in denen auch nicht die Gewalt zwischen Männern, sondern in erster Linie die Gewalt zwischen Männern und Frauen thematisiert wird. Kann auch das in Märentexten entworfene Gewaltmodell dem Konzept der *fortitudo* oder der *disciplina* zugeordnet werden?

³⁷⁷ UDO FRIEDRICH, Die Zähmung des Heros. Der Diskurs der Gewalt und Gewaltregulierung im 12. Jahrhundert, in: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hg. v. JAN-DIRK MÜLLER u. HORST WENZEL, Stuttgart u. Leipzig 1999, S. 149-179.

³⁷⁸ Ebd., S. 178.

³⁷⁹ Ebd., S. 177.

³⁸⁰ Ebd., S. 173.

³⁸¹ Ebd., S. 171.

³⁸² Ebd., S. 179.

In den bislang untersuchten Märentexten hat sich Männlichkeit stets in der Fähigkeit zur Kontrollgewinnung über den weiblichen Körper offenbart. Der durch den Mann erfolgreich stillgestellte oder gar physisch abgetötete Körper der Frau konstituiert Männlichkeit und legitimiert die Vorrangstellung des Mannes im patriarchalischen System. Schon in den Ehesandsmären des Strickers werden raffinierte Gewaltstrategien ersonnen, die dem Mann bei der Unterwerfung von Frauen und der Formierung starrer, normierter Weiblichkeit unterstützen. Die Einsperrung der Frau in einen geschlossenen Disziplinarraum, in dem diese der Blickkontrolle des Mannes ausgesetzt ist, stellt dabei eine der wichtigsten Gewaltstrategien der ‚Märenmänner‘ dar. Unter Bezugnahme auf die gewalttheoretischen Schriften MICHEL FOUCAULTs habe ich in Bezug auf die Verwendung dieses Raumtyps bereits von ‚Disziplinarapparaten‘ gesprochen. Lässt sich die Märenliteratur mit der Favorisierung dieses Gewaltmodells also tatsächlich jenem zweiten Gewaltstrukturtyp zuordnen, den UDO FRIEDRICH mit dem Begriff der *disciplina* belegt hat? Wo genau befindet sich der Ort der Märenliteratur im Gewaltdiskurs der mittelalterlichen Literatur? ‚Was‘ sind die meist namenlosen Männer der Märenliteratur, wenn man sie unter dem Aspekt der von ihnen verwendeten Gewaltkonzepte betrachtet: Heroen, Herrscher, Ritter oder etwas ganz anderes? Die Beantwortung dieser Frage erscheint nicht allzu einfach, werden Märenmänner doch von den Erzählern immer wieder mit unterschiedlichen Ständebezeichnungen versehen, ohne dabei ständisch eindeutig fixiert zu werden: Auch die „Ritter“ unter den ‚Märenmännern‘ sind in erster Linie „Ehemänner“, deren Verhältnis zur Ehefrau diskutiert wird. Die Männlichkeit der ‚Märenmänner‘ ist also begrifflich nicht vordefiniert; sie kann nur direkt aus den Texten erschlossen werden. Anhand dreier Beispiele soll im Folgenden das spezifische Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt in der Gattung ‚Märe‘ exemplarisch herausgearbeitet werden, wobei der Kategorie ‚Raum‘ besonderes Augenmerk geschenkt werden soll.

3.2.1 Sibotes *Frauenzucht*. Was Disziplinarapparate leisten können ...

In Sibotes *Frauenzucht*³⁸³ werden gleich zwei ‚böse‘ Frauen, Mutter und Tochter, von ein- und demselben Mann bezwungen. Doch trotz der Doppelung des Figurentypus der bösen Frau ist es in diesem Märe nicht die Frage nach der Verfasstheit idealer Weiblichkeit, der das Hauptinteresse des Textes gilt, sondern die Frage nach dem Wesen vorbildlicher, ‚wahrer‘ Männlichkeit, wie es durch den jungen Ehemann verkörpert wird. Die Konstruktion dieser Männlichkeit, die sich parallel zur Konstruktion von Weiblichkeit vollzieht, soll daher auch im Mittelpunkt der folgenden Analyse stehen.

Dass die durch den jungen Ehemann verkörperte Männlichkeit tatsächlich als vorbildlich verstanden sein will, wird am ersten Handlungsziel der Erzählung, der Unterwerfung der Tochter, durch den Erzähler lexikalisch ausdrücklich angezeigt, indem er den Ehemann als *wîgant* bezeichnet: *uf saz der wigant / und reit sie [...]* (vv. 454f.). Die Verwendung dieses Wortes im vorliegenden Text ist aufschlussreich. Es handelt es sich nämlich um ein bereits zur Entstehungszeit von Sibotes *Frauenzucht* veraltetes Substantiv, das als bewusster Archaismus ansonsten vorzugsweise in heldenepischen Kontexten Verwendung gefunden hat.³⁸⁴ Wenn nun dieses Wort in einem Text verwendet wird, der weder von heldenepischen Kämpfen noch von einer archaischen Kriegerexistenz berichtet, dann handelt es sich möglicherweise um eine die herkömmliche Wortbedeutung verschiebende Verwendung des Begriffes. Die Frage, die gestellt werden muss, lautet daher: Was verbindet oder unterscheidet den Ehemann der *Frauenzucht* mit dem *wîgant* der Heldenepen? Entspricht die vom Ehemann ausgeübte Gewalt heroischen Gewaltformen? Wird Männlichkeit hier möglicherweise als heroische Männlichkeit definiert?

³⁸³ Textgrundlage: Sibote, *Die Zähmung der Widerspenstigen*, in: Neues Gesamtabenteuer. Das ist Fr. H. von der Hagens Gesamtabenteuer in neuer Auswahl. Die Sammlung der mittelhochdeutschen Mären und Schwänke des 13. u. 14. Jahrhunderts, Bd.1 hg. v. HEINRICH NIEWÖHNER, 2. Aufl. hg. v. WERNER SIMON, Dublin-Zürich 1967, S. 1-35; die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Die ältesten Hss., die das Märe überliefern, können auf die Jahre zwischen 1320 und 1330 datiert werden; vgl. dazu die Zusammenstellung der Überlieferung in: Neues Gesamtabenteuer, ebd., S. 1 sowie S. XIII-XV.

³⁸⁴ Zur Verwendung dieses Begriffes im *Nibelungenlied* vgl. SIEGFRIED GROSSE, Kommentar zu: Das Nibelungenlied, hg. v. KARL BARTSCH und HELMUT DE BOOR, Stuttgart 2002, S. 834. Der Begriff *wîgant* hat noch in mindestens einem weiteren Märe in ähnlichem Kontext Verwendung gefunden: im Märe vom *Herrn mit den vier Frauen* (Ausgabe: *Der Herr mit den vier Frauen*, in: Neues Gesamtabenteuer [Anm. 383], S. 192-201) wird der männliche Protagonist vom Erzähler mit dieser Bezeichnung versehen, nachdem er sich auf grausame Weise an seinen drei untreuen Ehefrauen und deren Liebhabern gerächt hat (v. 59). Auch VON BLOH, Die Sexualität, das Recht und der Körper (Anm. 11), S. 75-88, sieht darin eine klare Bezugnahme auf den Typus des „gewalttätigen Haudegen[s] der Heldenepen“ (ebd., S. 82), ohne daraus jedoch weitere Schlüsse für die Konstruktion von Männlichkeit in der Gattung ‚Märe‘ zu ziehen.

Was kennzeichnend für die klassische heroische Männlichkeit der frühen Heldenepik ist, hat SONJA KERTH präzise zusammengefasst.³⁸⁵ Heroische Männlichkeit konstituiert sich im Kampf auf dem Schlachtfeld und somit über die Fähigkeit des Mannes zum Kampf gegen andere Männer. Äußerlich wird diese Fähigkeit zunächst durch das Tragen von Waffen (Waffenprivileg) angezeigt, das nicht nur den Krieger vom Nicht-Krieger, sondern auch den erwachsenen Mann vom kampfunmündigen Kind trennt. Im Kampf selbst tritt heroische Männlichkeit schließlich in Form eines spezifischen Gewaltethos in Erscheinung, das vorrangig auf den Erwerb von Kriegsruhm ausgerichtet ist – es geht um die persönliche Auszeichnung des einzelnen Mannes vor anderen Männern. Ein heroischer Held muss daher grundsätzlich affektgeladen, spontan-aggressiv und rücksichtslos gegenüber sich selbst und anderen handeln und reagieren. Das unkontrollierte Ausleben von Affekten wie irrationalen Trotz und blindwütigen Zorn sowie die prinzipielle Bereitschaft zur Selbstzerstörung ermöglicht dem Heros im Kampf jene uneingeschränkte Gewaltartikulation, mit der er seine Überlegenheit gegenüber anderen Männern beweist. Sein versehrter oder gar getöteter Körper ist der körperliche Nachweis seiner Leistung und schmälert diese in keiner Weise. Frauen treten im Rahmen dieses Gewaltszenarios der frühen Heldenepik in der Regel nur am Rande in Erscheinung: Sie motivieren zum Kampf, unterstützen den Kampf finanziell, beweinen die gefallenen Krieger oder belohnen die siegreichen Helden, nehmen jedoch nicht selbst am Kampf teil. Sie befinden sich damit außerhalb jenes Gewaltraumes der Heldenepik, in dem Männlichkeit konstituiert wird.

Die Märendichtung kennt keine Schlachtfelder im Sinne der Heldenepik, auf denen sich Männlichkeit in der von SONJA KERTH beschriebenen Weise konstituieren könnte. Der junge Bewerber um die Hand der Tochter in Sibotes *Frauenzucht* zieht nicht zum Kampf gegen andere Männer aus, sondern verlässt sein Haus, um eine Frau heimzuführen. Statt einer Konfrontation von Mann und Mann auf dem Schlachtfeld kommt es zu einer Konfrontation von Mann und Frau im Haus bzw. zwischen zwei Häusern. Doch in dem von Sibote geschilderten Kampf zwischen Mann und Frau kommt ein Gegenstand zum Einsatz, dessen Besitz, souveräne Handhabung und rücksichtsloser Gebrauch den heroischen Krieger der Heldenepik auszeichnet: das Schwert.

In der Tat ist in Sibotes Märe in Bezug auf den jungen Ehemann der Tochter ständig von Schwertern die Rede: vom Schwert, mit dem der junge Ehemann Hund und Pferd tötet,

³⁸⁵ Zu den folgenden Ausführungen vgl. KERTH, Versehrte Körper, vernarbte Seelen (Anm. 19), S. 262-274. KERTH zeigt, dass heroische Männlichkeit im Verlauf der Gattungsgeschichte einen Wandel durchläuft; die heroische Männlichkeit der frühen Heldendichtung unterscheidet sich von der der späten Heldendichtung.

bis hin zum scharfen *mezz*, mit dem er den operativen Eingriff an der Mutter vollzieht. Doch dies sind bei Weitem nicht die einzigen scharfen Waffen, die im Text vorkommen, und der junge Ehemann ist auch nicht der einzige Besitzer einer solchen Waffe. Mutter und Tochter verfügen in vergleichbarer Weise über messerscharfe Zungen, die sie als Frauen ebenso zu zücken verstehen wie ein Mann das Schwert. Ziel des waffenähnlichen Einsatzes ihrer Zungen ist es, ihren Männern das Wort abzuschneiden und damit das Sagen streitig zu machen. Das Zücken der Zunge stellt insofern einen Angriff auf die Vorherrschaft des Mannes dar und zielt letztlich auf den Besitz des Phallus, der gemeinhin, wenn auch aus ideologiekritischer Perspektive unzulässigerweise, mit dem Penis gleichgesetzt wird³⁸⁶, dessen beliebtestes Symbol, zumindest im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts, wiederum das Schwert ist³⁸⁷. Der in Sibotes *Frauenzucht* geschilderte Kampf der Geschlechter wird also kodiert als ein Kampf von Mann und Frau um das Herrschaftssymbol des phallischen Schwertes. Wer es zu erobern vermag, legitimiert durch diesen Eroberungsakt seinen Anspruch auf Herrschaft – es gibt tatsächlich „keinen besseren Rechtstitel als das Schwert“³⁸⁸. Das in der Heldenepik dem Mann zugeschriebene und damit Männlichkeit konstituierende Waffenprivileg wird hier zum Gegenstand einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau. Wer im vorliegenden Text wen mit welcher Waffe, an welchem Körperteil und mit welchen Konsequenzen verletzt, gibt Aufschluss über die Verteilung von Macht und Ohnmacht, was in Bezug auf die Kategorie ‚Geschlecht‘ gleichbedeutend ist mit der Differenzierung von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Den Auftakt zum Kampf der Geschlechter um das Schwert bildet die Darstellung des sanftmütigen Ehemannes der Mutter, der nicht in der Lage ist, seine Frau zu beherrschen und auf diese Weise seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Die Nutzlosigkeit seines Auspeitschens der Ehefrau mit *vil heseliner*³⁸⁹ *gerten*³⁹⁰ (v. 61) fungiert dabei als Kernmetapher seiner geschlechtlichen Defizienz: die Rute, im engeren Sinne Symbol eheherrlicher Verfügungsgewalt über die Frau, ist zugleich auch ein Phallussymbol im weiteren Sinne³⁹¹, dessen

³⁸⁶ Zur Nichtidentität von Phallus, als einem prinzipiell übertragbaren Machtsymbol, und Penis, als dem bevorzugten phallischen Identifizierungsobjekt innerhalb eines männlich geprägten kulturellen Ordnungssystems, vgl. BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 89-133. Zur Zunge als Phallussymbol siehe ebd., S. 129: „bedacht werden sollte, daß den Phallus zu ‚haben‘ durch einen Arm, eine Zunge, eine Hand (oder zwei), ein Knie, einen Oberschenkel, einen Beckenknochen, eine ganze Reihe absichtsvoll instrumentalisierter körperähnlicher Dinge symbolisiert werden kann.“

³⁸⁷ Zur metaphorischen Umschreibung des Penis als Waffe (Schwert, Lanze) vgl. die zahlreichen Belege bei MÜLLER, Schwert und Scheide (Anm. 281), S. 79-82.

³⁸⁸ MAOL SEACHLUINN O HUIGINN, zit. nach: ROBERT BARTLETT, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1996, S. 109.

³⁸⁹ *heselîn*: von der *hasel* (Haselnussstrauch), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1278.

³⁹⁰ *gerte*: Rute, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 887.

³⁹¹ Vgl. dazu MÜLLER, Schwert und Scheide (Anm. 281), S. 150.

Einsatz der Ehemann ganz offensichtlich nicht beherrscht – bezeichnenderweise vermag er seine Frau dadurch nicht zu *erweichen* (v. 64) – wodurch seine Männlichkeit symbolisch kastriert erscheint. Seine Ehefrau hingegen verfügt erfolgreich über ein anderes phallisches Symbol, die scharfe Zunge, mit dem sie entsprechend ihren Herrschaftsanspruch gegenüber ihrem Mann erfolgreich durchsetzt: *si was von im unbetwungen / und was ouch mit ir zungen / weiz got vil unversunnen* (vv. 89-91). Die Fähigkeit zum willkürlichen Einsatz der Zunge ‚phalliziert‘ und vermännlicht die Ehefrau und bestätigt die symbolische Kastration des Ehemannes. Indem die Ehefrau ihrem Mann konsequent das Wort abschneidet (vgl. vv. 49-51), beschneidet sie zugleich auch seine ohnehin schon defizitäre Männlichkeit und erweist sich dadurch als wahre Besitzerin des phallischen Schwertes. Gleiches gilt für die Tochter des Ehepaares. Auch ihr droht der Vater Schläge mit der Rute an, wobei es sich allerdings – bezeichnend für die defizitäre Männlichkeit des Vaters – um die imaginierte Rute eines zukünftigen Schwiegersohnes handelt (vgl. vv. 124-128 und vv. 183-185). [V]ater min, / lat iuwer teidingen³⁹² sin („hört mit eurem Gerede auf“, v. 133f.), heischt die Tochter ihren Vater an, schneidet ihrem Vater damit wie ihre Mutter das Wort ab und weist ihn auf seine Unfähigkeit hin, über die phallische Zunge zu verfügen: *iur rede ist unmagenlich*³⁹³ („eure Worte sind ohne Gewalt“, v. 143). Wie ihre Mutter versteht sich auch die Tochter aufgrund ihrer Scharfzüngigkeit als Inhaberin des Herrschaftssymbols des phallischen Schwertes, was von ihr im Text auch explizit formuliert wird: Niemals, so die Tochter, könne ein zukünftiger Ehemann ihr ihren Herrschaftsanspruch ‚absprechen‘ (v. 147: *versagen*³⁹⁴), denn: *ich wold daz lenger mezzet tragen* (v. 148). Entscheidend ist ihrer Ansicht nach nicht, was den Phallus bezeichnet, sondern dass ihr phallisches Schwert im Vergleich ‚länger‘ ist, also lediglich die relative Größe des Phallus. Sie vertritt damit genau jenes Prinzip der freien Übertragbarkeit des Phallus, das im 20. Jahrhundert schließlich von JUDITH BUTLER vehement propagiert wird: „der Phallus [ist] ein übertragbares Phantasma, und seine naturalisierte Verknüpfung mit der männlichen Morphologie kann durch eine aggressive Reterritorialisierung in Frage gestellt werden“³⁹⁵. Tatsächlich wird der Anspruch der Tochter auf das phallische Schwert vom Vater als extrem aggressive und *ordo*-widrige Anmaßung wahrgenommen, was ihn zum pejorativen Vergleich seiner Tochter mit einer literarischen Frauenfigur verleitet (vgl. v. 173), die ebenfalls Anspruch auf das eigenhändige Führen des Schwertes eines Mannes erhebt: die Kriemhild des *Nibelungenliedes*, deren aktiver Vollzug der Rache an Hagen das Normensystem

³⁹² *tagedinge* (*teidinc*): Rede, Gerede, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1387.

³⁹³ Gegensatz zu *magenlich*: gewaltig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2006.

³⁹⁴ *versagen*: verweigern, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 209.

³⁹⁵ BUTLER, Körper von Gewicht (Anm. 31), S. 127.

ihrer Zeit sprengt. Kriemhild wie auch die Tochter in Sibotes *Frauenzucht* erheben Anspruch auf das Herrschaftssymbol ‚Schwert‘ und überschreiten damit die kulturellen Grenzen ihres Geschlechtes. Allerdings wird schon im Gespräch des Vaters mit seiner Tochter angedeutet, dass weiblicher Herrschaftsanspruch von vornherein auf schwachen Grundlagen steht: *der wibe strit / niht enwert ze lange zit. / si vehtent mit der zungen* (vv. 195-197). Frauen, so lässt sich die Meinung des Vaters reformulieren, seien auf die Zunge als körperlicher Verortungsmöglichkeit der symbolischen Position des Phallus angewiesen, was ihnen im Kampf mit einem Mann zum Nachteil gereiche: *du enmaht niht tuon da wider, / er wirft dich under sich dar nider [...] und ritet dich mit den sporn* (vv. 201-205). Die dem Mann vorbehaltene Möglichkeit, den Phallus im Penis zu verorten, ver helfe dem Mann also letztlich immer zum Sieg: Der Geschlechtsakt mache das ‚wahre‘ phallische Schwert zwangsläufig sichtbar. Den Beweis dieser männlichen Ideologie überlässt der Vater allerdings seinem Schwiegersohn, der von der Mutter später zwar ironisch, doch bezeichnend als Herr *Eckehart* (v. 627), also als Mann ‚mit scharfer Schwertschneide‘³⁹⁶, tituiert wird. Aufgabe des Schwiegersohnes im Text ist es, den durch die phallische Zunge von Mutter und Tochter in Frage gestellten Alleinanspruch des Mannes auf den Besitz des Phallus zurückzuerobern und zu bestätigen, was letztlich bedeutet, die Frauen zur Anerkennung der Identifizierung des Phallus mit dem Penis des Mannes zu zwingen und ihre Zungen zum Schweigen zu bringen. Die disziplinierende Gewalt des Mannes muss sich daher auf den Körper der Frau richten und die Mittel der Disziplinierung müssen auf den Kampf von Zunge und Penis als den beiden konkurrierenden phallischen Schwertern hin durchsichtig gemacht werden. Physisch-sexuelle Gewalt gegen Frauen, realisiert als Vergewaltigung respektive symbolisch kastrierende Verwundung, gewinnt in Sibotes *Frauenzucht* einen Stellenwert, der den in den Stricker-Mären entworfenen Disziplinarapparaten noch fremd ist, wenn auch eine körperlich-sexuelle Ebene auch dort nicht vollständig ausgeschlossen werden sollte. Die bereits aus den Stricker-Mären bekannte Strategie der Einschließung der Frau in einen Disziplinarraum, der durch den Mann kontrolliert wird, ist in Sibotes Märe zugleich eindeutig auch eine Metapher für den Geschlechtsakt selbst, bei dem der Mann die Überlegenheit des Penis gegenüber der Zunge als phallischem Symbol demonstrativ nachweist. Das räumliche In-die-Enge-Treiben der Frau ist ein Bild für die Penetration der Frau durch den Mann, durch die die Frau in die kulturellen Grenzen ihrer Weiblichkeit zurückgewiesen wird.

³⁹⁶ *ecke*: Schneide einer Waffe, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 507; *herte* (*hart*): hart, fest (und deshalb scharf), vgl. LEXER, Bd. 1, Sp. 1265.

Während im Fall der Bezwungung der Mutter die Kemenate der Burg ihres Schwiegersohnes als Disziplinarraum fungiert (vgl. v. 625), ist es im Fall der Tochter ein Naturraum zwischen dem Haus des Vaters und dem des Ehemannes. Beide Räume realisieren den bereits aus den Stricker-Mären bekannten Typus des geschlossenen Raumes, der sich um die zu disziplinierende Person schließt, damit diese in exklusiven Kontakt mit dem Vertreter der Disziplinargewalt gebracht werden kann. Vollständige Einschließung der Frau in den Macht- und Raum des Vertreters der Ordnungsmacht und größtmögliche Ausschließung der Einflussnahme Dritter innerhalb dieses Machtraumes stellen, wie bereits anhand der *Eingemauerten Frau* sowie *Der Gevatterin Rat* des Strickers erläutert worden ist, die beiden komplementären notwendigen Voraussetzungen erfolgreicher Abrichtungsprozesse dar – „[d]er Straf-Agent muß eine totale Gewalt ausüben, die von keinem Dritten gestört werden darf; das zu bessernde Individuum muß in die Macht, der es ausgeliefert ist, vollständig eingeschlossen sein. Geheimhaltung ist geboten.“³⁹⁷ Im vorliegenden Märentext findet diese FOUCAULTsche Disziplinarformel eine ‚vorlagengetreue‘ Reformulierung, wenn die Wahl des Reiseweges durch den Ehemann wie folgt begründet wird: *durch der meide bæsen kriece*³⁹⁸ / *reit er einen smalen stic*³⁹⁹ / *und het der breiten strazen rat, / daz nieman sæh ir zweier tat* (vv. 347-350). Der ‚geheime‘ Pfad, der den Blicken anderer entzogen ist und auch von niemand anderem als von den beiden Protagonisten betreten wird⁴⁰⁰, ist – ganz anders als das öffentlich bekannte und allen zugängliche Schlachtfeld der Heldendichtung – ein intimer Ort, über den ausschließlich der Ehemann der Tochter verfügt. Der Ehemann kennt den Reiseweg, entscheidet über Betreten und Verlassen des Pfades und gibt Dauer und Richtung des Weges vor⁴⁰¹; er ist der Anführer der kleinen Reisegruppe, die er zusammengestellt hat. Symbol seines Anspruches auf Vorherrschaft, den der Ehemann auf dem gemeinsamen Weg nachdrücklich zu demonstrieren versucht⁴⁰², ist das Schwert, nun eine konkrete Waffe, die er *bar* (v. 396) trägt, so dass seine Frau, *do er si hinder im vuorte* (v. 397), das Schwert nicht nur ständig unmittelbar vor den Augen hat, sondern diesem auch schutzlos ausgeliefert ist. Das nackte Schwert des Ehemann-

³⁹⁷ FOUCAULT, Überwachen und Strafen (Anm. 81), S. 167f.

³⁹⁸ *kriece*: Widerstand, Widerstreben, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1726.

³⁹⁹ *stic*: Pfad, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1185.

⁴⁰⁰ Es handelt sich ausdrücklich um einen *wec ungeberte* (v. 351), also um einen ‚nicht ausgetretenen‘ (vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1830) und insofern von anderen bisher kaum oder gar nicht betretenen Weg.

⁴⁰¹ Die Kontrolle des Ehemannes über zeitliche Dauer und Richtung des Reiseweges ergibt sich aus vv. 485-489 (verabredetes Warten der *vriunde*) und vv. 397 (der Ehemann sitzt vor seiner Frau auf dem Pferd: er bestimmt die Richtung von Pferd und Frau).

⁴⁰² Hier besteht eine auffallende Parallele zur Funktion der gemeinsamen Aventurenfahrt Erecs und Enites im höfischen Roman, die, wie DOROTHEA KLEIN, Geschlecht und Gewalt. Zur Konstruktion von Männlichkeit im ‚Erec‘ Hartmanns von Aue, in: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. FS Volker Mertens, hg. v. MATTHIAS MEYER und HANS-JOCHEN SCHIEWER, Tübingen 2002, S. 433-463, nachgewiesen hat, ebenfalls im Zeichen der Wiedergewinnung verlorener männlicher Hegemonialität steht.

nes, auf das der Text den Leser ebenso dezidiert hinweist, wie der Ehemann seine hinter ihm reitende Frau, repräsentiert den Anspruch des Ehemannes auf den Besitz des Phallus und es verweist auf den körperlichen Ort, den der Ehemann dem Phallus zuzuweisen trachtet und für den das Schwert eine Metapher ist: das männliche Genitale. Der Pfad, in den der Ehemann mit gezogenem Schwert vordringt, enthüllt sich dadurch als eine Raummetapher für das weibliche Genitale⁴⁰³, dessen sich der Ehemann am Ende konkret bemächtigt, indem er seine Frau gleich dreimal vergewaltigt: *er reit si drier spere lanc* (,er ritt sie dreimal die Länge eines Speeres', v. 460).⁴⁰⁴

Die dreimalige Vergewaltigung der Frau durch ihren Mann wird vorweggenommen durch den dreifachen Gewaltakt des Ehemannes an Habicht, Hund und Pferd, die als Stellvertreter der Frau agieren. Der Anthropomorphisierung der Tiere durch den Mann – er unterstellt ihnen menschliches Sprachvermögen, menschlichen Willen sowie menschliche Schuld- und Straffähigkeit – entspricht die symbolische Verwandlung der Ehefrau in ein Tier, die schließlich in ihrer Bereitschaft zum Missbrauch als Reitpferd gipfelt. Der Zaum, den der Ehemann seiner Frau dabei in den Mund legt (vgl. v. 450), ist ein Bild für den Phallus, der nun – reidentifiziert mit dem Penis des Mannes – an die Stelle der phallischen Zunge der Frau gesetzt werden kann, wodurch der Phallus sich wieder – ideologisch gesprochen – am ,richtigen' Ort befindet.⁴⁰⁵ Die Gewalt des Ehemannes zielt darauf ab, seiner Frau die Möglichkeit zu rauben, mittels ihrer Zunge Anspruch auf den Phallus zu erheben. Dieser Gewaltakt wird bis ins kleinste Detail geplant und kontrolliert vollzogen. Der Ehemann handelt zwar gewaltsam, jedoch nicht spontan-aggressiv. Indem er seine eigenen Affekte diszipliniert, gelingt ihm die Disziplinierung der Ehefrau. Diese durchläuft einen strategisch angelegten Formierungsprozess, in dessen Verlauf ihre ,Waffe', die scharfe Zunge, zunächst stillgestellt und anschließend völlig neu programmiert wird: Sobald die junge Ehefrau den Machtraum des Mannes betritt, verstummt sie und verschwindet als handelnde Figur aus dem Text. Erst als der Ehemann den Hund mit seinem Schwert *enzwei* (v. 389) schlägt, ist von ihr überhaupt wieder einmal die Rede, allerdings bezeichnenderweise nur in negativer Formulierung: *diu maget niht enschrei* (v. 390). Ihre Reaktion auf die Zurschaustellung der Gewaltbereitschaft ihres

⁴⁰³ Der Weg, insbesondere der schmale Weg (Trampelpfad), kann in der mittelalterlichen Literatur die Vagina metaphorisieren, vgl. dazu MÜLLER, Schwert und Scheide (Anm. 281), S. 58f.

⁴⁰⁴ Die Interpretation der Längenangabe im Kontext des Reitmotivs als Metaphorisierung eines dreimaligen Geschlechtsaktes wird gegen CORNELIA SONNTAG, Sibotes 'Frauenzucht'. Kritischer Text und Untersuchungen, Hamburg 1969, S. 260, auch vertreten von CLAUDIA BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber-Herrschaft (Anm. 10), S. 60.

⁴⁰⁵ Das Reitmotiv als Sexualmetapher zur Umschreibung gelungener oder misslungener Geschlechterbeziehungen wird am Beispiel von Strickers *Wildem Ross*, Sibotes *Frauenzucht* sowie dem anonymen Märe *Aristoteles und Phyllis* ausführlich behandelt von BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber-Herrschaft (Anm. 10), S. 52-60.

Mannes äußert sich nicht verbal, sondern als emotionaler Affekt (v. 391: *ir was [...] we ze muote*), als Hilferuf in Gedanken (vgl. v. 392-394) und als körperliche Reaktion: *si wart übele gevar*⁴⁰⁶ (v. 395). Ihre erste sprachliche Äußerung gegenüber ihrem Mann ist eine Deklaration, sich dem Wort ihres Mannes bedingungslos zu unterstellen: *er sprach: „vrouw, erbeizet*⁴⁰⁷!“ / „*ich tuo swaz ir mich heizet!*“ (vv. 411f.). Wenn die als Reitpferd gesattelte und gezäumte Ehefrau zuletzt ihre Sprache wiederfindet, ist es nicht mehr ‚ihre‘ Sprache, sondern eine, die auf grotesk wirkende Weise ausschließlich nach dem Willen ihres Mannes geformt ist: Ja, versichert die Ehefrau gegenüber ihrem Mann, sie könne *wol sanft und ebene*⁴⁰⁸ *gan* (v. 474), denn schließlich sei sie am Hof ihres Vaters bei einem Pferd in die Lehre gegangen. Der Ehemann ist zufrieden, er nimmt seine Frau *under sin gewant* (v. 484) und vollzieht mit dieser Geste einen Rechtsakt, der zugleich die Unterwerfung unter und den Schutz durch einen Herrscher anzeigt.⁴⁰⁹

Nach der erfolgreichen Disziplinierung der jungen Frau steht nun die der Mutter an. Auch ihre Bezwingung vollzieht sich in einem Intimraum. Die Anwesenheit der bereits gezähmten Tochter sowie gleich vier starker Männer zerstört dabei nicht etwa die Intimität des Disziplinaraktes, sondern garantiert vielmehr erst die Vollständigkeit der Einschließung der Mutter in den Machtraum ihres Schwiegersohnes: Als die Mutter aus der Kemenate fliehen will, wird sie durch das Disziplinarkollektiv daran gehindert (vgl. vv. 713-715). Das erobernde Eindringen des Ehemannes in einen Raum, durch das er sich dieses Raumes bemächtigt, kann am Beispiel der Kemenatenszene besonders deutlich nachvollzogen werden. Unangemeldet und in Begleitung von vier Männern tritt der Ehemann der Tochter in die Kemenate ein, in der sich Tochter und Mutter aufhalten. Diese Art des Eintretens ist als gewaltsames Übertreten einer unsichtbaren Grenze zu werten, denn die Kemenate hat als Frauengemach nicht nur den Charakter eines privaten Rückzugsraumes, sondern auch einer Tabuzone, was das Ausagieren oder die Zurschaustellung von Gewalt durch Männer anbelangt.⁴¹⁰ Nach der gegenseitigen spannungsgeladenen Begrüßung zwischen Mutter und Schwiegersohn tritt dieser wiederum unaufgefordert *ein wenec vürbaz*⁴¹¹ (v. 631), um sein Anliegen vorzutragen. Dieses selbstbewusste Hineintreten in einen fremden Raum ist als provokante Eroberungsgeste und Drohgebärde aufzufassen, mit der auf diesen Raum zugleich Anspruch erhoben und

⁴⁰⁶ *übele gevar*: blass, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 956.

⁴⁰⁷ *erbeizen*: absitzen (hier: vom Pferd), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 610.

⁴⁰⁸ *eben(e)*. gleichmäßig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 499.

⁴⁰⁹ Zum Rechts- und Gewaltaspekt des Schutzmantels vgl. JOACHIM BUMKE, *Höfische Kultur* (Anm. 369), S. 184.

⁴¹⁰ Zur Kemenate als Rückzugsort vgl. MIREILLE SCHNYDER, *Topographie des Schweigens* (Anm. 257), S. 359ff.

⁴¹¹ *vürbaz*: ferner (hier räumlich: nach vorne), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 589.

bestätigt wird. Es handelt sich tatsächlich um eine gewaltsame Landnahme auf kleinstem Raum, wobei die Kemenate, wie zuvor der Pfad bei der Bezwingung der Tochter, wiederum eine Raummetapher für das weibliche Genitale vorstellt⁴¹². Das Zurückdrängen der Mutter in den Raum der Kemenate durch den Ehemann ihrer Tochter metaphorisiert einen Vergewaltigungsakt, durch den die phallische Mutter Schritt für Schritt ihre Männlichkeit ausgetrieben werden soll. Räumlich-sexuell in die Enge getrieben, versucht sich die Mutter zuletzt durch Flucht dem gewaltsamen Zugriff ihres Schwiegersohnes zu entziehen: *si stuont uf und wolde dane* (v. 713). In diesem Moment schlägt die Raumeroberung des Schwiegersohnes in einen Zugriff auf den Körper der Mutter um: *do griffen si die vrouwen ane / unde wurfen si dar nider* (vv. 714f.). Was folgt, ist eine grausame Verstümmelung der Mutter durch ihren Schwiegersohn, bei der dieser ihr mit Hilfe seines scharfen Schwertes *durch daz niderhemede*⁴¹³ (v. 719) hindurch *eine wunden vingers tief und lanc* (v. 721) zufügt. Wie schon bei der Unterwerfung der Tochter, bei der der Ehemann dieser den ‚Zaum‘ in den ‚Mund‘ legt, um sie *drier spere lanc* (v. 460) zu ‚reiten‘, handelt es sich auch bei der Verwundung der Mutter eindeutig um eine Metapher für einen sexuellen Gewaltakt, bei dem die Mutter von ihrem Schwiegersohn symbolisch penetriert wird. Indem dieser seine Schwiegermutter symbolisch vergewaltigt, verortet er auch ihr gegenüber den Phallus im Penis des Mannes und raubt damit ihrer Zunge die phallische Qualität, wodurch der Mutter konsequenterweise das triumphierende, ‚phallische‘ Lachen vergeht (v. 720: *lachen wart ir vremede*). Wenn der Ehemann der Tochter seiner Schwiegermutter schließlich noch vortäuscht, aus der ihr zugefügten Wunde heraus jenen blutigen *zornbraten*⁴¹⁴ (v. 688)⁴¹⁵ zu entfernen, der die biologische Ursache ihrer Überhebung sei, so ist das Bild einer symbolischen Kastration der phallischen Frau vollständig.⁴¹⁶ Mutter und Tochter werden durch die Gewaltakte des jungen Ehemannes systematisch in die kulturell vermittelten biologischen Grenzen ihres Geschlechtes zurückgetrieben. Die erfolgreiche Vergewaltigung von Mutter und Tochter ‚beweist‘ den Vorrang des Penis vor der Zunge als Phallussymbol und bestätigt auf diese Weise die Vorherrschaft des Mannes im Geschlechterverhältnis.

⁴¹² Zum geschlossenen Raum als Sexualmetapher vgl. Anm. 281.

⁴¹³ *niderhemde*: Unterhemd, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 72.

⁴¹⁴ *brât*: Fleisch, Weichteile am Körper, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 342.

⁴¹⁵ Zur Funktion von Blut bei der Darstellung von Körpervletzungen in der Märenliteratur vgl. BETTINA BILDHAUER, If you prick us do we not bleed? Making the body in *Mären*, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext (Anm. 6), S. 148-169. BILDHAUER weist nach, dass „the ability to penetrate and make bleed“ (ebd., S. 169) in Mären ‚Männlichkeit‘ konstituiert.

⁴¹⁶ Vgl. auch die gelungene Interpretation der Szene bei BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber-Herrschaft (Anm. 10), S. 56f., die allerdings den Zusammenhang von Vergewaltigungs- und Kastrationsakt nicht deutlich genug herausstellt und damit auch die Verstümmelung der Mutter nicht als bildliches Doppel des Reitens der Tochter erkennt. Beides sind Bilder kastrierender Vergewaltigung.

Die Gewalt des jungen Ehemannes gegenüber beiden Frauen richtet sich gezielt auf die weibliche Zunge und bezieht von daher als Gewaltstrategie ihre Überlegenheit gegenüber jenen zwar körperlich ebenfalls brutalen, doch ungerichteten Züchtigungsphantasien des alten Ehemannes, dem lediglich *villen*⁴¹⁷ *oder schern*⁴¹⁸ / *oder braten uf den koln* (vv. 610f.) in den Sinn kommen. Ideale Männlichkeit hingegen, wie sie im Text am Beispiel des jungen Ehemannes propagiert wird, behauptet ihr Recht auf Vorherrschaft im Geschlechterverhältnis strategisch, indem der Phallus Schritt für Schritt mit dem Penis des Mannes reidentifiziert wird, bis am Ende zwischen dem Schwert als Herrschaftssymbol und als Penismetapher kein Unterschied mehr besteht. An die Stelle der heißblütigen, unkontrollierten Gewalt eines *wîgants* der frühen Heldenepik setzt der Märentext also die kaltblütige, wohldosiert eingesetzte Gewalt eines *wîgants*, der sein Schwert nicht gegen andere Männer auf dem Schlachtfeld, sondern gegen den ‚Feind im eigenen Haus‘, die Frau, verteidigen muss und dem es nicht um Kampfesruhm, sondern um die Hausherrschaft geht. Das Haus des Eheherrn fungiert hier in der Tat als „Kern aller Herrschaft“⁴¹⁹, als räumlicher und „organisatorischer Mittelpunkt und rechtliches Bezugszentrum“⁴²⁰ männlicher Gewalt. Das Haus, das nach außen als „Sonderfriedensbezirk“⁴²¹ in Erscheinung tritt, der einzig der Gewalt des Hausherrn unterstellt ist, erscheint im Hinblick auf die kulturelle Konstruktion von Geschlecht, die im Inneren dieses Hauses im Rahmen der Hausherrschaft des Mannes gewaltsam vollzogen wird, als intimer Gewalt-Raum‘. Männlichkeit zeichnet sich in diesem Märentext konsequenterweise nicht durch das Merkmal der ‚Versehrtheit‘ des männlichen Körpers aus, wie es für die heroische Männlichkeit der Heldenepen typisch ist⁴²², sondern durch die Fähigkeit zur ‚Versehrung‘ des weiblichen Körpers. Sibotes *wîgant* teilt zwar mit den Heroen der Heldenepen die Bereitschaft zur Anwendung körperlicher Gewalt, doch diese Gewalt schreibt sich nicht spontan-aggressiv dem Körper des Mannes, sondern wohlkalkuliert dem Körper der Frau ein, die es als weiblich zu brandmarken gilt. Der Gegner, den es zu überwältigen gilt, ist nicht der gleichgeschlechtliche Gegner auf dem Schlachtfeld, sondern jene *üble Kriemhild* im eigenen Haus, die Anspruch auf das Führen des Schwertes erhebt.

Wie ihre Tochter beugt sich am Ende auch die Mutter der Übermacht ihres Schwiegersohnes. Von einer Internalisierung der aufgezwungenen Geschlechtsnorm sollte im Unter-

⁴¹⁷ *villen*: wörtlich „das *vël* abziehen“, blutig schlagen, (durch Schläge) züchtigen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 350.

⁴¹⁸ *schern*: Haare abschneiden (als Strafe), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 709.

⁴¹⁹ OTTO BRUNNER, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. Darmstadt 1973. S. 254.

⁴²⁰ Ebd.

⁴²¹ Ebd., S. 256.

⁴²² Vgl. KERTH, Versehrte Körper, vernarbte Seelen (Anm. 19), hier S. 271f.

schied zur Tochter bei der Mutter jedoch nicht gesprochen werden. Ihre Zunge bleibt trotz der erlittenen symbolischen Kastration latent ‚scharf‘ (vgl. vv. 811f.), und ihr Bestreben ist darauf gerichtet, sich dem von ihrem Schwiegersohn erzeugten räumlich-sexuellen *getwange*⁴²³ (v. 802) zu entziehen, wobei das *hûs* des Schwiegersohnes als von diesem beherrschter Raum und Personenverband sowie der vom Schwiegersohn erhobene Anspruch auf kastrierte Weiblichkeit auf aufschlussreiche Weise überblendet werden:

[...] *wir sullen heim varn.
got müeze ditz hus bewarn!
ob ich die wahrheit sprechen sol:
unser tohter ist bestatet wol.
ich blib ungerne lange
in disem grozen getwange* (vv. 797-802)

Ein weiteres Verbleiben im Haus ihres Schwiegersohnes (*ditz hus*) ist aus der Perspektive der Mutter gleichbedeutend mit einer dauerhaften Einschließung in dessen Machtraum und damit einem unbegrenzten Verbleiben in dem von ihm inszenierten *grozen getwange*, wodurch das vergewaltigende ‚In-die-Enge-treiben‘ durch den Schwiegersohn und der dadurch erzeugte Status weiblicher Kastriertheit ins Unendliche verlängert werden würden. Für die Mutter ist diese Vorstellung ein Schreckensszenario, wenn ihrer Ansicht nach auch ihre Tochter in genau diesem Szenario *wol bestatet*, also ‚gut aufgehoben‘ im doppelten Sinne ist: auf der einen Seite ‚gut verheiratet und versorgt‘, auf der anderen Seite in der Ehe mit ihrem Mann ‚für alle Ewigkeit eingesperrt und lebendig begraben‘.⁴²⁴ Männliche Gewalt, gerade auch von Männern verübte sexuelle Gewalt gegen Frauen, wird in Sibotes Märe, wie auch schon in den Stricker-Mären, primär räumlich kodiert: als Haus des Ehemannes, in dem die Ehefrau gefangen ist, als Kemenate, in die Männer gewaltsam eindringen, und als geheimer Weg, dessen Verlauf nur der Mann kennt. Geschlossene Räume fungieren in den Mären des Strickers und in Sibotes *Frauenzucht* als Bilder einer domestizierten, kastrierten Weiblichkeit, der die phallische Zunge mittels eines gewaltsamen Verweises des Mannes auf den Penis als privilegiertes Phallussymbol versagt wird.⁴²⁵ Insofern könnten also auch in der Gattung ‚Märe‘ diese

⁴²³ *getwanc*: Einengung; Zwang und Bedrängung; Gewalttat, Bedrängnis; Gewalt, Herrschaft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 951. Das Konzept von *getwanc*, das im Text vorgestellt wird, ruft alle Bedeutungskomponenten des Begriffes auf.

⁴²⁴ *bestaten* bezeichnet im Mittelhochdeutschen tatsächlich beides, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 225.

⁴²⁵ Zum Strukturtyp des geschlossenen Raumes gehört ohne Zweifel auch die Burg als Gesamtanlage. DOROTHEA KLEIN hat in ihrem Aufsatz Zur Metaphorik der Gewalt in der ‚Minneburg‘, in: Würzburg, der Große Löwenhof und die deutsche Literatur im Spätmittelalter, hg. v. HORST BRUNNER u. a., Wiesbaden 2004, S. 103-119 detailliert den metaphorischen Charakter der Burg als Gewaltzeichen herausgearbeitet, mit dessen Hilfe ‚Weiblichkeit‘ sowohl gewaltsam erzeugt als auch abgebildet werden kann: „Mit ihrer Semantisierung als wehrhafte, uneinnehmbare Burg wird die Frau primär auf Abwehr und auf die Verteidigung der ihr im Ge-

Räume durchaus als „Schweigeorte“⁴²⁶ bezeichnet werden, wobei jedoch in der Märendichtung der Schwerpunkt auf den Vorgang der disziplinarischen Erzeugung dieses Schweigens gelegt wird: Es handelt sich um Orte, an denen Frauen durch Männer gewaltsam zum Schweigen gebracht werden, um auf diese Weise eine kulturell lesbare Weiblichkeit zu produzieren, die ihrerseits wiederum hegemoniale Männlichkeit konstituiert und legitimiert.

schlechterdiskurs zugeschriebenen Position festgelegt, und das heißt auch: auf einen Objektstatus. [...] Die Frau soll bleiben, wo und wie sie ist, eben eine feste Burg“ (ebd., S. 109).

⁴²⁶ So die Charakterisierung der Funktion der Kemenate im höfischen Roman bei SCHNYDER, Topographie des Schweigens (Anm. 257), S. 287-378.

3.2.2 ... und wie sie außer Kraft gesetzt werden – Philippas *abenteurig, kurzweilig red* im *Enttäuschten Liebhaber* des Johannes Werner von Zimmern

Nicht primär über biologische Geschlechtsmerkmale, sondern über die Fähigkeit zur souveränen Kontrolle über Gewalt-Räume, mit deren Hilfe Weiblichkeit hergestellt und unterworfen werden kann, wird Männlichkeit in den bislang untersuchten Mären konstruiert. Die Deckungsgleichheit von Penis als Körperteil und Phallus als Machtsymbol, wie sie in Sibotes *Frauenzucht* mittels eines ausgeklügelten Disziplinarapparates erreicht wird, ist dabei aus patriarchalischer Perspektive als Darstellung des ‚Idealfalles‘ zu bezeichnen. Mären thematisieren jedoch gerne auch den umgekehrten Fall, bei dem es Frauen gelingt, den Phallus zu erobern. Schon in den Ehestandsmären des Strickers treten immer wieder Frauen auf, die einzelne männlich kodierte Gewaltstrategien sowie ganze Disziplinarapparate erfolgreich imitieren. Figuren wie die Gevatterin aus *Der Gevatterin Rat* oder die Ehefrauen aus dem *Begrabenen Ehemann*, der *Eingemauerten Frau* und dem *Ehescheidungsgespräch* üben erfolgreich männlich kodierte Gewaltakte aus und verkehren auf diese Weise die patriarchalische Verteilung der Geschlechter: Die Frau mutiert zum ‚Mann und Meister‘, während der Mann, der seiner Pflicht zur Gewaltausübung nicht gerecht wird, seine Männlichkeit einbüßt und zur Frau degeneriert. Auf künstlerisch überaus anspruchsvolle Weise wird dieser Ansatz im *Enttäuschten Liebhaber* des Johannes Werner von Zimmern⁴²⁷ weiterverfolgt, ein Text, der zugleich als eine Antwort auf Sibotes *Frauenzucht* interpretiert werden kann. Führt Sibote vor, wie Frauen von Männern mittels räumlich-sexueller Gewaltapparate zum Schweigen gebracht werden können und damit eine drohende Identifizierung des Phallus mit der weiblichen Zunge zugunsten einer Identifizierung des Phallus mit dem Penis des Mannes verhindert werden kann, so zeigt Johannes Werner von Zimmern, wie Männer nun auf gleiche Weise durch Frauen zum Schweigen gebracht werden können. Die Übertragbarkeit des Phallus auf die Zunge der Frau, die in Sibotes Märe nur als vermessene Anspruchserhebung seitens der Frau auf den Plan tritt, um dann vom Mann sofort widerlegt zu werden, wird im *Enttäuschten Liebhaber* nicht nur auf der Handlungsebene tatsächlich Wirklichkeit.

⁴²⁷ Textgrundlage: Johannes Werner von Zimmern, *Der enttäuschte Liebhaber*, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 300-329, Nr. 35; die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Das Märe ist als Nachtrag zur *Zimmernschen Chronik* überliefert, die 1566 beendet wurde. FRIEDER SCHANZE zufolge sind jedoch „Zweifel an der Autorschaft Johannes Werners von Zimmern [...] trotz der Tatsache, daß die ‚Zimmernsche Chronik‘ mehrfach zu Unrecht Mitglieder des Hauses Zimmern als Verfasser sonst anonym überlieferter älterer Gedichte nennt [...] nicht notwendig“ (FRIEDER SCHANZE, Art. Johannes Werner von Zimmern, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 4, Sp. 813-816, hier Sp. 815). Einen weiteren Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit des Textes bietet Arigos Übersetzung des *Decamerone* im Jahre 1472/73, die dem Autor als Quelle für die Binnenerzählung seines Märes gedient hat (ebd.). Johannes Werner von Zimmern starb 1496 (ebd., Sp. 814), geht man von ihm als Verfasser aus, kann das Märe auf die Zeit zwischen 1473 und 1496 datiert werden.

Wie Mutter und Tochter in Sibotes Märe zeichnet sich auch die namenlose junge Frau im *Enttäuschten Liebhaber* durch ihre überragende Redegewandtheit aus. [M]it *worten klug* (v. 31) begrüßt sie sogleich den um sie werbenden Ich-Erzähler, der im Unterschied zu ihr *vor holtschaft*⁴²⁸ *kain wort nit reden* (v. 36) kann. Sprachmächtigkeit der Frau und liebesbedingte Sprachlosigkeit des Mannes treffen in diesem Märe direkt aufeinander – mit fatalen Konsequenzen für den Mann. Die junge Frau, *der sach nit blind* (v. 40), ergreift selbst das Wort und ermuntert den Erzähler, sein Anliegen vorzutragen: *gesell, hab mansmut!* (v. 41). Erst auf diese Aufforderung der Frau hin findet der Erzähler seine Stimme wieder, wobei er selbst die Rede der Frau als Schlüssel zur eigenen Sprache versteht:

*entschlossen gar het es min mund.
mir was entschlagen*⁴²⁹ *do der ban.
mein red die hub ich also an
und sagt ir ganz den willen mein* (vv. 54-57)

Die Werbung des Mannes sowie die damit verbundene Demonstration von *mansmut* wird erst durch einen Sprachreiz der Frau ermöglicht. Welche Folgen diese Abhängigkeit männlichen Sprechens von weiblicher Rede für den Erzähler hat, wird ausführlich dargestellt. Der Erzähler erntet mit seinen *lengern worten* (v. 61) nichts als den Spott und Zorn der jungen Frau. Ihre Abweisung seiner Werbung lässt ihn hilflos und sprachlos zurück:

*von angsten war mir haiß und kalt,
die red die zwang mich mit gewalt,
das ich nit wißt, was ich tet,
das ich die sach so gehandelt*⁴³⁰ *het.
ich wißt nit, was ich darzu sollt sagen.* (vv. 101-105)

Die *gewalt* weiblicher *red* verleiht dem Erzähler seine Stimme und vermag sie ihm deshalb auch wieder zu rauben. Schweigend verlässt der Erzähler den Tanzplatz (v. 120-124). Nicht der Erzähler, sondern die Frau hat von Anfang an das Sagen in diesem Märe. Schon in vv. 146-148 findet sich daher die Klage des durch die Frau besiegtten Erzählers, der sich mit den Tränen kämpfend gegen eine Wand lehnen muss, um nicht unter dem ihm auferlegten Leid zusammenzubrechen: *was arbeitseliger*⁴³¹, *ellendiger man / bin ich zu disen stunden, / das*

⁴²⁸ *holtschaft*: Gewogenheit, Freundschaft (hier: Zuneigung, Verliebtheit), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1328.

⁴²⁹ *entslagen*: befreien von, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 587.

⁴³⁰ *gehandeln*: behandeln, ausführen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 784.

⁴³¹ *arbeitseliger*: wörtlich „durch Mühsal beglückt“ (hier: unglücklich), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 89.

*mich ain weib hett so gebunden*⁴³²! Die Sprachgewalt der Frau hat dem Erzähler Sprach- und Stehvermögen geraubt. Wie schon in Strickers *Begrabenem Ehemann* symbolisiert die verbale und körperliche Stillstellung des Mannes durch die Frau auch hier einen Kastrationsakt, durch den der Mann seine Männlichkeit einbüßt. Als ‚Nicht-Mann‘ nimmt nun der Erzähler die Rolle der unterworfenen Frau im patriarchalischen Geschlechterverhältnis ein, während die Frau die Rolle des gewaltausübenden Mannes übernimmt. Ihre Gewaltstrategien, die sie gegen den Erzähler zum Einsatz bringt, spiegeln die Struktur jener männlichen Disziplinarapparate wider, die bereits der Stricker und Sibote in ihren Mären entworfen haben. Raumstruktur und Techniken des Sehens bestimmen wesentlich deren Funktionsweise.

Die Besonderheit der Raumsituation im vorliegenden Text resultiert daraus, dass Ich-Erzähler und umworbene Frau in zwei sich unmittelbar nebeneinander befindenden Häusern Tür an Tür wohnen (vgl. vv. 199-203). Die Simultanität von größtmöglicher Nähe und Distanz zum Objekt seiner Begierde übt auf den Erzähler eine starke erotische Sogwirkung aus: sogleich rennt er die Treppe zum Obergeschoss hinauf, um zu *überlügen*⁴³³ / *oder heren was da wellt werden* (vv. 212f.). Der Erzähler übernimmt hier die Rolle eines Voyeurs, der – selbst vor den Blicken anderer geschützt – einen einseitigen optisch-akustischen Kontakt mit der begehrten Person sucht. Diese spezielle Form der erotischen Kontaktaufnahme ermöglicht dem Erzähler schließlich jener Spalt in der Hauswand, den er nach emsiger Suche findet (vgl. vv. 214-217) und der ihm einen Einblick in das eheliche Schlafzimmer der Frau und damit in ihre Intimsphäre⁴³⁴ eröffnet. Das vom Erzähler so eifrig gesuchte und zuletzt glücklich gefundene *lechlin* (v. 215) in der Wand stellt ein Bild des weiblichen Genitales vor⁴³⁵, worauf nicht zuletzt auch die wiederholten Hinweise auf die physische Eroberung des Spaltes durch den Erzähler verweisen: Der Erzähler betastet zunächst den Spalt mit seiner Hand (v. 218), lässt sich dann bei ihm nieder (v. 219) und schmiegt sich schließlich so eng wie möglich an ihn an (v. 237). Die Öffnung in der Wand erlaubt dem Erzähler ein räumlich-visuelles Übertreten einer erotischen Schwelle, gegen das sich die junge Frau zuvor ausdrücklich verwehrt hat: *gesell, hastu mich darfür*⁴³⁶, / *das ich gechlich*⁴³⁷ *entschließ*⁴³⁸ *die tier / gegen ain so fremb-*

⁴³² *binden*: fesseln, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 278.

⁴³³ *luogen*: wörtlich „aufmerksam (aus dem Versteck, *luoge*) schauen“ (*überlügen*: beobachten), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1987.

⁴³⁴ Zur zeitgenössischen Auffassung von Zimmern (*kemenâte*, *gadem*, *stube* usw.) als „private[n] Enklaven“ mit zum Teil engem Bezug zum Bereich des Sexuellen vgl. RÜDIGER BRANDT, Enklaven-Exklaven. Zur literarischen Darstellung von Öffentlichkeit und Nichtöffentlichkeit im Mittelalter, München 1993, S. 228f.

⁴³⁵ Zur gängigen Umschreibung der Vagina als Loch oder Graben im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts vgl. MÜLLER, Schwert und Scheide (Anm. 281), S. 49-52.

⁴³⁶ *haben vür*: halten für, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1131ff.

⁴³⁷ *gächliche*: eilig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 722.

⁴³⁸ *entsliezen*: aufschließen, öffnen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 588.

*den man / des ich doch kund nie gewan*⁴³⁹? (vv. 65-68). Das visuelle Durchbrechen der Wand durch den Erzähler ist an sich ein sexuell kodierter Akt expansiver Gewalt, der sich durchaus mit dem ungebetenen Eindringen des jungen Ehemannes in die Kemenate seiner Schwiegermutter in Sibotes *Frauenzucht* vergleichen lässt. Gerät hier also tatsächlich wieder die Frau unter die Blickkontrolle des Mannes? Wird hier erneut erfolgreich ein männlicher Überwachungs- und Disziplinarapparat in Gang gesetzt, der letztlich auf die Unterwerfung der Frau zielt? Die Antwort auf diese Fragen fällt unterschiedlich aus – sie ist abhängig von der Erzählperspektive, die durch den Erzähler im Text eingenommen wird.

Über weite Strecken der Handlung nimmt der Ich-Erzähler eine Erzählperspektive ein, die ihm keinen Einblick in die Handlungsmotive der anderen Figuren erlaubt. Auf das eingeschränkte Sehen des Erzählers wird im Text immer wieder deutlich hingewiesen: *ich weiß nit, was er im seit* (v. 162), *ich wußt nit, wa si kommen war* (v. 173) und *ob si kamen uß dem ker*⁴⁴⁰ / *oder wa si wern gesessen; / des bin ich ganz vergessen* (v. 178-180), bemerkt der Ich-Erzähler, als er heimlich die Begegnung von Mönch und Frau beobachtet. Schuld an seinem eingeschränkten Sehvermögen und den daraus resultierenden Wissenslücken sei die ihn blendende Sonne (*mich irret der sonnen pein* [v. 188]), was nichts anderes als eine Metapher für die ihn blind machende Liebesglut ist. Mit Blindheit geschlagen wird der Erzähler aber auch, als er vor seinem Spalt sitzt. In dem Moment, in dem er die begehrte Frau zu sehen bekommen erhofft, wird es Nacht und *der vinstert*⁴⁴¹ *kam so vil [...]* / *das ich nit wol hindurch sach* (vv. 242-244). Sehen – und damit die Frau ‚in den Blick nehmen‘! – kann der Erzähler erst wieder, nachdem die junge Frau eine künstliche Lichtquelle neben sich installiert hat mitsamt des dazugehörigen Schattens, *der [...] darvor [stund]* (v. 248). Alles, was der Erzähler von nun an sieht, spielt sich im Wechsel zwischen diesem künstlichen Licht und Schatten ab. Die Frau übernimmt die Lichtregie in dieser Szene, wodurch angezeigt wird, dass der Blick des Erzählers getrübt und ein kontrollierender Zugriff auf die Frau über den männlichen Blick schwierig ist: Der Erzähler vermag nur das zu sehen, was die Frau ihm zu sehen gibt. Nicht der Erzähler macht sich in dieser Situation ein Bild von der Frau, das seinen Wünschen entspricht, sondern er wird, zunächst ohne korrigierend eingreifen zu können, mit einem Frauenbild konfrontiert, das die Frau selbst entwirft. Die für männliche Disziplinarapparate charakteristische Blickkontrolle der Frau durch den Mann geht insofern zunächst auf die Frau über. Sie ist diejenige, welche die Macht über den vom Erzähler installierten visuellen Überwa-

⁴³⁹ *kunde gewinnen* vgl. *kunde hân*: kennenlernen, kennen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1771.

⁴⁴⁰ *këller (kër)*: Keller, Kaufladen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1541.

⁴⁴¹ *vinsterî*: Dunkelheit, Finsternis, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 358.

chungsapparat hat, dessen Wirkrichtung sie umkehrt. An diesem kritischen Punkt der Handlung wechselt der Erzähler nun auf raffinierte Weise die Erzählperspektive.

Der Erzähler zieht sich zunächst als Protagonist aus der Erzählung zurück, indem er sich darauf beschränkt, das belauschte Gespräch zwischen Frau und Ehemann scheinbar ‚neutral‘, also ohne Erzählerkommentar, wiederzugeben. Die Rolle des männlichen Protagonisten geht entsprechend vom Ich-Erzähler auf den alten Ehemann über, der das Verhalten des Ich-Erzählers gegenüber der umworbenen Frau exakt widerspiegelt. Auch ihn konfrontiert die Ehefrau selbstbewusst mit ihrer Sichtweise des Geschehens, wobei sie Worte, Wahrheit und Lüge nach ihrem Belieben verdreht. Beispielhaft hierfür ist ihre Reaktion auf den Vorwurf ihres Mannes, sie sei *den münchen* [...] *undertan*⁴⁴² (v. 272):

*das dürnlin*⁴⁴³ *sich umbkeren tet,*
*als ob es fast*⁴⁴⁴ *geschlafen het,*
und sprach zum alten man:
„du hast mich gelogen an.
wiltu die rechten warhait jehen,
so hast mich uf dem münch gesehen
und nit den münch uf mir.
das sag ich in rechter warhait dir.“ (vv. 273-280)

Zwar erkennt der Ehemann später die Behauptung seiner Frau, er habe ihren Ehebruch mit dem Mönch nur im Rausch geträumt, als dreiste Lüge – *die will mich mit worten schenden / und mit offnen augen blenden* (vv. 351f.) –, doch erliegt er schließlich *von vorcht und von hulden*⁴⁴⁵ (v. 424) ihrem gespielten Leid und ist am Ende bereit, seiner Frau alles zu verzeihen und sich stattdessen selbst des Unrechts zu bezichtigen. Mit dieser Blindheit des verliebten Ehemannes, die der Blindheit des Ich-Erzählers entspricht, kontrastiert nun das mit v. 414 plötzlich zu Tage tretende Erkenntnisvermögen des Erzählers, der auf einmal nicht nur die Lächerlichkeit des Verhaltens des Ehemannes, sondern auch die Durchtriebenheit der Frau vollkommen durchschaut: *ich sag es ane laugen*⁴⁴⁶: */ si tet, als ob si tod wer. / lachens ich ganz verber*⁴⁴⁷ (vv. 414-416). Das kurz zuvor noch so unwissende Erzähler-Ich besitzt jetzt den umfassenden Überblick eines klassischen auktorialen Erzählers, der ihm auch Einblicke in die Gedankenwelt der anderen Protagonisten ermöglicht. Der alte Ehemann, so klärt der

⁴⁴² *undertân sîn*: untertänig, unterworfen sein, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1806; als Frau den Mönchen *undertân sîn*: den Mönchen als Sexualpartnerin zur Verfügung stehen

⁴⁴³ *diernelîn*: hier: junge Frau (die sich wie eine Prostituierte verhält), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 430.

⁴⁴⁴ *vast*: fest, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 29.

⁴⁴⁵ *hulde*: Ergebenheit (des liebenden Mannes), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1380.

⁴⁴⁶ *lougen*: Leugnung, *âne lougen*: fürwahr, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1969.

⁴⁴⁷ *verbërn*: sich enthalten, unterlassen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 72; *lachens verbërn*: sich das Lachen verknäuen

Erzähler sein Publikum auf, *wond*⁴⁴⁸, *es wer also, / als si gebarete*⁴⁴⁹ *do* (vv. 425f.), was auch der Grund für seine große Erleichterung ist, als *das dirnlin ain aug uftet, / als ob es wer erkecket*⁴⁵⁰ / *und von dem tod erwecket* (vv. 468-470). Die Übertragung der Meisterrolle (vgl. vv. 518f.) sowie der Schlüsselgewalt (vgl. vv. 540-542) auf die untreue Frau durch ihren Ehemann beurteilt der auktoriale Ich-Erzähler entsprechend als einen Akt männlicher Dummheit: Die junge Frau mache hier *uß aim man ain kint, / darzu mit offnen augen blint* (vv. 545f.). Während die Ehefrau über ihren Mann Blickkontrolle ausübt (vgl. vv. 564f.: *ie zuweil gab es ain stich / dem alten mit den augen*)⁴⁵¹, nimmt der Erzähler in dieser Textpassage seinerseits durch den Mauerspalt hindurch die Frau in den Blick und stellt sie in ihrer Falschheit und Verdorbenheit vor dem Publikum bloß. Als auktorialer Erzähler überschreitet das Erzähler-Ich hier tatsächlich jene visuell-sexuelle Schwelle, die ihm zuvor durch die Frau verboten wurde. Der eigentliche Kampf zwischen Erzähler und Frau fängt in diesem Moment jedoch erst an. Denn ‚aus dem Spalt in der Wand heraus‘ ergreift die Frau das Wort, um eine Geschichte⁴⁵² zu erzählen. Sie erzählt diese Geschichte zwar ihrem Ehemann, doch gerade aufgrund des durch den Erzähler errichteten Beobachtungsapparates wird auch der Erzähler selbst zum Zuhören gezwungen.⁴⁵³ So wie sich aufgrund der Sprachgewalt der Frau auf der Handlungsebene die Rollen von Ehemann und Ehefrau verkehrt haben, verlagert sich nun auch die Rolle des Erzählers vom Mann auf die Frau: Die Zunge der Frau bringt sowohl Ehemann als auch Erzähler zum Schweigen.

Die Geschichte von Philippa, die Ehebruch begeht und sich ihrer gesetzlich festgelegten Strafe zu entziehen vermag, indem sie vor Gericht die allgemeine Unrechtmäßigkeit dieses Gesetzes sowie die Unangemessenheit von Strafe in ihrem besonderen Fall durch ihre *kurzweilig, abenteuerig red* (v. 752) erfolgreich beweist, spiegelt den Versuch der untreuen Ehefrau, ihren Mann durch Worte zu täuschen⁴⁵⁴ und gefügig zu machen, und ist selbst Be-

⁴⁴⁸ *wænen*: meinen, vermuten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 677.

⁴⁴⁹ *gebâren*: sich gebärden, sich benehmen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 748.

⁴⁵⁰ *erquicken*: neu beleben (hier: aufwachen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 662.

⁴⁵¹ Zum Einsatz der Augen als lanzenartigen Angriffswaffen vgl. auch DOROTHEA KLEIN, Zur Metaphorik der Gewalt in der ‚Minneburg‘ (Anm. 425), S. 118.

⁴⁵² Bei der Geschichte von Philippa handelt es sich um eine Nacherzählung von Giovanni Boccaccios *Decamerone* VI, 7 nach Arigos Übersetzung; vgl. dazu die Anmerkungen FISCHERS, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 547.

⁴⁵³ Zur poetologischen Funktion von Binnenerzählungen in mittelalterlichen Texten vgl. Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. HARALD HAFFERLAND u. MICHAEL MECKLENBURG, München 1996. HAFFERLAND/MECKLENBURGs Einschätzung, dass eingebettete Erzählungen „die Aufmerksamkeit auf einen Aspekt des Erzählten [lenken], und sie [...] gleichzeitig eine Selbstthematisierung des Erzählens [bedeuten]“ (HARALD HAFFERLAND/MICHAEL MECKLENBURG, Einleitung, in: ebd., S. 11-25, hier S. 15f.), trifft für die Erzählung Philipppas in besonders auffällender Weise zu.

⁴⁵⁴ Zur Funktion von Binnenerzählungen in Mären vgl. KLAUS GRUBMÜLLER, Schein und Sein. Über Geschichten in Mären, in: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v.

standteil dieses Entmachtungsversuches. Was immer Philippa vor Gericht sagt – darunter dem heutigen Leser durchaus selbstverständlich und vernünftig erscheinende Gedanken wie *das alle gesetzt, statut und recht / [...] sond sich auch geleichen*⁴⁵⁵ / *dem armen als dem reichen; / der frauen als dem man / soll es billich eben stan* (vv. 685-692) –, ist also bereits aufgrund der Erzählsituation von vornherein kriminalisiert. Doch wenn auch dadurch auf die Figur Philippas ein Schatten fällt, so ändert dies doch nichts an dem Machtzuwachs, der sich für die weibliche Erzählerin aus ihrer Geschichte über Philippa ergibt. Ihre Stimme überwiegt für die Dauer der Geschichte die des auktorialen Ich-Erzählers, der selbst vollkommen verstummt und – immer noch mit dem Ohr am Mauerloch – den unerhörten Worten aus dem Mund einer Frau lauscht. *[H]astu nun verstanden mich* (v. 782), fragt die Frau ihren alten Mann, nachdem sie ihre Geschichte beendet hat, woraufhin dieser ihr schließlich ausdrücklich bestätigt, was er ihr zuvor bereits zugestanden hat (vgl. vv. 790-792). Der Erzähler ergreift die Chance zu einem auktorialen Kommentar, die sich ihm nach langer Zeit wieder bietet. Es ist sein letzter und, wie sich zeigen wird, sein eigener Urteilsspruch:

*damit ward der herr zum knecht,
als noch alten eseln geschehen soll
[...] die kum mögen gen gemach*⁴⁵⁶
*und doch wellen laufen umb scharlach*⁴⁵⁷. (vv. 794-798)

Philippas Sieg vor Gericht nimmt den endgültigen Sieg der Ehefrau über ihren Mann vorweg, wie die Degradierung des Ehemannes vom Herren zum Knecht seiner Frau wiederum die Unterwerfung des Erzählers vorwegnimmt: Kaum ist die Nacht vorbei, wartet der Ich-Erzähler bereits wieder sehnsüchtig auf die begehrte Frau, um ihr seine Liebesdienste anzubieten. Es zeigt sich, dass der Erzähler als Protagonist nichts aus seinen Beobachtungen am Wandspalt gelernt hat. Obwohl er selbst kurz zuvor noch die Knechtschaft des Ehemannes festgestellt und getadelt hat, ist er sich unsicher, wie er das Angebot der Frau auffassen soll, ihn zu ihrem Knecht zu machen: *ich verstund mich nit der sachen, / ob ir wer ernst oder schimpf*⁴⁵⁸ (vv. 840f.). Von der Überlegenheit und dem Überblick des auktorialen Erzählers ist

HARALD HAERLAND u. MICHAEL MECKLENBURG, München 1996, S. 243-257. Zur Täuschungsfunktion s. ebd., S. 257.

⁴⁵⁵ *gelichen*: gleich sein, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 814; *sond* = *sollent*: mögen (in Wunschsätzen), vgl. LEXER, Bd. 2, Sp. 1053; *das alle gesetzt, statut und recht / [...] sond sich auch geleichen / dem armen als dem reichen; / der frauen als dem man*: dass alle Gesetze, Statuten und Rechtsvorschriften gleich sein mögen für den Armen wie für den Reichen, für die Frau wie für den Mann

⁴⁵⁶ *gemach*: gemächlich, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 832.

⁴⁵⁷ *scharlach*: feines Wollzeug (hier als Preis beim Wettlaufen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 663.

⁴⁵⁸ *schimpf*: Scherz, Spiel, Spott, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 744.

nichts mehr zu spüren. *Wie vor* (v. 845) versinkt der Erzähler in nachdenkliches Schweigen und sinniert über Wesen und Charakter der umworbenen Frau:

*wie mit abenteuerlichen schwenken*⁴⁵⁹
ist das weib beladen gar!
ich main, ain ganze gaugelerschar
ir nit gelichen kunde.
*das sie mir ir lieb gunde*⁴⁶⁰! (vv. 846-850)

‚Unerhört‘ (*abenteuerlich*), irritierend und faszinierend zugleich, erscheinen dem Erzähler die Einfälle der begehrten Frau. Die über das Epitheton *abenteuerlich* hergestellte Verbindung zur Figur Philippas, deren *abenteuerig red* in gleicher Weise etablierte Normen zum Einsturz bringt, wird dem Erzähler nicht bewusst. Er erliegt den *abenteuerlichen schwenken* der begehrten Frau ebenso, wie Richter und Volk der *abenteuerig red* der Philippa. Beide Frauen verstehen sich darauf, Männer durch die sprachliche Erotik *abenteuerig*-, unerhörter‘ Worte zur Unterwerfung zu verführen. Ihre Sprachgewalt hebt männlich verbürgte Kontrollstrukturen wie Strafgesetzgebung und Eherecht aus: *sehnen nach ir macht mich dol*⁴⁶¹ / *und benimpt mir all mein macht*⁴⁶² (vv. 852f.), klagt der Erzähler. Nicht mehr der Erzähler, sondern die Frau beobachtet und kontrolliert die Bewegungen der Protagonisten im fiktiven Raum des Märes einschließlich der sexuellen Begegnung der Geschlechter: *ich sag dir, wie und wo* (v. 862).

Nicht primär aufgrund eigenen sexuellen Begehrens macht sich daher der Erzähler am Ende der Geschichte wieder auf die Suche nach einem Loch in der Wand, sondern aufgrund einer dezidierten Anordnung der Frau. Diese zitiert ihn zu einem *alt, finster loch* (v. 869) hinter dem Kamin, wo sie den Erzähler zunächst stundenlang im Rauch ausharren lässt, nur um ihn dann endlich auf einen noch späteren Zeitpunkt zu trösten. Nicht die Frau, sondern der Erzähler ist nun derjenige, der ‚hinter‘ dem Loch in der Wand sitzt und dem Zugriff des anderen Geschlechtes ausgesetzt ist. Wenn die Frau dem Erzähler zur Bekräftigung ihres verbalen Versprechens *die hand / durch das loch in der wand* (vv. 923f.) reicht, so handelt es sich dabei um eine mehrdeutige Geste, die auch zeichenhafte Auskunft über das Machtverhältnis von Frau und männlichem Erzähler-Ich gibt. Die Hand der Frau, die hier gewissermaßen als Bürge der weiblichen Zunge durch das sexuell konnotierte Mauerloch hindurch in den Raum des Erzählers eindringt, tritt hier nämlich an die Stelle des männlichen Penis als dem in

⁴⁵⁹ *swanc*: lustiger, neckischer Einfall, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1334.

⁴⁶⁰ *gunnen*: vergönnen, gewähren, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1119.

⁴⁶¹ *tol*: töricht, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1458.

⁴⁶² *mahr*: hier: Kraft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2012.

patriarchalischen Gesellschaftssystemen bevorzugten Repräsentanten des Phallus. Die phallische Hand der Frau, die für deren Zunge einsteht, penetriert den Mann und brandmarkt ihn durch diesen symbolischen Vergewaltigungsakt als ‚Nicht-Mann‘, das heißt als Frau. Der *spalt mit der hand* (v. 956), den der Erzähler nach einer weiteren Vertröstung durch die Magd der Frau ein drittes Mal aufsucht, ist es schließlich auch, der dem Erzähler zuletzt nachdrücklich sein Versagen als Mann vorführt, indem der Erzähler durch ihn hindurch dem neuerlichen Liebesspiel von Frau und Mönch zusehen muss. Als seine *gesellen* aus dem Mund des entmachteten Erzählers erfahren, was sich *von anfang gar biß an das end* (v. 975) zugetragen hat, ergreifen sie den einzigen noch möglichen Ausweg zu seiner Rettung: Sie führen ihn von seinem entehrenden Platz am Mauerloch weg (vgl. vv. 981f.), nicht ohne ihn dabei nach Kräften zu verspotten, bis der Erzähler – wie zuvor schon der alte Ehemann der Frau – *ganz uf dem esel saß*⁴⁶³ (v. 988).

Als ein *schimpflich*⁴⁶⁴ *mär* (v. 1052), dessen Verbreitung dem Erzähler selbst nur *schmach* (v. 1055) eintragen werde, charakterisieren die *gesellen* abschließend die Geschichte des Machtverlustes des Erzählers, der seine Männlichkeit mittels eines selbsterrichteten Beobachtungsapparates an eine Frau verliert. Und doch schwingt in der Kennzeichnung der Geschichte als *schimpflich* auch ein gewisses Maß an Bewunderung mit: Sie bereitet dem Erzähler als Protagonisten zwar Schande, bietet dem Publikum zugleich aber auch ein gehöriges Maß an Unterhaltung. Die Geschichte von Philippas *abenteuerig, kurzweilig red*, durch die der Erzähler aus der Erzählerrolle verdrängt wird, erscheint rückblickend als Bestandteil jenes *schimpflich mär*, für das der Erzähler verantwortlich zeichnet. Auf den engen Zusammenhang zwischen erzählter weiblicher Sprachkunst und männlicher Erzählkunst in der Märendichtung hat bereits MIREILLE SCHNYDER mit Nachdruck hingewiesen: „Ist rhetorische Kunst, mit all ihren Implikationen, stereotyp der Frau zugeschrieben, drängt sich die Frage nach dem in der Regel nicht ungekonnten und höchst rhetorischen Erzählen selber auf. [...] Frauenlist ist immer Sprachlist, List der Überredung – doch ist sie von einem wortmächtigen Erzähler inszeniert“⁴⁶⁵. Im *Enttäuschten Liebhaber* des Johannes Werner von Zimmern zieht der Erzähler jedoch lediglich Gewinn aus seiner eigenen Niederlage. Er profiliert sich, indem er sich von der Rede der Frau zum Schweigen bringen lässt. Es handelt sich hier also weniger um eine

⁴⁶³ sich auf den Esel setzen: aus einer geehrten Stellung in eine niedere geraten (hier: und dadurch zur Zielscheibe des Spotts werden), vgl. Deutsches Wörterbuch v. JACOB GRIMM u. WILHELM GRIMM, Leipzig 1854-1960, Bd. 3, Sp. 1146.

⁴⁶⁴ *schimpflich*: scherzhaft, kurzweilig; schmähsch, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 745; *ein schimpflich mär*: eine Erzählung, die ihren Unterhaltungswert daraus bezieht, dass jemandem Schmach zugefügt wird.

⁴⁶⁵ SCHNYDER, Märendichtung und Geschlechterbeziehungen (Anm. 17), S. 126.

„Demonstration von Rede, die Rede überwindet“⁴⁶⁶, als vielmehr um eine ‚Demonstration von Rede, die Rede überwindet, indem sie sich dieser unterwirft‘. Sollte ein Erzähler, der sich bereitwillig von der *abenteuerig, kurzweilig red* einer weiblichen Erzählerin dekonstruieren lässt, wirklich noch als der eigentliche „siegreiche Protagonist“⁴⁶⁷ der Erzählung bezeichnet werden? Ob sich auch in diesem Märe tatsächlich die „subversive Lust an der Verkehrung [...] im Akt des Erzählens selbst zur Ordnung [ruft]“⁴⁶⁸, scheint mir durchaus fraglich zu sein. Schließlich hat der sprachgewaltige „rote Mund“ der Märenfrau, in dem laut SCHNYDER „nicht nur Feuer, sondern auch die Poetik der Mären [steckt]“⁴⁶⁹, in diesem Text den Erzähler selbst verschlungen.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 132.

⁴⁶⁷ Ebd.

⁴⁶⁸ VON BLOH, Die Sexualität, das Recht und der Körper (Anm. 11), S. 75.

⁴⁶⁹ SCHNYDER, Märenforschung und Geschlechterbeziehungen (Anm. 17), S. 134.

3.2.3 Vorsicht, bissig! *Virgils Zauberbild* als weiblicher Disziplinarapparat

Auch in der Geschichte von *Virgils Zauberbild*⁴⁷⁰ steht ein Mund im Zentrum des Erzählinteres-
esses. Und abermals wird erzählt, wie eine Frau mittels Sprachgewalt Macht über einen Kont-
rollapparat zu gewinnen versteht. Im Unterschied zum *Enttäuschten Liebhaber* des Johannes
Werner von Zimmern übernimmt der Ich-Erzähler hier jedoch keine Protagonistenrolle, son-
dern beschränkt sich darauf, die Handlungen der Protagonisten darzustellen und zu kommen-
tieren. Wie Ordnung in diesem Text garantiert, gebrochen und wiederhergestellt wird, ver-
dient eine eingehende Betrachtung.

Garant der Geschlechterordnung innerhalb der erzählten ‚heidnischen‘ Welt des vor-
liegenden Textes ist eine durch den Zauberer Virgil gefertigte magische Statue, die Verfeh-
lungen im zwischengeschlechtlichen Bereich am Körper der Betroffenen sichtbar macht und
bestraft. So wird Ehebruch grundsätzlich dadurch angezeigt, dass dem Mann ein Horn auf der
Stirn wächst, während Meineid durch das Abbeißen der beiden Schwurfinger bestraft wird,
die der Betroffene bei der Eidleistung in den Mund der Statue zu legen hat. Die Bestrafung für
begangenes Unrecht erfolgt laut Erzähler nicht nur unabhängig von der sozialen Stellung des
jeweiligen Betroffenen (vgl. v. 25), sondern auch unabhängig von dessen Geschlecht (v. 7: *es
weren frauen oder man*). Niemand kann und soll der richtenden und disziplinierenden Gewalt
der Statue *entweichen* (v. 26). Die Statue brandmarkt entsprechend auch den Körper des
römischen Kaisers Julius ohne Rücksicht auf dessen sozialen Status, sobald dessen Frau
Ehebruch begeht: *dem edlen kaiser wuchs ain horn / warlich an seiner stirnen vorn* (vv. 33f.).
Die öffentliche Entehrung des Kaisers durch das den Ehebruch anzeigende Körperzeichen
verlangt nach einer harten Bestrafung der dafür verantwortlichen Ehefrau. Die Tatsache, dass
der Ehemann nicht sofort selbst Rache an seiner Frau übt, sondern diese lediglich *auch für
gericht* (v. 36) befiehlt, ist Indiz für die uneingeschränkte Autorität, welche die Statue in
rechtlichen Fragen in der Gesellschaft Roms darstellt.

Angesichts der Perfektion dieses Strafverfahrens erscheint die erfolgreiche Ausschalt-
ung des magischen Disziplinarapparates durch bloße List geradezu unglaublich. Die um ihr
Wohlergehen besorgte Kaiserin fällt zunächst mit ihrem als Narren verkleideten Geliebten vor

⁴⁷⁰ Textgrundlage: *Virgils Zauberbild*, in: FISCHER, Märendichtung (Anm. 265), S. 388-390, Nr. 46; die Versan-
gaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Das Märe, überliefert in Valentin Holls Hand-
schrift (1524/26), ist wahrscheinlich erst im frühen 16. Jahrhundert verfasst worden, greift jedoch einen älteren
Stoff auf, nämlich die Virgil-Sage von der ‚Bocca della verità‘, vgl. FRIEDER SCHANZE, Art. ‚Virgils Zauberb-
bild‘, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 10, Sp. 381-384. Die Virgil-Sage ist laut SCHANZE „vielleicht schon im 14. Jh.
entstanden“ (ebd., Sp. 381), der älteste deutsche Textzeuge, ein Lied in Marners Langem Ton, kann auf die Zeit
„um 1425“ (ebd., Sp. 382) datiert werden.

der Statue scheinbar zufällig zu Boden, wo ihr Geliebter sie so berührt, *als ob er mit ir zu schaffen hett* (v. 74). Danach schwört sie *mit klugem*⁴⁷¹ *sitt* (v. 85), wie der Erzähler anerkennend vermerkt, *das mir kain man nie neher kam / dann der edel kaiser heer*⁴⁷² / *und der laidig*⁴⁷³ *narr so seer* (vv. 80-82)⁴⁷⁴. Ihr Schwur, bei dem dasselbe Sprachzeichen zwei verschiedene Inhalte bezeichnet, wird von der Statue anerkannt: *das pild*⁴⁷⁵ *stond still, biß si da nit* (v. 86). Die untreue Ehefrau behält ihre beiden Finger, der Ehemann verliert sein Horn. Was ist passiert? Es ist nicht anzunehmen, dass ausgerechnet die Statue, die Ehebruch grundsätzlich ‚automatisch‘, das heißt ohne Vorinformation durch Dritte, am Körper des Ehemannes anzeigt, nicht in der Lage sein sollte, ein gefälschtes Körperzeichen von einem echten zu unterscheiden. Warum also lässt sich die Statue hier auf die doppeldeutige Rede der Frau ein?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es sinnvoll, sich noch einmal die spezifische Struktur und Funktionsweise der Statue zu vergegenwärtigen. Ausführendes Straforgan der magischen Statue ist ausschließlich ihr Mund, der als Strafmittel und -ort nach Art der spiegelnden Strafe eng auf das zu ahndende Vergehen bezogen ist: Der Mund der Statue straft falsche Worte, die vom Mund bzw. von der Zunge eines Schwörenden artikuliert werden. Indem der bezahnte Mund der Statue die beiden Schwurfinger des Schwörenden abbeißt, wird diesem zugleich die Ehre und das falsche Wort abgeschnitten. Die am Straftat beteiligten Körperteile Mund, Finger und Zunge stellen darüber hinaus aber auch gängige Körperbilder des weiblichen und männlichen Genitales dar. Während der Mund das weibliche Genitale symbolisiert, verweisen Finger und Zunge auf das männliche. Zwei Finger, die an oder in einen geöffneten Mund gelegt werden, können somit verschlüsselt auch den Geschlechtsakt bezeichnen. Die Sexualsymbolik dieser Geste wird beispielsweise im Märe vom *Ritter Alexander* von der umworbenen Frau eingesetzt, um dem Ritter gegenüber ihre Bereitschaft zum Beischlaf zu signalisieren: *die frau enzund wart und entprant / und tet im bald ein zeichen kunt. / sie deutet an irn roten munt / mit zweien fingern an die zeen*⁴⁷⁶. In *Virgils Zauberbild* sind nun die zwei Finger, die in den Mund der Statue gelegt werden, in Gefahr, abgebissen zu werden. Wenn man die Sexualsymbolik der Geste nicht vollkommen in Abrede stellen will, so ist klar, dass der Straftat der Statue nicht nur einen Rechtsakt, sondern auch einen sexuellen Gewaltakt, nämlich eine symbolische Kastration, darstellt. Der bissige Mund der Statue repräsentiert eine

⁴⁷¹ *kluoc*: geistig gewandt, klug; listig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1637; *mit klugem sitt*: auf wohlüberlegte (und zugleich) listige Weise

⁴⁷² *hêr*: vornehm, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1251.

⁴⁷³ *leidic*: leit verursachend; widerwärtig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1864.

⁴⁷⁴ Auf die Intertextualität dieser Szene (Isoldes Gottesurteil in Gottfrieds von Straßburg *Tristan*) hat bereits UTE VON BLOH, *Die Sexualität, das Recht und der Körper* (Anm. 11), S. 82 hingewiesen.

⁴⁷⁵ *bilde*: Werk der bildenden Kunst, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 273.

⁴⁷⁶ *Ritter Alexander*, in: FISCHER, *Märendichtung* (Anm. 265), S. 330-337, Nr. 36, vv. 32-35.

vagina dentata, die dem, der in sie eindringt, anstelle von Lust Schmerz und Erniedrigung bereitet. Der von Virgil entwickelte Strafapparat besitzt eine weibliche Morphologie mit Kastrationsfunktion, wobei das Abbeißen der Finger durch den Mund der Statue gleichbedeutend ist mit einer symbolischen Verstümmelung des Phallus durch ein weiblich strukturiertes Disziplinarsystem. Die Ablehnung eines solchen Strafapparates durch den Erzähler (v. 96: *das selbig soll nit sein von gott*), der das von ihm Berichtete aus zeitgenössisch-christlicher Perspektive beurteilt, muss insofern nicht verwundern. Es ist vor dem Hintergrund eines phallogozentrischen Ordnungssystems schlichtweg unerhört, dass ein weiblich strukturierter Apparat für Recht und Ordnung sorgt, indem er *stumpfet*⁴⁷⁷ *finger* (v. 93) herstellt. Im Unterschied zu diesem heidnischen Disziplinarapparat zeichnet sich der christliche Gott, der männlich imaginiert wird, gerade dadurch aus, dass er keine Kastrationsakte ausübt, welche die phallogozentrische Ordnung zum Einsturz bringen könnten, sondern stattdessen lediglich einen jeden Menschen zur Wahrung von Recht und Ordnung *in pflicht* (v. 97) nimmt. Die erfolgreiche Ausschaltung der Kastrationsfunktion der Statue durch die untreue Ehefrau erfüllt innerhalb dieses Argumentationsgefüges nichts anderes als die Funktion eines narrativen Beweises. Nicht warum die Statue die Frau nicht beißt, ist in diesem Text entscheidend, sondern dass sie sie nicht beißt. Indem der Mund der Statue nicht die Finger der Frau abbeißt, wird der in der kastrierenden weiblichen Morphologie des Apparates symbolisch verankerte Anspruch auf Unterwerfung des männlichen Geschlechtes in eine tatsächliche Konstitution weiblicher Herrschaft überführt. Der Phallus als Machtsymbol geht vom Mann auf die Frau über: Diese behält ihre Finger wie auch ihre falsche Zunge, während jener sein Horn verliert. Das Abfauen des Hornes symbolisiert eben nicht die Restitution der patriarchalischen Ordnung, sondern deren erfolgreiche Zerstörung. Was der Erzähler auf der Handlungsebene nicht leisten kann, ohne seiner Erzählung den Erzählstoff zu entziehen, nämlich eine Reidentifizierung des Phallus mit dem männlichen Geschlecht, kann er nur noch im Epimythion einklagen, indem er der kastrierenden Wirkweise des heidnischen Statuenmundes die rechtverbürgende Person des christlichen Richtergottes gegenüberstellt.

Ordnungsverlust erscheint in *Virgils Zauberbild* als direkte Folge des Einsatzes eines Disziplinarapparates, dessen Modell nun eben nicht das Bild einer vergewaltigenden Männlichkeit ist, die Frauen räumlich in die Enge treibt, visuell kontrolliert und körperlich unterwirft, sondern dessen Vorbild das einer kastrierenden Weiblichkeit ist: einer bezahnten Mundhöhle, die Männern den Besitz des Phallus kosten kann. Nicht die Frau wird durch den Mann in einen Disziplinarraum hineingetrieben und dort zum Zwecke der Formierung idealer

⁴⁷⁷ *gestumpfet* v. *stumpfen*: *stumpf* machen, verstümmeln, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1267.

unterworfenen Weiblichkeit eingeschlossen, sondern Männlichkeit selbst wird durch einen solchen Raum bedroht. Der geschlossene Raum, der in Sibotes *Frauenzucht* noch einen funktionierenden männlichen Machtraum und den bevorzugten Ort der Disziplinierung von Weiblichkeit vorstellt, entgleitet im *Enttäuschem Liebhaber* des Johannes Werner von Zimmern der Kontrolle des Mannes, pervertiert zum Ort der Unterwerfung von Männlichkeit und enthüllt sich schließlich in *Virgils Zauberbild* als weiblicher Ort, dessen Macht sich in unkontrollierbaren Kastrationsakten entlädt.

3.2.4 Entblößen, Einwickeln, Bemänteln – Disziplinarapparate in den Mären Heinrich Kaufringers

3.2.4.1 *Bürgermeister und Königssohn*: Entblößen und Einschließen

Die zwölf Mären Heinrich Kaufringers, die das Geschlechterverhältnis zum Thema haben⁴⁷⁸, hinterlassen wohl bei der Mehrzahl ihrer Leser einen bleibenden Eindruck. Dabei sind es weniger die Handlungsverläufe oder Figurenkonstellationen der Mären, die sich dem Leser einprägen, als vielmehr einzelne „Details“ mit Zeichencharakter, die über eine einmalige Lektüre hinaus haften bleiben. Auch Heinrich Kaufringers Märe *Bürgermeister und Königssohn*⁴⁷⁹ fällt durch seine Zeichenflut auf: Sprachzeichen, Körperzeichen und Requisiten mit Zeichencharakter durchsetzen regelrecht die Handlung und fügen sich zu einem eigenständigen Redesystem im Text zusammen, das entschlüsselt werden will.⁴⁸⁰ Dieser Aufforderungscharakter der im Text enthaltenen Zeichen kommt umso stärker zum Tragen, je uneindeutiger ein bestimmtes Zeichen erscheint. In der erzählten Geschichte sehen sich die Stadtbewohner mit einer Studentenexistenz konfrontiert, die eher der eines Fürsten entspricht:

*ain student ist hie in der stat,
der vor uns auf und nider gat
mit vil knechten kostlich⁴⁸¹ gar,
und waiß doch niemand das fürwar,
wer er von gesläch⁴⁸² ist.
Er lebt hoch ze aller frist⁴⁸³
mit seiner zerung⁴⁸⁴, die er tuot.
wannen⁴⁸⁵ kompt im nur das guot⁴⁸⁶,
das er hie verzert gar stät?
ain fürst damit ze schaffen hett. (vv. 57-66)*

⁴⁷⁸ Vgl. hierzu die Einteilung der Kaufringer-Mären durch PAUL SAPPLER, Art. Kaufringer, Heinrich, in: ²VL (Anm. 103), Bd. 4, Sp. 1076-1085, hier Sp. 1081-1083. Kaufringers Mären sind in einer geschlossenen Sammlung unikal überliefert (Schlussfaszikel [Bl. 234-388] von München cgm 270), deren Aufbau, so SAPPLER, vermutlich „auf Kaufringer selbst zurückgeht“ (ebd., Sp. 1080). Die Fertigstellung dieser Handschrift im Jahre 1464 bildet den Terminus ante quem für die Entstehungszeit der Mären, die Gründung der Universität Erfurt im Jahre 1392 den Terminus post quem: In Kaufringers Märe *Bürgermeister und Königssohn* hält sich der Sohn des französischen Königs als Student der *hohen schuol* in Erfurt auf. Vgl. dazu ausführlicher SAPPLER, ebd., Sp. 1076-1078.

⁴⁷⁹ Textgrundlage: *Bürgermeister und Königssohn*, in: PAUL SAPPLER (Hg.), Heinrich Kaufringer, Werke, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 41-52, Nr. 4. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

⁴⁸⁰ KLAUS GRUBMÜLLER spricht in Bezug auf die Kaufringer-Mären von einem „poetologischen Experiment“ (vgl. GRUBMÜLLER, Die Ordnung, der Witz und das Chaos [Anm. 102], S. 176); wie er dies versteht, zeigt GRUBMÜLLER in seiner leider recht knapp ausfallenden Interpretation von *Chorherr und Schusterin*, vgl. ebd., S. 182f.

⁴⁸¹ *kostelîche*: auf verschwenderische Weise, mit großem Aufwand, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1688.

⁴⁸² *geslehte*: Familie, (hohe) Abkunft, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 917.

⁴⁸³ *vrist*: wählender Zeitraum, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 522; *ze aller frist*: stets

⁴⁸⁴ *zerunge*: Nahrung, Ausgaben dafür, Aufwand, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1091.

⁴⁸⁵ *wannen*: woher, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 682.

⁴⁸⁶ *guot*: Vermögen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1122.

Die gesellschaftliche Identität des jungen Mannes erscheint fragwürdig, weil sie zwischen den Polen ‚Student‘ und ‚Fürst‘ changiert. Als in der Stadt mehrere Diebstähle verübt werden, fällt der Verdacht auf den Studenten, dessen uneindeutiger sozialer Status in den Augen der Stadtbewohner nur durch die Zuweisung des Merkmals ‚Dieb‘ beseitigt werden kann: *ich haun das in meinem waun*⁴⁸⁷, / *er muoß ain gesellschaft haun*, / *die an im hanget taugenlich*⁴⁸⁸. / *auf unsern schaden setzt er sich* (vv. 67-70). Man beschließt zu *fraugen*, *wer er sei* (v. 71). Der Bürgermeister fordert den Studenten höflich auf, sich zu *nennen* (v. 107), damit man ihn *erkennen* (v. 108) könne. Der Königssohn verweigert dies:

*habt ir in ewrn räten nicht
anders ze schaffen, dann das ir
wölt hören und wissen von mir,
wer ich von geslächet sei?
ew allen wont nit weishait bei,
last mich sein, der ich pin* (vv. 120-125)

Der Königssohn beharrt gegenüber dem Bürgermeister auf seiner gesellschaftlich uneindeutigen Existenz (v. 125: *last mich sein, der ich pin*) und will den Wunsch der Stadtbevölkerung nach klärendem *hören und wissen* (v. 122) ins Leere laufen lassen. Der Bürgermeister lässt jedoch nicht locker, weshalb der Königssohn beschließt, den lästigen Deutungsoperationen ein Ende zu setzen, indem er nun selbst eine Deutung seiner uneindeutigen Existenz erfindet: Er beziehe sein Geld von den Frauen der Stadt, die ihn für seine Dienste im Bett entlohnen würden (vgl. vv. 149-169). Dieses falsche Wissen hat fatale Folgen für den neugierigen Bürgermeister.

Der Anblick des bei den Frauen offenbar überaus begehrten Studenten provoziert auf dem Gesicht des Bürgermeisters ein wissendes Lächeln, das von seiner Ehefrau registriert und für fragwürdig erachtet wird. Sie weiß dieses Körperzeichen nicht zu deuten, merkt jedoch intuitiv, dass es sehr wohl etwas ‚be-deutet‘, und fordert von ihrem Mann die Entschlüsselung: *lieber herre mein*, / *was betütt*⁴⁸⁹ *das lachen dein?* (vv. 187/188). Und wie zuvor schon der Königssohn dies getan hat, versucht nun auch der Bürgermeister sich dieser Forderung nach der rechten Bedeutung zu verweigern und die Uneindeutigkeit des Körperzeichens aufrechtzuerhalten: *das sag ich dir nicht* (v. 189). Die Ehefrau aber will unbedingt die Bedeutung

⁴⁸⁷ *wân*: Vermuten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 668; *im wân hân*: vermuten, der Ansicht sein

⁴⁸⁸ *tougenliche*: heimlich, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1483.

⁴⁸⁹ *bediuten*: bedeuten, zu verstehen sein, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 141.

des beredten Lächelns ergründen – sie *wolt diser geschicht / zestund komen an ain end* (vv. 190/191) – und lässt, wie zuvor ihr Ehemann gegenüber dem Königssohn, nicht locker:

*si nam mit ir schneweissen hend
des mannes kinback⁴⁹⁰ da zestund
und weiset den an iren mund.
si sprach: „dein schmielen⁴⁹¹ tuo mir schein⁴⁹²!
des begert das herze mein.“* (vv. 192-196)

Die Ehefrau greift hier mit Worten und Händen nach einem verführerischen Körperzeichen, indem sie selbst ihrem Mann ein solches anbietet: Lippen gegen Lächeln, Verführung gegen Entschlüsselung, Lust gegen Wissen. Sprache und Sexualität erscheinen hier auf das Engste miteinander verknüpft. Die Befriedigung des Begehrens der Ehefrau nach der Bedeutung des Körperzeichens auf dem Mund ihres Mannes soll erreicht werden, indem sie selbst durch die Produktion von Körperzeichen in ihrem Mann Begehren weckt. Sie hat Erfolg. Der Bürgermeister wiederholt seiner Frau gegenüber die Lügengeschichte des Königssohnes (vgl. vv. 199-206) mit dem Ergebnis, dass sich die Frau aufgrund seiner Worte in den scheinbar so potenten und begehrten Studenten verliebt: *enziündet von der minne gluot / ward ir sendes⁴⁹³ herze gar* (vv. 218/219). Das ungezügelte semiotische Begehren der Stadtbewohner nach Zeichendeutung und Zeichenproduktion führt zur Entstehung brennender sexueller Lust. Der Bürgermeister muss erkennen, *das er zevil geredet hett* (v. 230), ihm schwant Schlimmes (vgl. vv. 266/267). Sprachzeichen und Körperzeichen sind aufgrund ihrer Uneindeutigkeit, ihrer beharrlichen Beredung und ihrer wiederholten Fehlinterpretation außer Kontrolle geraten. Der Ehemann muss befürchten, als Eheherr die Verfügungsgewalt über die Sexualität und den Körper seiner Frau zu verlieren. Wenn die Ehefrau wenig später tatsächlich Ehebruch mit dem Königssohn begeht, verletzt sie genau dieses nach mittelalterlicher Norm grundlegende Recht des Ehemannes und stellt dadurch gleichzeitig die Vorherrschaft des Mannes in der Ehe in Frage.

Als der Bürgermeister *haimlich in das haus* (v. 265) zurückkehrt, in dem seine Frau und der vermeintliche Student gerade Ehebruch begangen haben, sieht er sich mit einem handfesten Beweis ihrer Schuld konfrontiert: Beide sitzen in der Kemenate nackt zusammen im Badezuber, einem topischen Ort für Sexualität. Im Unterschied zu den bisherigen Zeichen gibt es an der Kombination aus Nacktheit, Aufenthalt in der Kemenate und gemeinsamem

⁴⁹⁰ *kinneback*: Kinn, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1574.

⁴⁹¹ *smielen*: Lächeln, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1013.

⁴⁹² *schîn tuon*: zu erkennen geben (hier: erklären), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 746.

⁴⁹³ *senendes* = *senec*: sehndend, sehnsüchtig, voll Verlangen, verliebt, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 877.

Bad nichts zu deuten: Körperzeichen, Raumsituation und zeichenhaftes Requisit konstituieren zusammen ein eindeutiges Zeichen für handhaften Ehebruch der Ehefrau, der als muntverletzender Rechtsbruch nach mittelalterlicher Rechtsauffassung vom Ehemann hart zu bestrafen war. Das ist auch der Ehefrau und ihrem Liebhaber bewusst:

*der herr und auch das frewelein
erschraken ser; das det in not.
anders nicht wann ligen tot
hetten si sich da fürsehen. (vv. 276-279)*

Ehefrau und Königssohn fürchten um ihr Leben, sie erwarten eine blutige Rache des Ehemannes. Doch dieser, *ain weiser man* (v. 269), verzichtet genau auf diese konventionelle Form der Bestrafung und wählt eine ganz andere Vorgehensweise, um männliche Hegemonie wiederzugewinnen: Mit höflichen Worten verschließt der Ehemann die Kleidung der Ehebrecher in einer Truhe, verriegelt die Tür der Kemenate und bringt den Ehebrechern Wein und Speisen an den Badezuber (vgl. vv. 284-302). Das Handeln des Bürgermeisters richtet sich nicht gegen Leib und Leben der Ehebrecher selbst, sondern auf die Zeichen, die den Ehebruch anzeigen – auf die abgelegte Kleidung, die geöffnete Kemenate, das gemeinsame, heimliche Baden im Zuber. Doch handelt der Ehemann, der in dieser Situation keine physische Gewalt gegen seine Frau und deren Liebhaber ausübt, wirklich gewaltfrei, wie beispielsweise MARGA STEDE meint?⁴⁹⁴ Fügt er seiner Frau und deren Liebhaber wirklich *kain lait* (v. 283) zu, wie er ihnen versichert? Die Reaktion der Ehebrecher spricht nicht für eine solche Lesart des Geschehens:

*si sassen vor im in dem padt.
es was umb si schauch und madt⁴⁹⁵.
si begerten weder trank noch speis;
si heten weder pãrd⁴⁹⁶ noch weis⁴⁹⁷.
von scham und vorcht das geschach. (vv. 303-307)*

Nicht Erleichterung über die ausbleibende Rache, sondern Scham und Furcht zeigen die beiden ertappten Ehebrecher. Die Situation, in die sie der Ehemann bringt, ist ihnen offensichtlich im doppelten Sinne ‚peinlich‘. Trotz der Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Ehe-

⁴⁹⁴ Vgl. MARGA STEDE, Schreiben in der Krise. Die Texte des Heinrich Kaufringer, Trier 1993, S. 44f.

⁴⁹⁵ *schâch unde mat*: schachmatt, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 621; *es was umb si schauch und madt*: Sie waren schachmatt gesetzt.

⁴⁹⁶ *bærde*: Benehmen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 127.

⁴⁹⁷ *wîs*: Art und Weise, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 938; *si heten weder pãrd noch weis*: Sie wussten nicht, wie sie sich verhalten sollten.

mannes und trotz des Ausschlusses der Öffentlichkeit erfahren beide in diesem Augenblick ihre Schande, indem sie *scham und vorch* (v. 307) erleben. Wodurch werden diese negativen Gefühle hervorgerufen? Mit wenigen Handgriffen hat der Ehemann die zeichenhaften Requisiten der Lust in Bestandteile einer peinlichen Tortur umkodiert: aus der gewollten Nacktheit wird eine aufgezwungene, peinliche Entblößung, aus der geöffneten Kemenate als Liebesort wird ein verschlossenes Gefängnis, aus dem lustvollen Sitzen im Badezuber ein angstvolles Ausgesetztsein gegenüber dem Eheherrn. Dem Blick und potentiellen Zugriff jener mit durchaus weitreichenden Machtbefugnissen ausgestatteten Richtinstanz ungeschützt ausgeliefert, bekommen die Ehebrecher ihre Schande und die Macht des Ehemannes zu spüren, *still und leis* (v. 428), ohne dass es dafür der Öffentlichkeit bedarf. Die Privatheit und Lautlosigkeit der Vorgehensweise des Ehemannes ist nicht gleichzusetzen mit einer Abwesenheit von Gewalt. Es ist die Struktur des Disziplinarraumes, die der Ehemann erfolgreich anzuwenden versteht und durch die er seine Macht gegenüber den Ehebrechern demonstriert: Durch die Verriegelung der Kemenatentür und die Wegschleßung der Kleidung hat er einen geschlossenen Raum geschaffen, in dem die sowohl räumlich eingeschlossenen als auch in ihrer Nacktheit gefangenen Ehebrecher seiner Blickkontrolle und seinem Zugriff auf ihre Körper schutzlos unterworfen sind: *si sassen vor im in dem padt. / es was umb si schauch und madt* (vv. 303/304). Hinter der scheinbaren Großzügigkeit des Ehemannes verbirgt sich also eine erfolgreiche Zurschaustellung von Disziplinargewalt, durch die der betrogene Ehemann seine Männlichkeit und Vorrangstellung in der Geschlechterordnung beweist und wiedergewinnt. Voraussetzung dafür ist die Selbstdisziplin des Mannes, der Verzicht auf ein unkontrolliertes Ausagieren von Gewalt, vor allem physischer Gewalt, selbst wenn deren Anwendung durch das zeitgenössische Züchtigungsrecht eindeutig legitimiert ist und von den Betroffenen auch entsprechend erwartet wird.

Der Ehemann, dessen Männlichkeit durch den Verlust der sexuellen Verfügungsgehalt über seine Frau in Frage gestellt wurde, erweist sich durch die erfolgreiche Zurschaustellung seiner Disziplinargewalt in dieser Geschichte somit letztlich doch als ‚Herr und Meister‘ seiner Frau, wodurch er sich konsequenterweise auch den Respekt seines männlichen Kontrahenten verdient und mit dem belohnt wird, was ihm am Anfang verwehrt wurde: der Wahrheit. Als der Ehemann die fatale Lügengeschichte des Königssohnes aufgreift und dem Königssohn das Geld anbietet, das seine Ehefrau diesem für die erbrachte Dienstleistung im Bett schulde, legt der Königssohn die Karten auf den Tisch. Er gesteht seine Lüge, offenbart seine wahre Identität und vereindeutigt die widersprüchlichen Zeichen:

*die red haun ich zwar⁴⁹⁸ gesprochen
in übermuot und nicht für war⁴⁹⁹.
nun will ich ew sagen zwar
in guoter fraintschaft unde son⁵⁰⁰,
das ich vormals nit wolt ton,
wer ich pin von geslecht. (vv. 378-383)*

Doch die Vereindeutigung der Zeichen reicht dem Königssohn als Belohnung noch nicht aus. Er startet eine groß angelegte Wiedergutmachungsaktion, die nicht zuletzt auch eine schonungslose Offenlegung dessen, was passiert ist, darstellt:

*auch begund er verschreiben
seinem vater gar behend
von anfank bis an das end
dieser aubentür geschicht. (vv. 438-441)*

Der Königssohn verfasst also an seinen Vater adressiert eine ausführliche Niederschrift *dieser aubentür geschicht* (v. 441), eine Neufassung eben jener Geschichte, die der Erzähler selbst soeben seinem Publikum erzählt hat: Der Erzähler vererbt dadurch gewissermaßen seine Rolle an den Königssohn – es entsteht eine Dynastie sprachpotenter und zeichenmächtiger Männer, die rohe Gewalt schlichtweg nicht nötig haben, um ihre Männlichkeit zu beweisen. Sich als physische Aggressivität äußernder *zorn* erscheint bei der Durchsetzung des männlichen Herrschaftsanspruches vielmehr hinderlich und überflüssig (vgl. vv. 452-454). Die männliche Macht über die Wörter führt schließlich direkt zur Macht über den weiblichen Körper. Die Ehefrau, für die sich der Text am Ende nicht mehr weiter interessiert, wird nur noch ein einziges Mal erwähnt: *das weib belaid ungestraft / von dem mann, wann der was weis* (vv. 426/427). Weiblichkeit erscheint am Ende dieses Märes in all ihrer Abhängigkeit von einer sie verwaltenden Männlichkeit, die ihr die herrscherliche Gnade des Strafverzichtes zuteilwerden lassen kann, ohne dadurch einen Machtverlust befürchten zu müssen.

⁴⁹⁸ *ze wâre*: wahrlich, fürwahr, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 687.

⁴⁹⁹ *vür wâr sprechen*: die Wahrheit sagen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 687; *zwar* [...] *nicht für war* [*gesprochen haun*]: in Wahrheit nicht die Wahrheit gesagt haben

⁵⁰⁰ *suon*: Frieden, Versöhnung, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1322; *in guoter fraintschaft unde son*: in guter Freundschaft und zum Zeichen der Versöhnung

3.2.4.2 *Chorherr und Schusterin: Zudecken und Bemänteln*

In seinem Märe *Chorherr und Schusterin*⁵⁰¹ spart sich Heinrich Kaufringer eine Vorgeschichte und lässt die Handlung gleich direkt am Ort des sexuellen Kerngeschehens beginnen, der uns bereits aus *Bürgermeister und Königssohn* bekannt ist: am Badezuber, in dem sich die Frau eines Schusters und deren Liebhaber, ein Chorherr, vergnügen. Anders als im Märe vom *Bürgermeister und Königssohn* findet das gemeinsame Bad von Ehefrau und Liebhaber nicht während einer Abwesenheit des Ehemannes statt, sondern bei dessen gleichzeitiger Anwesenheit im Haus. Diese Dreistigkeit ist nur aufgrund der Einfältigkeit und Arglosigkeit des Ehemannes möglich:

*die fraw den man lützel vorcht,
wann er was oun all gevar*⁵⁰².
*der zuber stond offenbar*⁵⁰³
bedecket vor der kamer guot. (vv. 28-31)

Während der Ehemann in seiner Werkstatt *seins hantwerks* [...] *emsig* (v. 26) ist, sitzt im Badezuber vor der Schlafkammer *mit hohem muot / der herre bei der frawen vein* (vv. 32/33). Interessant ist nun, dass sich der Badezuber einerseits räumlich genau im Kreuzungsbereich zwischen der Werkstatt und der Schlafkammer befindet, so dass man an ihm und dem ungehörigen Geschehen darin im doppelten Sinn nicht ‚vorbeigehen‘ kann, und dass andererseits eine seidene Decke über dem Badezuber eine sofortige Entdeckung des Ehebruchs verhindert. Der Ehebruch der Frau wird also zugleich angezeigt und verborgen: *der zuber stond offenbar / bedecket vor der kamer guot* (vv. 30/31). Der verhüllte Badezuber vor der Schlafkammer fordert den Betrachter zu Deutungsoperationen heraus. Wie reagiert der Ehemann auf diese Provokation?

Als der Ehemann seine Werkstatt verlässt, um aus der Schlafkammer Leder zu holen, und Kurs auf den verräterischen Badezuber nimmt, kommt er zunächst gar nicht zu Wort, da seine Ehefrau dieses noch vor ihm ergreift:

⁵⁰¹ Textgrundlage: *Chorherr und Schusterin*, in: Heinrich Kaufringer, Werke (Anm. 479), S. 105-111, Nr. 9. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

⁵⁰² *âne gevâre*: ohne Hinterlist, ohne böse Absicht (hier: arglos), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 956.

⁵⁰³ *offenbar*: offen gezeigt, öffentlich, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 144.

*si luoget⁵⁰⁴ zuo dem zuber aus
 und sprach zuo im on allen graus⁵⁰⁵:
 „gang herzuo, mein lieber man!
 hie sitzt ain korherr wolgetan
 bei mir in dem zuber gros;
 der ist nacket unde plos.
 komm her und geschaw in eben!
 ich will dir des mein trewe geben,
 das es ain rechte warhait ist.“ (vv. 39-47)*

Die Ehefrau stiehlt ihrem Mann nicht nur das erste Wort, sie verhindert auch einen möglichen Blick des Mannes in das Innere des bedeckten Zubers, indem sie selbst aus dem Zuber herausschaut. Sie verhindert dadurch zunächst die Gefahr einer möglichen Umwandlung des verhüllten Zubers in einen geschlossenen Disziplinarraum, der dem überwachenden Blick des Eheherrn und Zuchtmeisters ausgesetzt sein könnte, wie dies in *Bürgermeister und Königssohn* der Fall ist. Diese raffinierte, die Entstehung eines Disziplinarapparates verhindernde Technik der Ehefrau, den Inhalt des Zubers durch seine scheinbar bereitwillige Preisgabe dem Blick ihres Ehemannes zu entziehen, kennzeichnet auch ihre Gesprächsstrategie gegenüber ihrem Mann. Die Ehefrau gibt die Wahrheit preis und fordert ihren Mann überdies noch dazu auf, sich der Wahrheit ihrer Worte mit eigenen Augen zu vergewissern: *komm her und geschaw [...]* (v. 45). Dadurch, dass die Ehefrau an Stelle ihres Mannes das verräterische Zeichen, den verhüllten Zuber, wortmächtig ‚be-redet‘, indem sie ihn mit der Wahrheit ‚bemäntelt‘, kommt sie etwaigen Deutungsoperationen ihres Mannes zuvor: Dekodierungsangebot und Zeichen passen zu gut zusammen, als dass die Rede der Frau glaubwürdig erscheinen könnte. Die Reaktion des Mannes, für die erst jetzt Platz gemacht wird, zeigt jedoch, dass dieser einen prüfenden Blick in den Zuber überhaupt nicht in Erwägung gezogen hat:

*„deines spotz soltu erlassen mich,
 wann ich waiß das wol fürwar,
 das niemand bei dir wonet⁵⁰⁶ zwar.
 ich haun wol anders ze schaffen,
 dann hinein zuo dir ze gaffen
 in den verdeckten zuber hie.“ (vv. 50-55)*

Der Ehemann offenbart hier gegenüber seiner Frau seine mangelnde Bereitschaft zur Ausübung des überwachenden Blickes und zur Installation von Disziplinarapparaten, mit deren

⁵⁰⁴ *luogen*: wörtlich „aufmerksam (aus dem Versteck, *luoge*) schauen“, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1987.

⁵⁰⁵ *gräs*: Grausen, Schrecken, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1106; *si [...] sprach zuo im on allen graus*: Sie redete ihn ohne jeden Schrecken an.

⁵⁰⁶ *wonen*: sich aufhalten, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 975.

Hilfe eine unterworfenen Weiblichkeit produziert werden könnte. Anders als der Bürgermeister in *Bürgermeister und Königssohn* nimmt er seine Chance zu Errichtung eines solchen Apparates nicht wahr. Er verzichtet als Ehemann darauf, sich seiner sexuellen Verfügungsgewalt über seine Frau zu versichern, und verliert dadurch seine Männlichkeit an seine Frau, deren Weiblichkeit entsprechend phallisch überformt und dargestellt wird.

Im übermütigen Bewusstsein ihrer Überlegenheit überredet die Schusterin ihren Mann dazu, nun doch einmal in den Zuber hineinzusehen. Aber genau in dem Moment, in dem der Schuster die tatsächliche Wahrheit sehen könnte, spritzt ihm seine Frau Wasser in die Augen, *das im vergieng des liechtes schein* (v. 68). Dem vorübergehenden Verlust des Sehvermögens entspricht die intellektuelle Blindheit des Mannes. Statt die Geste seiner Frau richtig als Abwehrgeste zu deuten, wertet er ihr Wasserspritzen als durchaus sexuell aufgeladenen, scherzhaften Kontaktaufnahmeversuch, der ihm allerdings sichtlich unangenehm ist:

*er begund lachen und sprach:
„[...] doch haun ich nun den gewin,
das ich dir entrunen pin.
wann hettest du begriffen⁵⁰⁷ mich,
mein gewand wär sicherlich
alles von dir worden nas. [...]“* (vv. 70-79)

Die Begegnung des Ehemannes mit der phallischen Sexualität der Frau erscheint an dieser Textstelle trotz aller vordergründigen Heiterkeit angstbesetzt: Der Schuster befürchtet, von seiner Frau *begriffen* (v. 77) und nassgespritzt zu werden, wobei er vor allem auffällig um seine Kleidung besorgt ist, die durch die Wasserattacke seiner Frau Schaden nehmen könnte. Hinter der Sorge des Mannes um sein *gewand* (v. 78) verbirgt sich möglicherweise die männliche Furcht, durch die phallische Frau körperlich und sexuell versehrt zu werden. Auf jeden Fall ist der Schuster froh, seiner Frau und ihrer aggressiv wahrgenommenen Sexualität erfolgreich *entrunen* (v. 76) zu sein. Indem die Schusterin *det./ sam si wölt begreifen in* (vv. 84/85), bestätigt sie den aufschlussreichen, jedoch fehlerhaften Deutungsversuch ihres Mannes und findet damit für sich einen eleganten Ausweg aus der gefährlichen Situation.

Was die Schusterin bei all dem jedoch nicht berücksichtigt hat, ist der Umstand, dass nicht nur ihr Mann, *der tor* (v. 60), Opfer ihrer Handlungen geworden ist, sondern auch ihr im Badezuber *in grosser swär*⁵⁰⁸ (v. 63) sitzender, vor Hitze und Angst schwitzender Liebhaber.

⁵⁰⁷ *begriffen*: umschließen, erfassen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 147.

⁵⁰⁸ *swære*: Bedrängnis, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1341.

Im Unterschied zum Schuster wird der Chorherr vom Erzähler als *cluoger*⁵⁰⁹ *man* (v. 114) bezeichnet, was einen männlichen Mann erwarten lässt, der aufgrund seiner geistigen Gewandtheit in der Lage ist, Frauen erfolgreich zu disziplinieren und zu dominieren. Diese Erwartung wird nicht enttäuscht: *vil schier der selb korherre / dem weib das swaißpad*⁵¹⁰ *vergalt* (vv. 118/119).

Gelegenheit dazu bietet sich dem Chorherrn *ains morgens fru*o (v. 121), als die Schusterin ihn in seinem Hause besuchen und damit *in sein gewalt* (v. 120), seinen Herrschafts- und Machtraum, kommt. Kaum liegt die Schusterin im Bett des Chorherrn, beauftragt dieser seinen Schreiber, den Schuster unter einem Vorwand ins Haus zu holen. In der Schlafkammer des Chorherren wiederholt sich nun unter vertauschten Vorzeichen exakt die Badezubernzene. Als Requisit fungiert statt des Badezubers jetzt das Bett des Chorherrn. Auch dieses enthüllt und verbirgt zugleich den Ehebruch der Schusterin. Einerseits verhindert die Bettdecke, die *oben* (v. 145) den Körper der Frau bedeckt, deren sofortige Identifizierung, andererseits zeigen *unden* (v. 147) die unbedeckten Füße der Schusterin unmissverständlich ihre Gegenwart im Bett des Chorherrn an: Da nämlich die Füße der Schusterin, ein erotisch aufgeladener Körperteil, außergewöhnlich klein und zierlich sind, stellen sie ein entlarvendes Körperzeichen dar, das direkt zur Identität der Schusterin führt. Der Text macht unmissverständlich klar, dass es sich bei dieser Szene um eine bis in kleinste Detail geplante Inszenierung des Chorherrn handelt. Der Chorherr

[...] *ruoft ze der kamer heraus
und pat den schuoster gaun*⁵¹¹ *hinein
und hies in willikomen sein.
er dackt*⁵¹² *oben schon*⁵¹³ *das weib
und enplösset iren leib
unden bei den füessen zwar.
den ainen fuoß pot er dar [...]* (vv. 142-148)

Raum, Requisiten, Sprach- und Körperzeichen werden vom Chorherrn genau so aufeinander abstimmt und arrangiert, dass nun seine Geliebte jenes doppelte Schwitzbad aus Hitze und Angst erleidet, das auch er erlitten hat: *die fraw lag dört in herzenlaid / bei dem herren an dem pett* (vv. 186/187). Souverän vertauscht der Chorherr dabei die Rollen von Täter und

⁵⁰⁹ s. Anm. 471.

⁵¹⁰ *sweizbat*: Schwitzbad, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1355.

⁵¹¹ *gân*: gehen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 733.

⁵¹² *dacte* v. *decken*: bedecken (hier: zudecken), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 413.

⁵¹³ *schône*: auf sorgfältige Weise, vollständig (beide Bedeutungen sind hier zutreffend), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 768.

Opfer: Statt der Schusterin bestimmt jetzt er, was und wie viel gesehen werden kann, er definiert den räumlichen und zeitlichen Rahmen des Schwitzbades und er allein führt auch das Wort, wobei er den Zugriff auf die Sprache mit einem Zugriff auf den weiblichen Körper verzahnt: *den ainen fuoß pot er dar / dem schuoster und sprach zuo im: / „suoch her ain laist, der dir gezim⁵¹⁴, / der zuo dem fuos gerecht⁵¹⁵ müg sein [...]*“ (vv. 148-151). Indem der Chorherr gleichzeitig auf Sprache und Körper zugreift, vermag er die von der Schusterin angewandte Technik der verbalen ‚Bemäntelung der Wahrheit mit der Wahrheit‘ an Dreistigkeit noch zu überbieten. Die Präsentation des nackten Fußes entspricht einer Entblößung der Wahrheit, da der Fuß als erotisch konnotierter Körperteil direkt auf die körperliche Anwesenheit der Frau im Bett des Chorherrn zwecks sexuellen Vergnügens verweist. Die ‚Bemäntelung‘ der Wahrheit mit Hilfe der Bettdecke erscheint demgegenüber als ein Feigenblatt, das nur darauf zu warten scheint, vom Betrachter des Fußes heruntergerissen zu werden. Doch die Naivität des Schusters ist tatsächlich so groß, dass er nicht einmal ein ihm wohlbekanntes entblößtes Körperzeichen, eine ‚nackte Tatsache‘, richtig zu deuten vermag:

*die tochter hat zwen füesse zwar
sam mein weib, das wißt fürwar.
das ich mein weib als wol nicht kant,
ich gedachte mir zehant,
wie das waren ire pain.
so waiß ich wol, si ist dahain [...]* (vv. 165-170)

Der einfältige Schuster kann sich weder gegenüber der phallischen Weiblichkeit seiner Frau noch gegenüber der souveränen Männlichkeit des Chorherrn behaupten, wodurch seine Männlichkeit defizitär und lächerlich erscheint. Wie der Königssohn in *Bürgermeister und Königssohn* versucht am Ende der Geschichte auch der Schuster in *Chorherr und Schusterin* eine eigenständige Wiedergabe des erzählten Geschehens aus seiner Perspektive: *er sagt dem weib ditz geschicht / von dem anfang an das end* (vv. 204/205). Er scheitert jedoch kläglich. Seine Frau beginnt zu weinen, zeigt sich zutiefst gekränkt und droht, ihm diese Kränkung niemals zu verzeihen (vgl. vv. 228-232). Der Schuster, der diesen falschen Sprach- und Körperzeichen sofort Glauben schenkt, entschuldigt sich daraufhin für seine Worte:

⁵¹⁴ *gezëmen*: angemessen finden, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1001.

⁵¹⁵ *gerëhr*: passend, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 874.

[...] *auf die trewe mein,
ich haun die red oun übel taun*⁵¹⁶.
*ich waiß wol, das ich an dir haun
ain frommes*⁵¹⁷ *weib on argen list*⁵¹⁸.
[...]
*ich will dir pessern*⁵¹⁹ *dise schuld
auf dein genad, wie du wild,
wann ich der pillichen*⁵²⁰ *engilt*⁵²¹.
*ich haun dich mit red versert*⁵²². (vv. 236-245)

Der Aufstieg in die Liga der ‚echten‘, männlichen Männer, wie Heinrich Kaufringer sie in seinen Mären definiert, gelingt dem Schuster nicht. Statt Weiblichkeit mittels geeigneter Disziplinarapparate nach den eigenen Vorstellungen zu formen und zu unterwerfen, verschließt der Schuster naiv die Augen vor dieser von der patriarchalischen Gesellschaftsordnung eingeforderten Notwendigkeit und liefert sich der Gnade einer ihn beherrschenden Weiblichkeit aus. Nicht seine Frau, sondern er ist derjenige, der *mit red versert* (v. 245) worden ist, und der daher als Mann innerhalb des Geschlechterverhältnisses keine Herrschaftsfunktion ausüben kann. Aus der Sicht des Textes ist er damit nichts anderes als ein Versager in Sachen Männlichkeit und ganz gewiss kein bedauernswürdiger *martrer*⁵²³ (v. 263), ein Bild des betrogenen Mannes, welches das Epimythion des Textes nachschiebt und das aufgrund seiner Unpassendheit lediglich dazu dient, die Defizite des Schusters nur noch in umso grellerem Licht aufscheinen zu lassen.

⁵¹⁶ *âne übele getân; übele*: Bosheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1605.

⁵¹⁷ *vrom*: tüchtig, brav, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 549.

⁵¹⁸ *âne arclist; arclist*: Bosheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 90.

⁵¹⁹ *bezzern*: jem. für etwas entschädigen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 261.

⁵²⁰ *billîche*: von Rechts wegen (hier: zu Recht), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 276.

⁵²¹ *engêlten*: bezahlen, büßen müssen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 556.

⁵²² *versêren*: verletzen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 226 u. Bd. 2, Sp. 890; *mit red versert*: durch Worte verletzt

⁵²³ *marterære*: Märtyrer, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 2053.

3.2.4.3 *Der Schlafpelz*: Die Kunst des Einwickelns

Das Märe vom *Schlafpelz*⁵²⁴ weist dieselben Versatzstücke auf, die uns bereits aus *Bürgermeister und Königssohn* sowie *Chorherr und Schusterin* bekannt sind. Wieder setzt das Geschehen direkt am Ort des sexuellen Kerngeschehens ein, wobei nun nicht nur auf die Vorgeschichte, sondern auch auf den im Vorraum stehenden Badezuber verzichtet wird. Der Blick des Publikums wird vielmehr gleich auf das Ehebett gelenkt wird, in dem der Ehebruch zwischen der Ehefrau und ihrem Liebhaber stattfindet.

Sobald der Ehemann die Schlafkammer betritt, läuft das Geschehen in der bereits bekannten Weise ab: Die unbekleidete Ehefrau wirft sich eilig eine Pelzdecke über den nackten Körper, um auf diese Weise ein augenscheinliches Körperzeichen für Ehebruch zu verhüllen. Es handelt sich dabei um eine Motivvariante des mit einer seidenen Decke verhüllten Badezubers in *Chorherr und Schusterin*, der ja ebenfalls dazu dient, ‚nackte Tatsachen‘ und den dahinterstehenden Rechtsbruch zu verbergen. Decken und Tücher fungieren in den Kaufringer-Mären durchweg als Bemäntelungsrequisiten, mit deren Hilfe die korrekte Dekodierung von rechtsbruchanzeigenden Zeichen verhindert und so ein illegitimer weiblicher Machtanspruch und eine verkehrte Geschlechterordnung durchgesetzt werden soll. Dass diese Requisiten erst durch weibliche Sprachmächtigkeit ihre Bemäntelungsfunktion erfüllen können, hat sich bereits im Märe *Chorherr und Schusterin* gezeigt: Die Beherrschung des Sprachraumes zwischen den Geschlechtern durch die Frau gewährleistet, dass der betrogene Ehemann tatsächlich erfolgreich ‚eingewickelt‘ werden und keine Disziplinargewalt mehr ausüben kann. Bereits im Promythion des *Schlafpelzes* kündigt daher der Erzähler eine Geschichte über eine Frau an, die dank *cluoger red* (v. 15) ihren Mann erfolgreich zum Narren gehalten habe. Dieses raffinierte weibliche *aufreden*⁵²⁵ (v. 10) habe dazu geführt, dass der betroffene Mann wie viele andere auch *plind [...] mit gesehenden augen* (v. 8) geworden sei. In der Erzählung vom *Schlafpelz* wird nun dargestellt, wie die Ehefrau dabei im Einzelnen vorgegangen ist.

Die in die Decke gehüllte Frau stellt ihrem Mann als Erstes dreist die provozierende Frage, wie er reagieren würde, wenn er sie beim Ehebruch ertappen würde: *was woltest du darzuo tuon? / mocht ich dann frid*⁵²⁶ *und suon / vor dir haben oder nicht?* (vv. 49-51). Der Ehemann, der sich von seiner Frau verspottet fühlt, antwortet zunächst ausweichend, dass es diesem fiktiven Ehebrecher *nicht zuo guot* (v. 55) ergehen sollte. Mit dieser Antwort zeigt

⁵²⁴ Textgrundlage: *Der Schlafpelz*, in: Heinrich Kaufringer, Werke (Anm. 479), S. 174-176, Nr. 15. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

⁵²⁵ *ûf reden* = *ûf und abe reden*: hin und her reden, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1698.

⁵²⁶ *vride*: Ruhe, Sicherheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 508.

sich die Frau nicht zufrieden, *nun sag mir doch und sprich, / wie du woltest halten dich* (vv. 59/60), fordert sie ihren Mann auf und fügt hinzu: *oder ich sag dir nun, wie / ich darzuo dett* (v. 62/63). Seiner Frau die Antwort und damit seinen eigenen Redebeitrag zu überlassen, dazu ist der Ehemann, ein Mann *mit ringem muot*⁵²⁷ (v. 63), nur allzu gern bereit. Aus Feigheit verzichtet er auf sein Rederecht und damit auch auf die Möglichkeit, Kontrolle über den Sprachraum zwischen den Geschlechtern zu gewinnen und auf diese Weise männliche Hegemonie zu demonstrieren. Seine Frau nützt diese Schwäche des Mannes sofort aus. Sie fasst nach seinem Kopf, zieht ihn zu sich unter die Decke und drückt ihn so fest an ihre Brust, *das er weder hort noch sach* (v. 71). Unter der den Ehebruch bemäntelnden Decke und am Körper seiner Frau, die ihn mit Gewalt an sich *schmuckt*⁵²⁸, *truckt*⁵²⁹ und *zuckt*⁵³⁰ (vgl. vv. 66-70), vergehen dem Ehemann Hören und Sehen – die Ehefrau entmachtet ihren Mann körperlich. Anschließend wickelt sie ihren Mann unter der Decke mit scheinbaren Liebesworten ein:

*zuo irem man si da sprach:
 „so wolt ich dann gebaren also.
 ich wölt sprechen gar oun dro:
 ,wer hie hab sein gewand an,
 der sol von mir nit weichen dan.
 wer naked sei, der gang sein straß!
 zwar ich von mir nicht enlaß
 weichen meinen lieben man,
 den ich hie umbfangen han.“* (vv. 72-80)

Was von der Ehefrau als scherzhaft verpackter Liebesbeweis getarnt ist, nämlich dass sie nicht bereit sei, ihren *lieben man* von sich zu lassen, stellt in Wirklichkeit eine konkrete Handlungsanweisung an ihren Liebhaber dar. Er, der Nackte, solle schleunigst das Weite suchen, während ihr Ehemann, der Bekleidete, von ihr unter der schützenden Decke festgehalten wird. Die mit Absicht wie ein sprachmagisch wirkender Zauberspruch formulierten Worte der Frau werden tatsächlich in die Tat umgesetzt: Ihr Liebhaber verlässt das Schlafzimmer unversehrt. Der von seiner Frau unter der Decke erfolgreich gefangene und verbal ‚eingewickelte‘ Ehemann fühlt sich hingegen durch den langandauernden und handfesten Zugriff seiner Frau körperlich beschädigt:

⁵²⁷ *ringer muot*: leichter, unbekümmerter Sinn, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 446.

⁵²⁸ *smucken*: an sich drücken, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1018.

⁵²⁹ *drucken*: drücken, bedrängen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 470.

⁵³⁰ *zucken*: schnell ergreifen, an sich reißen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1165.

*du hast mich ser betaubt⁵³¹,
 zertrucket mir das haubt.
 zwar es ist ain ungelimpf⁵³²,
 das du mit mir sollichen schimpf⁵³³
 beginnest gar oun alle not. (vv. 89-93)*

Ehefrau, Erzähler und Publikum wissen, dass von harmlosem *schimpf* (v. 92) hier keine Rede sein kann, vielmehr von bitterem Ernst und schwerer Schande. Die Tatsache, dass der Ehemann *betaubt* (v. 89) und *zertrucket* (v. 90) aus der Decke und der Umklammerung seiner Frau entlassen wird, zeigt am Körper das Ausmaß der Deformation an, die dem Ehemann als Mann hier widerfahren ist. Ein Mann mit gequetschtem Schädel und ohne Hörvermögen ist ein Mann mit eingeschränkter Wahrnehmungs- und Deutungsfähigkeit und somit ein defizitär einzuschätzender, unmännlicher Mann. Ein solcher Mann hat seine Vorrangstellung in der Geschlechterordnung zu Recht verwirkt, weshalb er in der Erzählung auch zuletzt durch seine Frau endgültig zum Schweigen gebracht wird:

*zestund si im ir mundlin rot
 gar lieplichen pote dar.
 da ward es slecht⁵³⁴ ganz und gar. (vv. 94-96)*

Der rote Mund der Ehefrau, Symbol ihrer sexuellen Lust und Sprachpotenz, besiegelt das Versagen des Ehemannes. Auf den gewaltsam erlebten Verlust des Hörens und Sehens folgt der lustvolle Verlust der Sprache. Der Mund seiner Frau verschließt seinen Mund im Kuss, so wie die Bettdecke zuvor seinen Körper in der Umarmung eingewickelt und stillgestellt hat. Wer Frauen bereitwillig das Wort überlässt, hat am Ende zu Recht nicht mehr das Sagen, lautet die Botschaft. Wie man(n) es besser macht, zeigt der Erzähler, der sich nach der Schilderung des Sprachverlustes des Ehemannes selbst das allerletzte Wort im Text vorbehält: *hiemit da endet sich das mär* (v. 98). Die Rede des Erzählers verschließt den Text, so wie zuvor der rote Mund der Ehefrau den ihres Mannes verschlossen hat. Wer als männlicher Erzähler Geschichten über erfolgreiche sprachpotente Frauen erzählt, tut gut daran, das letzte Wort zu behalten.

⁵³¹ *betouben*: besinnungslos machen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 238.

⁵³² *ungelimpf*: unangemessenes Benehmen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1842.

⁵³³ *schimpf*: Scherz, Spiel, Spott, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 744.

⁵³⁴ *slēht*: gut und recht, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 967; *da ward es slecht ganz und gar*: Da wurde alles wieder gut.

3.2.4.4 Die zurückgelassene Hose – Wie Heinrich Kaufringer Hosen Beine macht

Ähnlich wie im Märe von *Bürgermeister und Königssohn* zeigt im Märe von der *Zurückgelassenen Hose*⁵³⁵ ein abgelegtes Kleidungsstück vor dem Ehebett, eine Hose, den von der Ehefrau begangenen Ehebruch an. Die zurückgelassene Hose des Liebhabers, der sich selbst gerade noch mit einem Fenstersprung aus dem Machtraum des Ehemannes befreien und in Sicherheit bringen konnte, bemäntelt nicht den Ehebruch der Frau, sondern enthüllt ihn. Darüber hinaus wird die Hose dem Ehemann auf dem Silbertablett serviert: *vor dem pett auf ainem schrein*⁵³⁶ (v. 17) liegend, kann der Ehemann die Hose nicht übersehen; Erblicken, physisches Ergreifen und intellektuell-sprachliches Begreifen der Hose erfolgen sekundenschnell:

*der wirt gieng ze der kamer ein.
die bruoch*⁵³⁷ *er da vil schier vand.
er nam si pald in die hand.
er sprach: „wer hat dich her pracht?“* (vv. 18-21)

Es zeigt sich, dass die Ehefrau der Dynamik der für sie gefährlichen Situation gewachsen ist. Da sie *behend und nit las*⁵³⁸ (v. 24) ist, gelingt es ihr *vil schier* (v. 22), die Situation zu entschärfen, indem sie das verräterische Zeichen in einen Kokon aus bizarren Sprach- und Körperzeichen einspinnt, bis sein ursprünglicher Inhalt erfolgreich gelöscht ist.

Wie schon dem Ehemann im Märe vom *Schlappfelz* geht es dabei auch hier dem Ehemann buchstäblich an den Kragen: Seine Frau *begräif*⁵³⁹ *in bei dem goller*⁵⁴⁰ / *und zerrüttet*⁵⁴¹ *im hin und her* / *gar krefticlichen seinen leib* (vv. 26-28). Gleichzeitig fordert sie ihn *ernstlich* (v. 28) dazu auf, *bruoch, bruoch* (v. 29) zu sagen. Der Ehemann weist den für ihn unbegreiflichen gewaltsamen Zugriff der Ehefrau auf seinen Körper zunächst verbal zurück: *„du macht dein sinn nit han, / das du so unbeschaidenlich*⁵⁴² */ erschreckest, stost und würgest mich.“* (vv. 30-32). Dem Ehemann ist der Zugriff seiner Frau zwar nicht recht, doch ist ihm letztlich nicht klar, was seine Frau ihm in diesem Moment eigentlich widerfahren lässt: eine gründliche

⁵³⁵ Textgrundlage: *Die zurückgelassene Hose*, in: Heinrich Kaufringer, Werke (Anm. 479), S. 112-115, Nr. 10. Die Versangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

⁵³⁶ *schrin*: Kasten für Kleider, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 799.

⁵³⁷ *bruoch*: Hose um Hüfte und Oberschenkel, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 368.

⁵³⁸ *laz*: träge, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1841.

⁵³⁹ *begrifen*: ergreifen (hier: packen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 147.

⁵⁴⁰ *gollier*: Halsbekleidung (hier: Kragen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1045.

⁵⁴¹ *zerrütten*: zerstören, verderben (hier: durch Hin- und Herschütteln körperlichen Schaden zufügen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 1070.

⁵⁴² *unbeschaidenliche*: auf ungebührliche und rücksichtslose Weise, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1763.

Gehirnwäsche, bei der dem Ehemann zuerst physisch Hören und Sehen vergehen soll, auf dass ihm seine Sprachgewalt und die damit verbundene Handlungsmacht als Mann umso leichter geraubt werden können. Die Ehefrau *zuckt*⁵⁴³ *in bas*⁵⁴⁴ (v. 35) und *als lang, / bis das si den man bezwang* (vv. 37/38). Die Peinigung des männlichen Körpers und die Verwirrung der männlichen Sinneswahrnehmung durch die Ehefrau führt schließlich zur Entmachtung des Ehemannes. Seine Unterwerfung wird dadurch angezeigt, dass der Ehemann die unsinnige Sprachvorgabe seiner Frau (*bruoch, bruoch*) wiederholt und durch dieses Zitat die Rede seiner Frau trotz ihrer Sinn- und Inhaltslosigkeit als gültige Sprachnorm anerkennt.⁵⁴⁵ Die Hose des Liebhabers, ein Kleidungsstück zur Verhüllung des männlichen Körpers, ist auf diese Weise erfolgreich in eine leere Sprachhülse zur Bemäntelung einer für die Ehefrau verfänglichen Situation umkodiert worden, die nur noch nach Belieben der Ehefrau mit einer geeigneten Bedeutung gefüllt werden muss.

Die Ehefrau interpretiert die unsinnigen Worte ihres Mannes, die sie ihm aufgezwungen hat, als sprachliches Symptom einer Krankheit, die nur dadurch beseitigt werden könne, dass die im Schlafzimmer befindliche Hose konkret verschwinde:

*als die bruoch verschwinden mag
vor uns hie oun all gefär*⁵⁴⁶
*also müessen all dein swär*⁵⁴⁷
*und dein siechtag*⁵⁴⁸ *ewiglich*
*fürbas*⁵⁴⁹ *nit berüeren dich.* (vv. 46-50)

Die Ehefrau wirft die Hose zum Fenster hinaus, der Liebhaber zieht sie an und läuft mit der Hose davon. Nachdem das verräterische Kleidungsstück im Rahmen dieser ‚magischen‘ Beschwörungsformel erfolgreich beseitigt werden konnte, kann die Ehefrau in aller Ruhe mit einer geeigneten Erklärung für das Vorhandensein einer fremden Hose im ehelichen Schlafzimmer aufwarten: Sie habe sich die Hose heimlich geliehen, um ihren Mann durch heilsames Erschrecken von seiner Krankheit zu heilen (vgl. vv. 68-72). Spätestens zu diesem Zeitpunkt

⁵⁴³ *zucken*: schnell und mit Gewalt ziehen (hier: herumzerren), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 136.

⁵⁴⁴ *baz*: mehr (hier: heftiger), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 136.

⁵⁴⁵ Vgl. hierzu die komplementär angelegte Szene in Kaufingers *Rache des Ehemannes*, in der die Rückgewinnung der eheherrlichen Macht des Ehemannes durch den gewaltsam zugefügten Zungen-, Sprach- und Machtverlust der Ehefrau angezeigt wird, der in einem ebenso sinn- wie hilflosem Lallen zum Ausdruck kommt: *si sprach: „läll läll“ und anders nicht; / das was da irer sprache pflicht. / „läll läll läll läll“ schrei si ser. / anders kunt si nit reden mer.* (*Die Rache des Ehemannes*, in: Heinrich Kaufinger, Werke [Anm. 479], S. 140-153, Nr. 13, vv. 397-400)

⁵⁴⁶ *âne geväre*: ohne Betrug, ohne Hinterlist, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 956.

⁵⁴⁷ *swære*: Leid, Schmerz, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 1341.

⁵⁴⁸ *siechtag*: Krankheit, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 910.

⁵⁴⁹ *vürbaz*: ferner in Zeit (hier: in Zukunft), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 3, Sp. 589.

ist der Ehemann von den Worten und Handlungen seiner Frau so vollständig eingewickelt worden, dass dieser die Ausgangssituation des Ehegesprächs nicht mehr wiederherstellen kann. Die Ehefrau hat aufgrund ihrer Sprachpotenz die Ehebruchssituation so umzukodieren verstanden, dass sie von ihrem Mann nicht mehr als Ehebruchssituation gelesen werden kann. Der Ehemann hat daher auch keinen Anlass, Disziplinargewalt gegen seine untreue Ehefrau auszuüben. Aus einer Ehebrecherin, welche die Rache ihres Ehemannes fürchten muss, ist vielmehr eine Therapeutin geworden, der sich der Ehemann zu Dank verpflichtet fühlt: *er gab ir darumb ze lon / mantel, rock und kürsen*⁵⁵⁰ *guot* (vv. 74/75).

Bei den Geschenken des Ehemannes – *mantel, rock und kürsen* – handelt es sich um ‚spiegelnde‘ Geschenke, die auf das wahre Gesicht der Ehefrau verweisen. Es sind, wie un schwer zu erkennen ist, neue Bemäntelungsrequisiten, mit deren Hilfe die sprachpotente Ehefrau in Zukunft über ein beträchtliches Arsenal an Täuschungsrequisiten zum Einwickeln, Bemänteln und Verhüllen von gefährlichen Sachverhalten verfügt. Dazu passt der skeptische Kommentar des Erzählers, der anmerkt:

*doch was der man nicht wol behuot*⁵⁵¹,
*wann er wart gelaicher*⁵⁵² *wol.*
seit ich die warheit sagen sol,
*so kan ich das gewissen*⁵⁵³ *nicht,*
*ob in der rit*⁵⁵⁴ *fürbas icht*
hat beswärt und laid getan. (vv. 76-81)

Der Erzähler behält sich auch am Ende des Märes von der *Zurückgelassenen Hose* das letzte Wort vor, das er hier allerdings zu einem verhältnismäßig umfangreichen Epimythion erweitert. In diesem Epimythion betont der Erzähler mehrfach, dass es *vor geschehen* (v. 84), *war und nit gelogen* (v. 90) und *von natur* (v. 101) sei, dass Männer von Frauen betrogen werden, weshalb es *pillich* (v. 99) sei, die Überlegenheit der Frauen anzuerkennen. Als Beweis seiner These führt der Erzähler die klassische Reihe der Minnetoren an: den *starke[n] Samson* (v. 91), den *weise[n] Salomon* (v. 92), *Davit, de[n] künig reich* (v. 93) und natürlich auch *den weisen man / Aristotilem* (v. 101/102), die trotz ihrer Weisheit, Stärke und Macht allesamt erfolgreich von Frauen betrogen worden seien, was schließlich *von den weisen an die torn* (v. 111) *her [...]* *komen* (v. 110) sei, also auch zum Erzähler und seinem offensichtlich vorwie-

⁵⁵⁰ *kürsen*: Pelzrock, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 1794.

⁵⁵¹ *part. v. behüeten*: sich hütend, vorsichtig, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 156.

⁵⁵² *geleichen*: betrügen, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 808.

⁵⁵³ *gewissen*: gewis machen (hier: sich verbürgen), vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 1, Sp. 994.

⁵⁵⁴ *rite*: Fieber, vgl. LEXER (Anm. 114), Bd. 2, Sp. 463.

gend männlichen Publikum: zu ‚uns‘, die *wir all an weißhait blind / und [...] jenen ungleich* (v. 86/87) seien.

Tatsächlich erscheinen in den hier analysierten Mären Heinrich Kaufringers oft die Frauen als diejenigen, die aufgrund ihrer Wortmächtigkeit das Bemänteln schwerwiegender Rechtsverletzungen sowie das Einwickeln der von ihnen betrogenen Ehemänner meisterhaft beherrschen. Als Metonyme für dieses spezifisch weibliche Vermögen verwendet Heinrich Kaufringer Decken, Tücher oder Kleidungsstücke mit Bedeckungsfunktion, die von den Frauen auf ebenso rücksichtslose wie raffinierte Weise als Bemäntelungs- und Täuschungsrequisiten eingesetzt werden. Männer, die sich von diesen Requisiten und den Worten ihrer Frauen einwickeln lassen, erleben diesen Vorgang als physischen Gewaltakt, der sie ‚zerdrückt‘, ‚betäubt‘, atemlos und blind macht, ohne dass sie sich dagegen wehren könnten. Sie erscheinen als deformierte Männer, die keine Macht über Frauen ausüben können und ihre Männlichkeit entsprechend an die Frauen verlieren. Dieser verlachenswerten Männlichkeit steht selbstverständlich eine als vorbildlich verstandene Männlichkeit gegenüber, die sich Frauen gegenüber zu behaupten weiß. Solche Männer disziplinieren Frauen nicht durch *zorn*, sondern durch eine gezielt ausgeübte Raum- und Körperkontrolle, die Frauen der Voraussetzungen beraubt, ihr ordnungszerstörerisches Potential zu entfalten.

4 Zusammenfassung

Die Untersuchung der ausgewählten mittel- und frühneuhochdeutschen Mären hat ergeben, dass eine Tradition des Erzählens über den Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt besteht, die bereits für die Ehestandsmären des Strickers nachgewiesen werden kann und von den spätmittelalterlichen Märenautoren fortgeführt wird.

Die Darstellung von Gewalt zwischen den Geschlechtern nimmt in den analysierten Texten breiten Raum ein – das Geschlechterverhältnis erscheint als hierarchisch strukturiertes Machtverhältnis, das über verschiedene Formen von Gewaltausübung konstruiert und kontrolliert wird. Gewalt im Sinne von *violencia* wird dabei sowohl körperlich als auch verbal, psychisch, sexuell und strukturell ausgeübt. Ob ausgeübte Gewalt im Text als rechtmäßige oder unrechtmäßige Gewalt dargestellt wird, ist davon abhängig, wer sie ausübt und welche Funktion diese Figur im jeweiligen Text erfüllt. Nicht immer erscheint Gewalt, die von Frauen gegen Männer ausgeübt wird, als unrechte Gewalt. Umgekehrt wird auch nicht jede Form der Gewaltausübung von Männern gegen Frauen als rechtmäßige Gewalt dargestellt. Der Analysebefund bestätigt insgesamt die stärkere Ausdifferenzierung des Gewaltbegriffes in mittel- und frühneuhochdeutschen Mären, macht jedoch gleichzeitig auch deutlich, dass bestimmte Gewaltformen in der Märendichtung eine andere Beurteilung erfahren können als beispielsweise in mittelalterlichen Rechtstexten: So nehmen die untersuchten Mären eine überraschend kritische Haltung gegenüber der Ausübung des Züchtigungsrechtes durch den Ehemann ein. Dies ist nicht als Indiz einer vormodernen Humanität der Gattung zu werten – Mären deklarieren vielmehr das Recht des Mannes auf körperliche Züchtigung seiner Frau, das diesem in der lebensweltlichen Praxis zugestanden wurde, als unwirksames Instrument zur Unterwerfung von Frauen. Das in patriarchalischen Gesellschaftssystemen traditionellerweise dem Mann zugesprochene Recht der Modellierung der Geschlechterdifferenz setzt voraus, dass dieser seiner Herrenrolle auch gerecht zu werden versteht. Nach Ansicht der Märenautoren stellen Männer, die Gewalt gegen Frauen im Rahmen des Züchtigungsrechtes nicht zielgerichtet und kontrolliert ausüben, eine zentrale Schwachstelle männlich verbürgter Differenz- und Ordnungsstiftung dar. In den Texten werden daher andere, spezifisch literarische Formen der Disziplinierung entworfen.

Semantisierung von Gewalt durch Räume

Die Untersuchung hat gezeigt, dass in den ausgewählten Mären die Semantisierung von Gewalt durch geschlossene Räume von großer Bedeutung ist. Mären verfügen nicht über die Schlachtfelder der Heldenepen, um Gewalt darzustellen; Gewalt kann den Protagonisten der Mären auch nicht auf einer *aventure*-Fahrt begegnen – Männer wie Frauen verlassen kaum den näheren Umkreis des eigenen Hauses. Es ist der private Innenraum, den Mären als Schauplatz und Symbol der Gewalt zwischen den Geschlechtern entdecken und gestalten. Sie definieren diesen Raum als Machtraum, den es zu erobern, zu verteidigen und über den es zu verfügen gilt, wobei auch physische und psychische Gewalt gezielt eingesetzt wird. Nicht primär über biologische Geschlechtsmerkmale, sondern über die Fähigkeit zur souveränen Kontrolle über Gewalträume, mit deren Hilfe Weiblichkeit hergestellt und unterworfen werden kann, wird Männlichkeit in den untersuchten Mären konstruiert. Geschlecht erscheint in ihnen als eine Funktion von Gewalt, die sich primär räumlich realisiert.

In *Die eingemauerte Frau* lässt der Ehemann nach erfolglosen Züchtigungsversuchen seine ungehorsame Ehefrau in einen türlosen Raum einmauern, dessen einziges Fenster sich in das Innere des Hauses öffnet. Sobald die Ehefrau in diesen Raum eingemauert worden ist, verengt sich ihr Sehfeld aufgrund der räumlichen Gegebenheiten auf jenen Ausschnitt, den ihr das Fenster als einziges noch offenstehendes Tor zur Welt bietet. Mit Hilfe dieser Fensteröffnung kann der Ehemann nun die Aufmerksamkeit seiner Ehefrau auf seine Handlungen hin bündeln und kontrollieren, was seine Frau zu sehen bekommt, nämlich unangenehme, quälende, demütigende Anblicke und Szenarien. Die Ehefrau soll nicht einfach nur zusehen, sie soll sich durch das, was ihr Mann ihr zu sehen gibt, unbeachtet und missachtet fühlen – genau darauf achtet der Ehemann, und auf diese Weise übt er mit Hilfe des von ihm errichteten Disziplinarraumes Macht über seine Frau aus, bis diese sich ihm unterwirft.

Ein strukturelles Äquivalent des *gaden* in *Die eingemauerte Frau* repräsentiert das Grab im Märe *Der begrabenen Ehemann*. An die Stelle der Verhaltenskorrektur tritt in diesem Märe jedoch der Strafaspekt des geschlossenen Disziplinarraumes. Das Begrabenwerden bei lebendigem Leibe spiegelt nicht nur das vom Ehemann rechtswidrig hingenommene Verbrechen des Ehebruchs seiner Frau, sondern insbesondere auch die im Verlauf des von seiner Frau inszenierten ‚peinlichen‘ Beweisverfahrens sichtbar gewordene defizitäre Männlichkeit des Ehemannes. Der Ehemann, der seine geschlechtsspezifische Aufgabe der Differenzstif-

tung und Ordnungsstabilisierung nicht erfüllt hat, erleidet eine Frauenstrafe: Ihm wird im Grab nicht nur das Leben, sondern auch die Männlichkeit genommen.

In *Der Gevatterin Rat* wird vorgeführt, wie die Struktur des geschlossenen Disziplinarraumes erfolgreich dafür genutzt werden kann, Weiblichkeit zu modellieren, ohne dabei körperliche Gewalt gegen die Frau auszuüben. Die Schlafkammer der Gevatterin, in der sie die misshandelte Bäuerin versteckt hält, ist vollständig verschließbar und erlaubt dank Fensterläden und Bettvorhängen Außenstehenden keinen Einblick in das Geschehen. Nur die Gevatterin verfügt über diesen Raum und verwandelt in ihm die Bäuerin in eine kulturell lesbare, erotisch hochattraktive Form von Weiblichkeit, die ohne Schwierigkeiten ‚an den Mann‘ gebracht werden kann, weil sie einer Definition von Weiblichkeit entspricht, die von der männlichen Genusgruppe und Definitionsmacht anerkannt und nachgefragt wird. Die Pflegetätigkeit der Gevatterin imitiert eine Form struktureller Gewalt, die in patriarchalischen Gesellschaftssystemen traditionell dem Mann zugestanden wird: das Recht, Weiblichkeit zu definieren, dadurch geschlechtliche Differenz zu stiften und die Vorrangstellung des Mannes zu behaupten.

Sexualität und Gewalt

Oft ist die Kategorie ‚Raum‘ mit sexuellen Implikationen ausgestattet, so dass der Zugriff auf den Raum als sexueller Übergriff auf das Geschlecht lesbar wird:

In Sibotes *Frauenzucht* dringt der junge Ehemann in die Kemenate seiner Schwiegermutter ein, um diese durch Zufügen einer Schnittwunde symbolisch zu vergewaltigen und als phallische Frau zu entmachen. Das Eindringen des Schwiegersohnes in die Kemenate ist als gewaltsame Raumeroberung durch ein Disziplinarkollektiv gestaltet, die gegen den Willen der Schwiegermutter und unter Missachtung des Rückzugs- und Schutzcharakters dieses Raumes vollzogen wird. Die Kemenate erscheint als Raummetapher des weiblichen Genitales, ihre Eroberung durch den Schwiegersohn nimmt die symbolische Vergewaltigung der Schwiegermutter bereits räumlich vorweg. Der vom Mann eroberte Raum fungiert hier als Symbol einer domestizierten Weiblichkeit, der die phallische Zunge mittels eines gewaltsamen Verweises des Mannes auf den Penis als dem privilegierten Phallussymbol abgesprochen wird.

Auch im Märe *Der enttäuschte Liebhaber* wird geschildert, wie der männliche Protagonist eine räumliche Grenze zu übertreten versucht, die ihn von der begehrten Frau, seiner

Hausnachbarin, trennt. Da die Frau erklärt, nicht spontan zu außerehelichen sexuellen Kontakten bereit zu sein, sucht der Mann nach einem anderen Weg. Ein Loch in der Wand erlaubt ihm schließlich ein visuelles Eindringen in das private Schlafzimmer seiner Nachbarin und einen voyeuristischen Zugriff auf die begehrte Frau. Seine Handlungsweise entspricht dem ungebetenen Eindringen des jungen Ehemannes in die Kemenate der Schwiegermutter in Sibotes *Frauenzucht* und repräsentiert ebenfalls einen sexuell kodierten Akt expansiver Gewalt. Im *Enttäuschten Liebhaber* gelingt es jedoch der Frau, den Spieß umzudrehen, so dass es zuletzt der Mann ist, der vor dem *spalt* sitzt und darauf wartet, dass ihm die Frau durch das Loch hindurch ihre mit dem Phallus identifizierbare Hand reicht. Die Herrschaft über den Raum zwischen den Geschlechtern geht in diesem Märe auf die Frau über.

In *Virgils Zauberbild* wird ein Disziplinarapparat beschrieben, der eine weibliche Morphologie aufweist: Eine bezahnte Mundhöhle, Symbol der *vagina dentata*, bestraft Ehebruch, indem sie falsch schwörenden Ehebrechern die Schwurfinger abbeißt. Der Disziplinarapparat akzeptiert die Sprachlist der ehebrecherischen Kaiserin: Er steht nicht auf der Seite des Mannes, sondern auf der Seite der Frau. Der Erzähler, der das von ihm Berichtete aus christlicher Perspektive beurteilt, lehnt einen solchen Strafapparat konsequenterweise ab. Der christliche Gott, der männlich imaginiert wird, zeichnet sich im Unterschied zu diesem heidnischen Disziplinarapparat dadurch aus, dass er keine Kastrationsakte ausübt, welche die phallogozentrische Ordnung zum Einsturz bringen könnten.

Sexuell konnotiert sind auch die Requisiten des Badezubers und Ehebettes, die in den Mären Heinrich Kaufringers häufig Verwendung finden. Insbesondere der verhüllte Badezuber oder das zugedeckte Ehebett fungieren in seinen Mären jeweils als ‚Raum im Raum‘, in dem Sexualität, vor allem außereheliche Sexualität seitens der Frau, gelebt wird. Es hat sich gezeigt, dass es für die Frage nach der Machtverteilung zwischen den Geschlechtern in den Kaufringer-Mären von großer Bedeutung ist, wer es schafft, Einblick in den Zuber oder unter die Decke zu erhalten bzw. diesen Einblick zu verwehren. Nicht in allen Mären gelingt es dem Ehemann, den Ehebruch aufzudecken und Raumherrschaft zu demonstrieren. In *Chorherr und Schusterin* ist dem betrogenen Ehemann die phallische Sexualität seiner Frau, die ihn aus dem Zuber heraus mit Wasser bespritzt, so unangenehm, dass er von vornherein darauf verzichtet, in den Zuber hineinzusehen. Der Ehemann aus *Bürgermeister und Königssohn* hingegen deckt nicht nur den Ehebruch seiner Frau auf, sondern münzt den Aufenthalt der

Ehebrecher im Badezuber in eine Zurschaustellung seiner Disziplinargewalt und männlichen Überlegenheit um.

Sexualität und Gewalt werden auch dann vorzugsweise durch die Kategorie ‚Raum‘ metaphorisiert, wenn Geschlechtsteile selbst als literarische Helden auftreten, um den Machtkampf der Geschlechter darzustellen. Im Märe von *Gold und Zers* verwenden beide Protagonisten viel rhetorische Mühe darauf, dem Gegner einen möglichst entehrenden Ort zuzuordnen, der jeweils die Machtlosigkeit des anderen und den eigenen Anspruch auf Superiorität bestätigen soll. Der *zers*, der den Schlagabtausch verliert, verlässt das Land und gelangt schließlich in die Hände der Frauen, die dem *zers* als beehrtem Phallus- und Machtsymbol die Augen ausstechen und diese auf ihrem Oberkörper befestigen. Diese gewaltsame Verortung durch die Frauen führt nicht nur zur Entstehung der weiblichen Brust, sondern ermöglicht auch eine Neudefinition männlicher Sexualität als einen zum Scheitern verurteilten Versuch der Rückeroberung geraubter Männlichkeit und Macht, womit wiederum ein männliches Sexualverhalten legitimiert werden kann, das sich als rechtmäßige Gewalt gegen bzw. gewaltsame Durchsetzung eines männlichen Rechtsanspruches gegenüber Frauen versteht.

Neben der Einschließung in Disziplinarräume thematisieren Mären auch die Flucht aus Disziplinarräumen, durch die sich die Protagonisten der Gewaltausübung und dem Machtanspruch des jeweiligen Hausherrn zu entziehen versuchen.

Die Schwiegermutter in Sibotes *Frauenzucht* verlässt das Haus ihres dominanten Schwiegersohnes, um sich dessen disziplinierendem Zugriff zu entziehen. Aus Angst vor einer drohenden Kastration flieht der Dompropst im *Bildschnitzer von Würzburg II* aus dem Machtraum des Ehemannes. Zielpunkt ihrer Flucht aus dem Kloster ist für die Frau in *Die Tinte* ihr persönlicher Schutzraum, ihr Haus. Die Ehefrau in *Die undankbare Wiedererweckte*, die sich mit einem anderen Mann außerhalb des Hauses auf dem Tanzplatz vergnügt, missachtet die Aufforderung ihres Ehemannes, sich seiner Verfügungsgewalt zu unterstellen und in sein Haus zurückzukehren, und weist stattdessen ihrem Ehemann den Platz am Fenster zu. Der Sprung aus dem Schlafzimmerfenster rettet wiederum den Liebhaber der Ehefrau in *Die zurückgelassene Hose* vor der möglichen Entdeckung durch den Ehemann. Gelegenheit zur Rache für das erlittene Schwitzbad im Badezuber des Schusters bietet sich dem Chorherrn in *Chorherr und Schusterin* erst, nachdem er das Haus des Schusters verlassen hat und die Schusterin ihn in seinem eigenen Haus besucht und damit in seinen Machtraum kommt.

Sprache und Gewalt

Auch der Wort-Raum zwischen den Geschlechtern kann einen Machtraum repräsentieren, um den gekämpft werden muss:

Beim *Ehescheidungsgespräch* wird der Kampf der Geschlechter um die Herrschaft als Kampf um die Sprache ausgetragen. Zunächst erweist sich der Ehemann als Inhaber der Verfügungsgewalt über den Sprachraum zwischen den Geschlechtern: Er verschärft seine Forderung nach einer Scheidung übers Jahr durch seine Redekunst zu einer Forderung nach sofortiger Trennung. Indem die Ehefrau jedoch das gewaltsame Sprachhandeln ihres Mannes imitiert und dessen verbalen Gewaltakt sprachlich Schritt für Schritt entkräftet, erobert sie den von ihrem Mann in Besitz genommenen Sprachraum zwischen den Geschlechtern zurück und invertiert auf diese Weise die Geschlechterrollen. Der gemeinsame Verzicht beider Geschlechter auf die Sprache erscheint am Ende des Textes als wesentliche Voraussetzung für die Abwesenheit von Gewalt zwischen den Geschlechtern, da offenbar nur so der Prozess der Konstruktion von Geschlechternormen und deren Funktionalisierung für die Legitimierung von Herrschaftsansprüchen außer Kraft gesetzt werden kann.

Die Ehefrau in *Die zurückgelassene Hose* kodiert durch ihre Sprachpotenz die Ehebruchssituation verbal so um, dass sie von ihrem Mann nicht mehr als Ehebruchssituation gelesen werden kann. Sie übt sprachlich und körperlich so lange Druck auf ihren Mann aus, bis dieser sich keine Gedanken mehr über die im ehelichen Schlafzimmer zurückgelassene Hose eines anderen Mannes macht, sondern sich stattdessen darauf beschränkt, das Wort ‚Hose‘ zu wiederholen, was von der Ehefrau als Krankheitssymptom interpretiert wird. Sie wirft die Hose zum Fenster hinaus; indem sie dabei einen ‚Zauberspruch‘ spricht, beseitigt sie zugleich die Krankheit. Ihr Ehemann hat nun keinen Anlass mehr, Disziplinargewalt gegen seine Frau auszuüben.

Männlichkeit und Gewalt

Geschlecht erscheint in den untersuchten Texten als Produkt von Machteffekten: Kulturell lesbare und anerkannte Männlichkeit entsteht durch die erfolgreiche Ausübung von Disziplinargewalt über die Frau – kulturell lesbare und anerkannte Weiblichkeit umgekehrt durch ihre erfolgreiche Unterwerfung unter männliche Disziplinargewalt. Diese wird wesentlich intellektuell gesteuert sowie grundsätzlich wohldosiert und zielorientiert eingesetzt. Spontanes und affektives Ausleben männlicher Aggression erweist sich als ungeeignet, um Frauen erfolgreich zu unterwerfen und sich ihren Gehorsam zu sichern. Voraussetzung weiblicher Disziplinierung ist vielmehr männliche Disziplin: der Wille und die Fähigkeit zur Regulierung und Kontrolle der eigenen Affekte, zum taktischen und strategischen Handeln sowie zur Gewinnung der absoluten Kontrolle über den Raum zwischen den Geschlechtern. Der erfolgreiche Märenmann ist ein regulierte Gewalt ausübender Herrscher über die Geschlechter, der seine Macht und Vorrangstellung verteidigt, indem er die Grenzen des Geschlechts mittels ausgeklügelter Disziplinarapparate räumlich festlegt und kontrolliert:

Der Ehemann in *Die eingemauerte Frau* übt an seiner Ehefrau Disziplinargewalt aus, indem er seiner Frau einschärft, dass sie seiner Macht vollkommen ausgeliefert ist. Mit Hilfe der von ihm errichteten Zelle verfügt er demonstrativ und absolut über ihre Zeit- und Raumerfahrung. Genau aufeinander abgestimmte Disziplinierungstechniken wie soziale Isolation und Deklassierung sowie Kommunikationsverweigerung treten an die Stelle des zuvor ergebnislos praktizierten exzessiven Ausagierens körperlicher Gewalt. Angesichts der *state*, die der Ehemann bei der strategischen Ausübung der Disziplinargewalt beweist, kommt die Ehefrau zu dem Schluss, dass ihre Einsperrung endgültig ist. Ihr Widerstand bzw. ihr sich in diesem Widerstand manifestierender ‚böser‘ Wille bricht in dem Moment zusammen, in dem die Absolutheit der Macht des Ehemannes für die Ehefrau zur Gewissheit wird. Der Disziplinarapparat des Mannes hat erfolgreich ein Gehorsamssubjekt formiert, ein *guot wîp*, das Gottes Gebot von nun an zu beachten gelobt.

Aufgabe des Schwiegersohnes in Sibotes *Frauenzucht* ist es, den durch die phallische Zunge von Mutter und Tochter in Frage gestellten Alleinanspruch des Mannes auf den Besitz des Phallus zurückzuerobern. Die Frauen sollen durch Ausübung von Disziplinargewalt zur Anerkennung der Identifizierung des Phallus mit dem Penis des Mannes gezwungen und ihre Zungen zum Schweigen gebracht werden. Die Disziplinierung der Frauen wird dabei bis ins kleinste Detail geplant und kontrolliert vollzogen. Der Mann handelt zwar gewaltsam, jedoch

nicht spontan-aggressiv. Indem er seine eigenen Affekte diszipliniert, gelingt ihm zunächst die Disziplinierung der Ehefrau. Diese durchläuft einen strategisch angelegten Formierungsprozess, in dessen Verlauf ihre ‚Waffe‘, die scharfe Zunge, Schritt für Schritt entschärft wird. Wenn der Schwiegersohn in einem zweiten, ebenso gut vorbereiteten Disziplinierungsvorgang die Schwiegermutter symbolisch vergewaltigt, verortet er auch ihr gegenüber den Phallus im Penis des Mannes und raubt ihrer Zunge die phallische Qualität. Die Gewalt des jungen Ehemannes gegenüber beiden Frauen richtet sich gezielt auf die weibliche Zunge und bezieht von daher als Gewaltstrategie ihre Überlegenheit gegenüber jenen zwar körperlich ebenfalls brutalen, doch ungerichteten Züchtigungsphantasien des alten Ehemannes.

Auch in der *Undankbaren Wiedererweckten* demonstriert der Mann erfolgreich seine Überlegenheit, indem er männliche Disziplin beweist. Er verprügelt nicht etwa seine untreue Ehefrau, sondern bringt sie in einen von ihm kontrollierten geschlossenen Machtraum, den kreisförmigen Rechtsumstand des Ehegerichtes, wo er ihren Körper der juristischen Betrachtung durch ein Disziplinarkollektiv aussetzt. In der von ihm inszenierten Gerichtsszene präsentiert sich der Ehemann als nüchtern argumentierender Richter seiner eigenen Frau: Er gesteht seiner Frau zu, sich für den einen oder den anderen Mann zu entscheiden, und weist sie sachlich auf die Konsequenzen im Falle einer Verweigerung hin. Kehrt die Frau ihren Körper von dem ab, der diesem Körper das Leben geschenkt hat, so zieht die Entscheidung der Frau sofortige physische Selbsterstörung nach sich: Nur wenn die Frau bereit ist, als lebende Tote in das Haus ihres Mannes zurückzukehren, sich in dessen Machtraum und damit in die normierten Grenzen ihres Geschlechtes einschließen zu lassen, kann sie auf weitere zwanzig Lebensjahre hoffen. Seine Frau, die trotz seiner Warnung ihre fundamentale Abhängigkeit von ihrem Mann ignoriert, sich seiner Verfügungsgewalt entzieht und damit die von ihm gesteckten Grenzen überschreitet, verwirkt ihren Anspruch auf eine menschliche Existenz: Sie verfault auf der Stelle und zahlt ihrem Mann auf diese Weise die von ihm geliehenen zwanzig Lebensjahre zurück. Nicht aufgrund einer als vorgängig und unantastbar gedachten Biologie fungiert der weibliche Körper in diesem Text als Ordnungsinstanz, sondern aufgrund seiner Abhängigkeit von einer normsetzenden Männlichkeit, die es nicht nötig hat, die Hand gegen eine Frau zu erheben, da das Recht von vornherein auf ihrer Seite ist.

Überlegt handelt auch der Bürgermeister in *Bürgermeister und Königssohn*, der angesichts des Ehebruchs seiner Frau auf ein spontanes Ausleben männlicher Aggression verzichtet. Durch die Verriegelung der Kemenatentür und die Wegschliebung der Kleidung schafft er einen geschlossenen Raum, in dem die sowohl räumlich eingeschlossenen als auch in ihrer Nacktheit gefangenen Ehebrecher seiner Blickkontrolle und seinem Zugriff auf ihre Körper schutzlos unterworfen sind. Der Ehemann, dessen Männlichkeit durch den Verlust der sexuellen Verfügungsgewalt über seine Frau in Frage gestellt wurde, erweist sich durch die erfolgreiche Zurschaustellung seiner Disziplinargewalt somit letztlich doch als Herr und Meister seiner Frau, wodurch er sich konsequenterweise auch den Respekt seines männlichen Konkurrenten verdient. Voraussetzung dafür ist die Selbstdisziplin des Mannes, der Verzicht auf ein unkontrolliertes Ausagieren von Gewalt, vor allem physischer Gewalt, selbst wenn deren Anwendung durch das zeitgenössische Züchtigungsrecht eindeutig legitimiert ist und von den Betroffenen selbst erwartet wird.

Als fähig zur strategisch ausgeübten Raumherrschaft erweist sich auch der Chorherr in *Chorherr und Schusterin*, der Raum, Requisiten, Sprach- und Körperzeichen genau so aufeinander abstimmt und arrangiert, dass seine Geliebte nun in seinem Bett jenes doppelte Schwitzbad aus Hitze und Angst erleidet, das zuvor er im Badezuber des Schusters erlitten hat. Souverän vertauscht der Chorherr dabei die Rollen von Täter und Opfer: Statt der Schusterin bestimmt jetzt er, was und wie viel gesehen werden kann, er definiert den räumlichen und zeitlichen Rahmen des Schwitzbades, und er allein führt auch das Wort. Anders als der Ehemann der Schusterin beweist er, dass er in der Lage ist, Frauen erfolgreich zu disziplinieren und zu dominieren.

Unterworfenen Männlichkeit

Nicht alle Märenmänner werden ihrer Aufgabe gerecht; viele scheitern kläglich. Der Mann, der einer Frau nicht Herr wird, erscheint als verweiblichter Mann, der als verlachenswert gilt und zu Recht bestraft wird:

Im *Begrabenen Ehemann* nimmt der Ehemann seine männliche Pflicht nicht wahr, gegenüber seiner Ehefrau Überlegenheit zu demonstrieren und diese durch Ausübung eheherrlicher Gewalt durchzusetzen. Sein weiblich-*tumber* Gewaltverzicht hat zur Folge, dass seine als *tumbes wîp* geschlechterstereotypisch klassifizierte Frau die männliche Geschlechterrolle erfolgreich übernehmen kann, um als phallische Frau Verfügungsgewalt über ihren femini-

sierten Mann auszuüben. Der von ihr erhobene Machtanspruch sowie die von ihr an ihrem Mann begangenen Gewaltakte erscheinen vor dem Hintergrund einer patriarchalischen Geschlechterordnung zunächst als Ausübung unrechter Gewalt. Gleichzeitig ist jedoch die weibliche Gewalt, die der Ehemann erleiden muss, als Strafgewalt kodiert, die ihrerseits zu Recht ein Unrecht brandmarkt: eine defizitäre Männlichkeit, die unfähig ist zur Gewalt.

Auch in *Der Gevatterin Rat* wird der Leser mit dem Typus des *tumben* Mannes konfrontiert. In diesem Märe übt der Ehemann an seiner Frau nicht zu wenig, sondern zu viel und zu unkontrolliert Gewalt aus, um das Geschlechterverhältnis als Mann erfolgreich stabilisieren zu können. Er nimmt die normenkonforme Unterwürfigkeit seiner Frau, die seine Superiorität als Mann widerspruchslos anerkennt, nicht wahr und erkennt daher nicht, dass kein Grund zur Ausübung des Züchtigungsrechtes besteht. Wieder ist es eine Frau, die sein Fehlverhalten als Mann sichtbar macht, indem nun diese – als *meisterinne* und Stellvertreterin des männlichen Herrn und Meisters – an seiner Ehefrau vorführt, wie man als Mann vorbildliche Weiblichkeit definieren und kontrollieren kann, ohne dass dabei die eigene Männlichkeit fragwürdig erscheint.

In Sibotes *Frauenzucht* hingegen ist es ein männlicher Helfer, der dem hilflosen alten Ehemann und Vater beweist, dass auch phallische Frauen unterworfen und männliche Hegemonie erfolgreich errichtet werden kann. Es zeigt sich, dass die Ursache für das Versagen des alten Ehemannes als Mann in dessen Unfähigkeit zur richtigen Gewaltausübung gegenüber Frauen zu finden ist. Wilde, unkontrollierte Züchtigungsphantasien leisten auch in diesem Märe keinen Beitrag zur Festigung männlicher Vorherrschaft. So verliert der alte Ehemann am Ende sowohl seine Tochter als auch seine eigene Frau an den Schwiegersohn, der beide Frauen symbolisch kastriert und seiner Gewalt als Mann unterwirft. Nur durch die Flucht aus dem Machtraum des Schwiegersohnes kann sich die Ehefrau dem gewaltsamen Zugriff ihres Schwiegersohnes entziehen.

Hilflos den betrügerischen Aktivitäten einer Frau ausgeliefert ist auch der Protagonist im *Enttäuschten Liebhaber*. Blinde Liebe bewirkt bei ihm einen Verlust des Sprach-, Seh-, Steh- und Denkvermögens – er ist nicht mehr Herr seiner Sinne. Es gelingt ihm daher auch nicht, die Kontrolle über den Raum zwischen den Geschlechtern zu gewinnen, obwohl die räumlichen Voraussetzungen dafür denkbar günstig sind. Am Ende verfügt folglich nicht er

über die Frau, sondern die Frau über ihn, die ihn durch das Loch in der Wand hindurch symbolisch penetriert und dadurch als Nicht-Mann brandmarkt.

Auch im *Bildschnitzer von Würzburg II* unterwirft sich ein Mann der Gewalt einer Frau. Indem der Propst entkleidet und von der Frau bemalen und stillstellen lässt, überträgt er dieser Verantwortung und Verfügungsgewalt über seinen Körper und sein Leben. Nicht ein Mann fertigt sich hier eine Frau nach Maß, über die er frei verfügen kann, sondern eine Frau einen Mann, der so aussieht, wie sie es will, und mit dem sie machen kann, was sie will. Im *Bildschnitzer von Würzburg II* ist es eine Frau, die Männlichkeit vorstellt, während der zur stummen Holzfigur erstarrte nackte Propst eine defizitäre, weibliche Männlichkeit repräsentiert, die lächerlich wirkt und Gelächter provoziert. Der drohenden Kastration entzieht er sich erst im letzten Moment durch Flucht aus der Werkstatt des Bildschnitzers.

Unterworfenen Männlichkeit thematisiert auch Heinrich Kaufringer in seinen Mären *Der Schlafpelz* und *Die zurückgelassene Hose*. Er schildert, wie Männer von ihren Frauen ‚zerdrückt‘, ‚betäubt‘, atemlos und blind gemacht werden, ohne dass sie sich dagegen wehren könnten. Sie erscheinen als psychisch und physisch deformierte Männer, die keine Disziplinargewalt über Frauen ausüben können und ihre Vorrangstellung im Geschlechterverhältnis an ihre Frauen verlieren.

Weiblichkeit und Gewalt

In den untersuchten Mären erheben zahlreiche Märenfrauen Anspruch auf Teilhabe an Gewalt und üben diese auch gegenüber Männern aus. Dieser Befund muss differenziert beurteilt werden.

Wenn weiblicher Anspruch auf Macht und Ausübung von Gewalt als unrechte Gewalt dargestellt wird, erscheint die sich männliche Gewalt anmaßende Frau als Bedrohung der kulturellen Ordnung. Sie muss dementsprechend gebessert werden oder eine mehr oder weniger harte Strafe erleiden:

Die fortgesetzte Unterwerfungsverweigerung der Ehefrau, die trotz der Bitten und Drohungen ihres Mannes und harter körperlicher Züchtigung dessen Vorrangstellung in der Ehe nicht anerkennt, führt im Stricker-Märe *Die eingemauerte Ehefrau* zur Entwicklung eines komplexen Disziplinarapparates durch den Mann, der zuletzt die Unterwerfung der Ehefrau

unter den Willen des Mannes gewährleistet. In ihrer neuen Rolle als bekehrtes *heilic wîp* darf sie vorübergehend den Gestus männlicher Macht imitieren, um auf die von diesem bewirkten Machteffekte hinzuweisen. Dass zuletzt alle Frauen des Landes ‚gute‘ Frauen sind, verdankt sich, wie ausdrücklich betont wird, der abschreckenden Geschichte von der Wirkung des *gaden*, nicht jedoch einer von der Ehefrau selbst ausgeübten Bekehrungsgewalt. Zwar nimmt die Ehefrau diese Gewalt für sich in Anspruch – der Text widerlegt jedoch diesen weiblichen Machtanspruch und verortet die Disziplinargewalt ausdrücklich und ausschließlich auf der Seite der männlichen Genusgruppe.

Die junge Ehefrau in *Die undankbare Wiedererweckte* überschreitet die Grenzen ihres Geschlechtes, indem sie sich der sexuellen Verfügungsgewalt ihres Ehemannes zu entziehen versucht und dadurch dessen männlichen Herrschaftsanspruch in Frage stellt. Der Ausgang des vom Ehemann einberufenen und geleiteten Ehegerichtes beweist die umfassende Abhängigkeit der Frau von ihrem Mann und die Richtigkeit des vom Mann eingeforderten Normensystems. Die sich der Macht ihres Mannes widersetzen Ehefrau bezahlt für den von ihr begangenen Rechtsbruch mit ihrem Leben.

In Sibotes *Frauenzucht* verfügen gleich zwei Frauen, Mutter und Tochter, über messerscharfe Zungen, die sie als Frauen waffenähnlich zu zücken verstehen. Ihr Ziel ist es, Männern das Wort abzuschneiden und damit das Sagen streitig zu machen. Das Zücken der Zunge stellt insofern einen Angriff auf die Vorherrschaft des Mannes dar und muss konsequenterweise vom Mann unterbunden werden, was mit Hilfe der vom jungen Ehemann und Schwiegersohn ausgeübten Disziplinargewalt auch gelingt: Beide Frauen verstummen angesichts seiner männlichen Überlegenheit.

Das Verstummen der erfolgreich disziplinierten Frau kann Hand in Hand mit ihrem Verschwinden aus der Geschichte einhergehen. In Heinrich Kaufringers Märe *Bürgermeister und Königssohn* wird die Ehefrau nach ihrer Disziplinierung nur noch ein einziges Mal erwähnt – sie ist schlichtweg nicht mehr von Bedeutung. Das Erzählinteresse des Textes verschiebt sich stattdessen auf die Darstellung des neu entstandenen Männerbündnisses zwischen Ehemann und Liebhaber.

In anderen Mären erscheinen weibliche Machtansprüche funktional in eine affirmativ-didaktische Bestätigung der patriarchalischen Ordnung eingebunden und können so zumindest rückblickend als rechtmäßige Gewalt gelesen werden:

Die Pflgetätigkeit der weiblichen Protagonistin in *Der Gevatterin Rat* imitiert eine Form struktureller Gewalt, die in patriarchalischen Gesellschaftssystemen traditionell dem Mann zugestanden wird: das Recht, Weiblichkeit zu definieren und dadurch geschlechtliche Differenz zu stiften. Vor diesem Hintergrund kann die von ihr ausgeübte Pflgetätigkeit als Ausübung männlicher Gewalt verstanden werden. Weibliche Pflege zielt hier darauf ab, eine ideale Weiblichkeit zu produzieren, die als Werk eines männlich kodierten Schöpfers erscheint und diesem nach- und untergeordnet ist. Diese Rolle übernimmt in diesem Märe eine weibliche Figur, die Männlichkeit imitiert, indem sie Weiblichkeit mittels Raumherrschaft definiert und strategisch, Schritt für Schritt, konstruiert. Man kann *Der Gevatterin Rat* als Inszenierung einer weiblichen Ermächtigungsphantasie lesen. Man kann dieses Märe aber auch als literarische Realisierung einer Männerphantasie begreifen, die ihren besonderen Reiz aus dem Umstand bezieht, dass der Stricker eine Frau Männlichkeit in Szene setzen lässt.

Die Tötung des feminisierten Ehemannes durch seine Frau erscheint in *Der begrabene Ehemann* als Vollzug einer richtenden Strafe. Die Funktion dieser Strafe besteht darin, das begangene Verbrechen zu tilgen, indem sie es am Körper des Rechtsbrechers widerspiegelt, der im Tod als Frau gebrandmarkt wird. Die Ausführung der Strafe fällt im Text der Ehefrau zu, die zwar die Grenzen ihres Geschlechtes weit überschreitet, funktional betrachtet aber als Mörderin ihres Mannes tatsächlich im Dienst der wiederherzustellenden Geschlechterordnung steht, indem sie Recht bricht. Die Verwendung des Epithetons *tump* im Epimythion erklärt sich daraus, dass der Text am Ende seine phallische Frauenfigur in die Schranken ihres Geschlechtes zurückverweist.

In *Gold und Zers* verstümmeln die Frauen den gefangenen *zers*, um von den von ihm ausgeübten Machteffekten zu profitieren. Der Zugewinn an Macht, den die Frauen durch diesen Gewaltakt verbuchen können, birgt jedoch zugleich ein Moment der Gefährdung von Weiblichkeit in sich, weil durch die Folgen der Verstümmelung des männlichen Geschlechtsteiles auch ein aggressives männliches Sexualverhalten gegenüber Frauen legitimiert werden kann: Männer können nun einen Anspruch darauf erheben, über den weiblichen Körper se-

xuell zu verfügen. Weibliche Teilhabe an Macht und Gewaltausübung wird so erfolgreich für die Stützung des patriarchalischen Normensystems funktionalisiert.

Auch im *Bildschnitzer von Würzburg II* darf eine Frau ihren weiblichen Handlungsspielraum überschreiten und einen Mann der Lächerlichkeit preisgeben, der durch sein Begehren seinerseits geschlechtliche Normen verletzt: Sie agiert im Einverständnis mit ihrem Ehemann und wird bei der Gewaltausübung von ihm unterstützt.

Überlegene Weiblichkeit

Weibliche Superiorität wird jedoch auch dargestellt, ohne dass diese in der erzählten Handlung abgestraft wird:

Märenfrauen, die Männern überlegen sind, sind vor allem sprachmächtige Frauen. Im *Ehescheidungsgespräch* beweist die von der Trennungsforderung ihres Ehemannes unter Druck gesetzte Ehefrau zunächst, dass sie ihm rhetorisch ebenbürtig ist und den verbalen Angriff ihres Mannes ohne Schwierigkeiten abwehren kann. Am Ende macht sie klar, dass sie darüber hinaus auch vor der Anwendung physischer Gewalt zur Durchsetzung ihres Anspruches nicht zurückschrecken würde. Selbstbewusst präsentiert sie sich in der Rolle des dominanten, gewaltausübenden Eheherrn. Ihr Mann akzeptiert die Superiorität seiner Frau, indem er ihr die Rolle der Minneherrin zuschreibt und damit das Verhältnis von Ehefrau und Ehemann nach einem literarischen Geschlechtermodell neu kodiert.

Auch die umworbene Frau im *Enttäuschten Liebhaber* entzieht sich der sexuellen Verfügungsgewalt ihres Mannes durch ihre Sprachpotenz. Sie löst den männlichen Ich-Erzähler für die Dauer der Binnenerzählung des Märes in der Erzählerrolle ab und nutzt diese Gelegenheit, um ihren Mann endgültig zu unterwerfen. Die Geschichte von der Ehebrecherin Philippa, welche die Gleichheit von Mann und Frau vor dem Gesetz propagiert, sich durch ihr selbstbewusstes und eloquentes Auftreten vor Gericht tatsächlich ihrer Strafe entzieht und dadurch die gesellschaftliche Ordnung erfolgreich untergräbt, spiegelt die Erfolgsgeschichte der Erzählerin, die ebenfalls das Normensystem ihrer Zeit aushebelt. Beide Frauen verstehen sich darauf, sich männlicher Disziplinargewalt zu entziehen, Männer durch die sprachliche Erotik unerhörter Worte zur Unterwerfung zu verführen und stattdessen selbst über Männer zu verfügen, auch sexuell. So wird in diesem Märe am Ende nicht nur der Ehemann vom Herrn zum Knecht, sondern – nach seiner symbolischen Penetration durch die phallische

Hand der Frau – auch der Erzähler. Die Etablierung männlicher Hegemonie im Medium der Literatur kann in diesem Märe als gescheitert angesehen werden. Den *gesellen* als den Vertretern der männlichen Genusgruppe bleibt der Unterhaltungswert der Geschichte.

Als Herrin über einen Disziplinarapparat erweist sich auch die ehebrecherische Kaiserin in *Virgils Zauberbild*. Sie setzt die Straffunktion der als *vagina dentata* konzipierten Statue mittels einer Sprachlist außer Kraft: Sie behält ihre Schwurfinger wie auch ihre falsche Zunge, während der betrogene Kaiser sein Horn verliert. Das Abfaulen des Hornes symbolisiert somit gerade nicht die Restitution der patriarchalischen Ordnung, sondern deren erfolgreiche Zerstörung: Der Phallus als Machtsymbol geht vom Mann auf die Frau über, mit deren Schwurfingern und Zunge er nun identifiziert werden kann.

Unbestraft bleibt auch die verbotene sexuelle Aktivität der Frau im Märe *Die Tinte*. Sie profitiert von der Naivität der erschrockenen Mönche, die ihr tintenschwarzes Gesicht als Teufelsgesicht interpretieren und ihr dadurch nicht nur die Flucht aus dem Kloster ermöglichen, sondern ihr auch nicht die zurückgelassenen weiblichen Kleidungsstücke zuordnen können. Zurück in ihrem eigenen Haus begreift die Frau als Einzige, was passiert ist: Die Tinte hat die Entdeckung ihrer verteufelten Sexualität verhindert, indem sie aus ihr den Teufel höchstpersönlich gemacht hat. Die Diabolisierung, die sie als Frau erleidet, erweist sich im Unterschied zu der vieler anderer Frauen im Mittelalter als Schutz weiblicher Sexualität und darüber hinaus als abwaschbar.

Um sich der sexuellen Verfügungsgewalt ihrer Ehemänner entziehen zu können und Sexualität außerehelich leben zu können, greifen manche Ehefrauen in Heinrich Kaufringers Mären nicht nur zur Sprachlist und körperlichen Gewalt, sondern setzen auch gezielt Kleidung und Tücher als Täuschungsrequisiten ein. In *Chorherr und Schusterin*, *Der Schlafpelz* sowie *Die Zurückgelassene Hose* wickeln die Ehefrauen ihre betrogenen Männer erfolgreich durch Worte ein oder verschleiern den Ehebruch noch zusätzlich durch Täuschungsrequisiten. Sie rauben ihren Männern durch Übergriffe auf den Körper Hör- und Sehvermögen sowie die Möglichkeit, sich im Raum zwischen den Geschlechtern zu orientieren und diesen Raum zu beherrschen.

Nicht die Männer verfügen in diesen Texten über ihre Frauen und üben Gewalt gegen sie aus, sondern die Frauen beherrschen ihre Männer: Die Hierarchie der Geschlechter erscheint auf den Kopf gestellt, das patriarchalische Normensystem im Medium der Literatur erfolgreich untergraben. Die untersuchten Märentexte zeigen insofern neben einem Streben nach systemstützender, affirmativer Didaxe durchaus Lust am subversiven Spiel mit scheinbar festen Ordnungskategorien.

Literaturverzeichnis

1 Abkürzungen

ABäG	Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik
ATB	Altdeutsche Textbibliothek
EM	Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung
Germ.	Germania
GRM	Germanisch-romanische Monatsschrift
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte
IASL	Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur
JOWG	Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft
LexMA	Lexikon des Mittelalters
MTU	Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters
PBB	Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
² VL	Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. Aufl.
ZfdA	Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur
ZfdPh	Zeitschrift für deutsche Philologie

2 Primärliteratur

2.1 Literatur des Mittelalters

2.1.1 Sammelausgaben

FISCHER, HANNS (Hg.): Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, München 1966 (MTU 12).

FISCHER, HANNS (Hg.): Der Stricker. Verserzählungen I, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53).

NIEWÖHNER, HEINRICH (Hg.): Neues Gesamtabenteuer Das ist Fr. H. von der Hagens Gesamtabenteuer in neuer Auswahl. Die Sammlung der mittelhochdeutschen Mären und Schwänke des 13. u. 14. Jahrhunderts, Bd.1, 2. Aufl. hg. v. WERNER SIMON, Dublin-Zürich 1967.

SAPPLER, PAUL (Hg.): Heinrich Kaufringer, Werke, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972.

2.1.2 Einzeltextverzeichnis

Bettgespräch, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 419f., Nr. 50,1.

Der Bildschnitzer von Würzburg I (Hans Rosenplüt?), in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 134-142, Nr. 16a.

Der Bildschnitzer von Würzburg II (Hans Rosenplüt?), in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 135-143, Nr. 16b.

Gold und Zers I, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 431-438, Nr. A3a.

Gold und Zers II, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 439-443, Nr. A3b.

Der Herr mit den vier Frauen, in: Neues Gesamtabenteuer. Das ist Fr. H. von der Hagens Gesamtabenteuer in neuer Auswahl. Die Sammlung der mittelhochdeutschen Mären und Schwänke des 13. u. 14. Jahrhunderts, Bd.1 hg. v. HEINRICH NIEWÖHNER, 2. Aufl. hg. v. WERNER SIMON, Dublin-Zürich 1967, S. 192-201.

Kaufringer, Heinrich: *Bürgermeister und Königsson*, in: Heinrich Kaufringer, Werke, hg. v. PAUL SAPPLER, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 41-52, Nr. 4.

Kaufringer, Heinrich: *Chorherr und Schusterin*, in: Heinrich Kaufringer, Werke, hg. v. PAUL SAPPLER, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 105-111, Nr. 9.

Kaufringer, Heinrich: *Die Rache des Ehemannes*, in: Heinrich Kaufringer, Werke hg. v. PAUL SAPPLER, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 140-153, Nr. 13.

Kaufringer, Heinrich: *Der Schlafpelz*, in: Heinrich Kaufringer, Werke, hg. v. PAUL SAPPLER, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 174-176, Nr. 15.

Kaufringer, Heinrich: *Die zurückgelassene Hose*, in: Heinrich Kaufringer, Werke, hg. v. PAUL SAPPLER, 1. Bd.: Text, Tübingen 1972, S. 112-115, Nr. 10.

Ritter Alexander, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 330-337, Nr. 36.

Rosenplüt, Hans: *Die Tinte*, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 174-177, Nr. 19.

Rosenplüt, Hans: *Die Wolfsgrube*, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 202-209, Nr. 22.

Sibote: *Die Zähmung der Widerspenstigen*, in: Neues Gesamtabenteuer. Das ist Fr. H. von der Hagens Gesamtabenteuer in neuer Auswahl. Die Sammlung der mittelhochdeutschen

Mären und Schwänke des 13. u. 14. Jahrhunderts, Bd.1 hg. v. HEINRICH NIEWÖHNER, 2. Aufl. hg. v. WERNER SIMON, Dublin-Zürich 1967, S. 1-35.

Der Stricker: *Der Begrabene Ehemann*, in: Der Stricker. Verserzählungen I, hg. v. HANNS FISCHER, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), S. 28-36.

Der Stricker: *Ehescheidungsgespräch*, in: Der Stricker. Verserzählungen I, hg. v. HANNS FISCHER, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), S. 22-27.

Der Stricker: *Ehmanns Rat*, in: Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte, hg. v. GUSTAV ROSENHAGEN, Dublin/ Zürich 1970, S. 100-103, Nr. 117.

Der Stricker: *Die eingemauerte Frau*, in: Der Stricker. Verserzählungen I, hg. v. HANNS FISCHER, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), S. 50-65.

Der Stricker: *Der Gevatterin Rat*, in: Der Stricker. Verserzählungen I, hg. v. HANNS FISCHER, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), S. 66-91.

Der Stricker: *Das heiße Eisen*, in: Der Stricker. Verserzählungen I, hg. v. HANNS FISCHER, 5., verbesserte Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 2000 (ATB 53), S. 37-49.

Die undankbare Wiedererweckte, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 471-484, Nr. A6.

Virgils Zauberbild, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 388-390, Nr. 46.

Zimmern, Johannes Werner von: *Der enttäuschte Liebhaber*, in: Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, hg. v. HANNS FISCHER, München 1966 (MTU 12), S. 300-329, Nr. 35.

2.2 Literatur der Neuzeit

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, in: ders., Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche in 40 Bänden, hg. v. FRIEDMAR APEL u. a., Bd. 9: *Wilhelm Meisters theatralische Sendung, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, hg. v. WILHELM VOßKAMP u. HERBERT JAUMANN unter Mitwirkung v. ALMUTH VOßKAMP, Frankfurt/Main 1992.

HEIDENREICH, GERT: *Drei boshafte Legenden: Das Kostüm, Der Schneider von Lugum, Das Eisenweib*, in: ders., *Der Geliebte des dritten Tages. Erotische Mysterien*, München 2002.

HORNBY, NICK: *High Fidelity*, London 2000.

McEWAN, IAN: *Abbitte*, Zürich 2004.

REGENBOGEN, BRUNI: *Schneewittchen*, in: Liederbaum, hg. v. BEATE ZIEGENHAGEN u. SANNA DINSE, Leck 1984, Text Nr. 31, o. S.

SCHILLER, FRIEDRICH an JOHANN WOLFGANG VON GOETHE: Brief vom 15. Mai 1795, in: Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, hg. v. KARL RICHTER in Zusammenarbeit mit HERBERT GÖPFERT, NORBERT MILLER u. GERHARD SAUDER, Bd. 8 I: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, hg. v. MANFRED BEETZ, München u. Wien, S. 77.

3 Nachschlagewerke und Wörterbücher

Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff.

Deutsches Wörterbuch v. JACOB GRIMM u. WILHELM GRIMM, Leipzig 1854-1960.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, hg. v. KURT RANKE u. ROLF WILHELM BREDNICH u. a., Berlin/New York 1977ff.

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff.

Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters, hg. v. MANFRED KERN, Berlin 2003.

Lexikon des Mittelalters, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff.

Mittelhochdeutsches Handwörterbuch v. MATTHIAS LEXER, Stuttgart 1992.

4 Forschungsliteratur

BACHORSKI, HANS JÜRGEN: Das aggressive Geschlecht. Verlachte Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Germanistik, N. F. 8 (1998), S. 263-281.

BACHORSKI, HANS JÜRGEN: Diskursfeld Ehe. Schreibweisen und thematische Setzungen, in: Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. dems., Trier 1991, S. 511-545.

BACHORSKI, HANS JÜRGEN: Ehe und Trieb, Gewalt, Besitz. Diskursinterferenzen in Mären und Schwänken, in: Der Hahnrei im Mittelalter. Le cocu au moyen age, hg. v. DANIELLE BUSCHINGER u. a., Greifswald 1994, S. 1-21.

- BACHORSKI, HANS JÜRGEN (Hg.): Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Trier 1991.
- BARTLETT, ROBERT: Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1996.
- BARTSCH, KARL u. R. KÖHLER: Der Maler mit der schönen Frau, in: Germ. 18 (1873), S. 41-45.
- BEINE, BIRGIT: Der Wolf in der Kutte. Geistliche in den Mären des deutschen Mittelalters, Bielefeld 1999.
- BENNEWITZ, INGRID u. HELMUT TERVOOREN (Hgg.): Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 1999 (= ZfdPh Beiheft 9).
- BENTHIEN, CLAUDIA u. HANS RUDOLF VELTEN (Hgg.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, Hamburg 2002.
- BILDHAUER, BETTINA: If you prick us do we not bleed? Making the body in *Mären*, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, hg. v. MARK CHINCA, TIMO REUVEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG, Berlin 2006 (= ZfdPh Beiheft 13), S. 148-169.
- BJERRE-ASPEGREN, KERSTIN: The Male Woman. A Feminine Ideal in the Early Church, hg. v. RENÉ KIEFFER, Uppsala 1990.
- BLAMIRE, DAVID: Sexual comedy in the *Mären* of Hans Rosenplüt, in: Trivium 11 (1976), S. 90-113.
- BLOH, UTE VON: Heimliche Kämpfe. Frauenturniere in mittelalterlichen Mären, in: PBB 121 (1999), S. 214-238.
- BLOH, UTE VON: Die Sexualität, das Recht und der Körper. Kontrollierte Anarchie in vier mittelalterlichen Mären, in: Böse Frauen – gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. v. ULRIKE GAEBEL u. ERIKA KARTSCHOKE, Trier 2001, S. 75-88.
- BLÜHM, ANDREAS: Pygmalion. Die Ikonographie eines Künstlermythos zwischen 1500 und 1900, Frankfurt/Main u. a. 1988.
- BRANDT, RÜDIGER: Enklaven-Exklaven. Zur literarischen Darstellung von Öffentlichkeit und Nichtöffentlichkeit im Mittelalter, München 1993.
- BRAUN, CHRISTINA von u. INGE STEPHAN (Hgg.): Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart u. Weimar 2000.
- BRIETZMANN, FRANZ: Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 1912 (Neudruck New York u. London 1967).

- BRINKER-VON DER HEYDE, CLAUDIA: Weiber-Herrschaft oder: Wer reitet wen? Zur Konstruktion und Symbolik der Geschlechterbeziehung, in: *Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters*, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999(= ZfdPh Beiheft 9), S. 47-66.
- BRONFEN, ELISABETH: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, München 1994.
- BRONFEN, ELISABETH: Weiblichkeit und Repräsentation – aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hg. v. HADUMOD BUßMANN u. RENATE HOF, Stuttgart 1995, S. 408-445.
- BRUNNER, OTTO: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. Darmstadt 1973.
- BUMKE, JOACHIM: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Bd. 1, München 1986.
- BUßMANN, HADUMOD u. RENATE HOF (Hgg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995.
- BUTLER, JUDITH: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt/Main 1997 (Originalausgabe: *Bodies that Matter*, New York 1993).
- BUTLER, JUDITH: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main 1991 (Originalausgabe: *Gender Trouble*, New York 1990).
- CHINCA, MARK: The Body in some Middle High German *Mären*. Taming and Maiming, in: *Framing Medieval Bodies*, hg. v. SARAH KAY u. MIRI RUBIN, Manchester/New York 1994, S. 187-210.
- CHINCA, MARK, TIMO REUEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG (Hgg.): *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Berlin 2006 (= ZfdPh Beiheft 13).
- DABAG, MIHRAN, ANTJE KAPUST u. BERNHARD WALDENFELS (Hgg.): *Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen*, München 2000.
- DELHOLM, PASCAL: Verletzungen, in: *Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen*, hg. v. MIHRAN DABAG, ANTJE KAPUST u. BERNHARD WALDENFELS, München 2000, S. 279-296.
- DICKE, GERD: Art. ‚Die undankbare Wiedererweckte‘, in: *2VL*, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 10, Sp. 71-72.
- DUBY, GEORGES: Die Frau ohne Stimme. Liebe und Ehe im Mittelalter, Berlin 1989.
- DUDEN, BARBARA: Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument, in: *Feministische Studien* 11, H. 2 (1993), S. 24-33.

- DÜLMEN, RICHARD VAN: Historische Anthropologie. Entwicklung – Probleme – Aufgaben, 2. durchgesehene Aufl., Köln u. a. 2001.
- ECO, UMBERTO: Kunst und Schönheit im Mittelalter, München 1993.
- EHLERT, TRUDE (Hg.): Chevaliers errants, demoiselles et l'Autre. Höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter. FS Xenia von Ertzdorff, Göppingen 1998.
- EHLERT, TRUDE: ‚*Ein vrouwe sol niht spreken vil*‘: Körpersprache und Geschlecht in der deutschen Literatur des Hochmittelalters, in: Chevaliers errants, demoiselles et l'Autre. Höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter. FS Xenia von Ertzdorff, hg. v. TRUDE EHLERT, Göppingen 1998, S. 145-171.
- ERNST, ULRICH: Liebe und Gewalt im Parzival Wolframs von Eschenbach. Literaturpsychologische Befunde und mentalitätsgeschichtliche Begründungen, in: Chevaliers errants, demoiselles et l'Autre. Höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter. FS Xenia von Ertzdorff, hg. v. TRUDE EHLERT, Göppingen 1998, S. 215-243.
- FEISTNER, EDITH: Der Körper als Fluchtpunkt: Identifikationsprobleme in geistlichen Texten des Mittelalters, in: Manlīchiu wīp, wīplīch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999 (= ZfdPh Beiheft 9), S. 131-142.
- FISCHER, HANNS: Strickerstudien, München 1953.
- FISCHER, HANNS: Studien zur deutschen Märendichtung, 2. Aufl. besorgt v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 1983.
- FOUCAULT, MICHEL: Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main 1981.
- FOUCAULT, MICHEL: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main 1994.
- FRIEDRICH, UDO: Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufringer, in: IASL 21, H. 1 (1996), S. 1-30.
- FRIEDRICH, UDO: Die Zählung des Heros. Der Diskurs der Gewalt und Gewaltregulierung im 12. Jahrhundert, in: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hg. v. JAN-DIRK MÜLLER u. HORST WENZEL, Stuttgart u. Leipzig 1999, S. 149-179.
- GAEBEL, ULRIKE u. ERIKA KARTSCHOKE (Hgg.): Böse Frauen – gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Trier 2001.
- GALTUNG, JOHAN: Gewalt, in: Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, hg. v. CHRISTIAN WULF, Weinheim u. Basel 1997, S. 913-919.
- GAUNT, SIMON: Gender and Genre in Medieval French Literature, Cambridge 1995.

- GEITH, KARL-ERNST: Art. Der Stricker: A. Person, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 9, Sp. 418f.
- GIRARD, RENÉ: Das Heilige und die Gewalt, Zürich 1987.
- GLIER, INGEBORG: Hans Rosenplüt als Märendichter, in: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, L. PETER JOHNSON u. HANS-HUGO STEINHOFF, Paderborn u. a. 1988, S. 137-149.
- GLIER, INGEBORG: Art. Rosenplüt, Hans, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 8, Sp. 195-211.
- GONZÁLEZ, EMILIO u. VICTOR MILLET (Hgg.): Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, Berlin 2006.
- GROSSE, SIEGFRIED: Kommentar zu: Das Nibelungenlied, hg. v. KARL BARTSCH und HELMUT DE BOOR, Stuttgart 2002.
- GRUBMÜLLER, KLAUS: Erzählen und Überliefern. 'Mouvance' als poetologische Kategorie in der Märendichtung? In: PBB 125 (2003), S. 469-493.
- GRUBMÜLLER, KLAUS: Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte, in: Kleinere Erzählformen des 15. u. 16. Jahrhunderts, hg. v. WALTER HAUG u. BURGHART WACHINGER, Tübingen 1993, S. 37-54.
- GRUBMÜLLER, KLAUS: Einleitung zum Kommentar zu: Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hg. v. dems., Frankfurt/Main 1996, S. 1005-1018.
- GRUBMÜLLER, KLAUS, L. PETER JOHNSON u. HANS-HUGO STEINHOFF (Hgg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, Paderborn u. a. 1988.
- GRUBMÜLLER, KLAUS: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- GRUBMÜLLER, KLAUS: Schein und Sein. Über Geschichten in Mären, in: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. HARALD HAERLAND u. MICHAEL MECKLENBURG, München 1996, S. 243-257.
- GUTJAHR, ORTRUD: Alterität und Interkulturalität, in: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. HANS RUDOLF VELTEN, Hamburg 2002, S. 345-369.
- HAERLAND, HARALD u. MICHAEL MECKLENBURG: Einleitung zu: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. dems., München 1996, S. 11-25.
- HAGBY, MARYVONNE: *man hat uns für die warheit ... geseit*. Die Strickersche Kurzerzählung im Kontext mittellateinischer ‚narrationes‘ des 12. und 13. Jahrhunderts, Münster u. a. 2001.

- HANIKA, KARIN: Eine offene Tür, ein offenes Mieder. Das Schicksal der Lucretia zwischen Vergewaltigung und Ehebruch, in: Böse Frauen – Gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. v. ULRIKE GAEBEL u. ERIKA KARTSCHOKE, Trier 2001, S. 109-131.
- HAUBRICHS, WOLFGANG: Einleitung zu: Erzähltechniken und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters, Wolfram-Studien 18 (2004), S. 7-10.
- HAUBRICHS, WOLFGANG, ECKART CONRAD LUTZ und KLAUS RIDDER (Hgg.): Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters. Saarbrücker Kolloquium 2002 der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft, Wolfram-Studien 18 (2004).
- HAUG, WALTER: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Kleinere Erzählformen des 15. u. 16. Jahrhunderts, hg. v. WALTER HAUG u. BURGHART WACHINGER, Tübingen 1993, S. 1-36.
- HAUG, WALTER u. BURGHART WACHINGER (Hgg.): Kleinere Erzählformen des 15. u. 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993.
- HAUG, WALTER: Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten. Oder: Wie steht es um die Erzählkunst in den sog. Mären des Strickers?, in: Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, hg. v. EMILIO GONZÁLEZ u. VICTOR MILLET, Berlin 2006, S. 9-27.
- HIRSCH, ALFRED: Notwendige und unvermeidliche Gewalt? Zur Rechtfertigung von Gewalt im philosophischen Denken der Moderne, in: Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen, hg. v. MIHRAN DABAG, ANTJE KAPUST u. BERNHARD WALDENFELS, München 2000, S. 55-80.
- HIS, RUDOLF: Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina, München 1967.
- HOF, RENATE: Die Entwicklung der *Gender Studies*, in: Genus – zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, hg. v. HADUMOD BUßMANN u. RENATE HOF, Stuttgart 1995, S. 2-33.
- HORNEY, KAREN: Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern, in: dies.: Die Psychologie der Frau, Frankfurt 1984, S. 58-71.
- HÜBNER, GERT: Frauenpreis. Studien zur Funktion der laudativen Rede in der mittelhochdeutschen Minnekanzone, Baden-Baden 1996.
- JONAS, MONIKA: Idealisierung und Dämonisierung als Mittel der Repression. Eine Untersuchung zur Weiblichkeitsdarstellung im spätmittelalterlichen Schwank, in: Der Widerpenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hg. v. SYLVIA WALLINGER u. MONIKA JONAS, Innsbruck 1986, S. 67-93.
- JONAS, MONIKA: Der spätmittelalterliche Versschwank. Studien zu einer Vorform trivialer Literatur, Innsbruck 1987.

- KELLNER, BEATE: Gewalt und Minne. Zu Wahrnehmung, Körperkonzept und Ich-Rolle im Liedcorpus Heinrichs von Morungen, in: PBB 119 (1997), S. 33-67.
- KERN, MANFRED: Art. Pygmalion, in: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters, hg. v. dems., Berlin 2003.
- KERTH, SONJA: Versehrte Körper, vernarbte Seelen. Konstruktionen kriegerischer Männlichkeit in der späten Heldendichtung, in: Männerbilder und Konstruktionen von Männlichkeit, Zeitschrift für Germanistik 120 (2002), S. 262-274.
- KLEIN, DOROTHEA: Geschlecht und Gewalt. Zur Konstruktion von Männlichkeit im ‚Erec‘ Hartmanns von Aue, in: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. FS Volker Mertens, hg. v. MATTHIAS MEYER und HANS-JOCHEN SCHIEWER, Tübingen 2002, S. 433-463.
- KLEIN, DOROTHEA: Zur Metaphorik der Gewalt in der ‚Minneburg‘, in: Würzburg, der Große Löwenhof und die deutsche Literatur im Spätmittelalter, hg. v. HORST BRUNNER u. a., Wiesbaden 2004, S. 103-119.
- KÖLBL, ANDREA: Art. Pygmalion, in: EM, hg. v. KURT RANKE u. ROLF WILHELM BREDNICH u. a., Berlin/New York 1977ff., Bd. 11, Sp. 77-84.
- KRAUS, CARL VON (Hg.): Mittelhochdeutsches Übungsbuch, 2. vermehrte u. geänderte Aufl., Heidelberg 1926.
- KUGLER, HARTMUT: Art. Ovidius Naso, P., in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 7, Sp. 247-273.
- LEDER, KARL BRUNO: Todesstrafe. Ursprung, Geschichte, Opfer. München 1980.
- LEECH, GEOFFREY: Semantics. The Study of Meaning, Harmondsworth 1990.
- LIEBERTZ-GRÜN, URSULA: Das trauernde Geschlecht. Kriegerische Männlichkeit und Weiblichkeit im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, in: GRM 46 (1996), S. 383-405.
- LIENERT, ELISABETH: Begehren und Gewalt. Aspekte einer Sprache der Liebe in Wolframs *Parzival*, in: Wahrnehmung im *Parzival* Wolframs von Eschenbach, hg. v. JOHN GREENFIELD, Porto 2004, S. 193-209.
- LIENERT, ELISABETH: *Gender*, Gewalt und mittelalterliche Literatur: Eine Projektskizze, in: JOWG 15 (2005), S. 49-61.
- LIENERT, ELISABETH: Geschlecht und Gewalt im ‚Nibelungenlied‘, in: ZfdA 132 (2003), S. 3-23.
- LONDNER, MONIKA: Eheauffassung und Darstellung der Frau in der spätmittelalterlichen Märendichtung. Eine Untersuchung auf der Grundlage rechtlich-sozialer und theologischer Voraussetzungen, Berlin 1973.

- LUHMANN, NIKLAS: Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie 17, H. 1 (1988), S. 47-71.
- MARGETTS, JOHN: Die erzählende Kleindichtung des Strickers und ihre nichtfeudal orientierte Grundhaltung, in: Das Märe. Die mittelhochdeutsche Versnovelle des späteren Mittelalters, hg. v. KARL-HEINZ SCHIRMER, Darmstadt 1983, S. 316-343.
- MARGETTS, JOHN: *ich han den mut und den sit/ den mich min herze leret*. Eigen-Sinn beim Stricker?, in: Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, hg. v. EMILIO GONZÁLEZ u. VICTOR MILLET, Berlin 2006, S. 117-133.
- MIKAT, PAUL: Art. Ehe, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 1, Sp. 809-833.
- MÜLLER, JAN-DIRK u. HORST WENZEL (Hgg.): Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, Stuttgart u. Leipzig 1999.
- MÜLLER, JAN-DIRK u. HORST WENZEL: Vorwort zu: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hg. v. dens., Stuttgart u. Leipzig 1999, S. 7-18.
- MÜLLER, JOHANNES: Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts, Bern u. a. 1988.
- MÜNKLER, MARINA: Alterität und Interkulturalität, in: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. HANS RUDOLF VELTEN, Reinbek 2002, S. 323-344.
- NÜNNING, ANSGAR: Vorwort zu: Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen - Grundbegriffe, hg. v. dens., 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar 2001, S. V-VII.
- OGRIS, WALTER: Art. Munt, Muntwalt, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 3, Sp. 750-761.
- OTT, NORBERT H.: Bispiel und Mären als juristische Exempla. Anmerkungen zur Stricker Überlieferung im Rechtsspiegel-Kontext, in: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, L. PETER JOHNSON u. HANS-HUGO STEINHOFF, Paderborn u. a. 1988, S. 243-252.
- PETERS, URSULA: *Gender Trouble* in der mittelalterlichen Literatur? Mediävistische Genderforschung und Crossdressing-Geschichten, in: Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999 (= ZfdPh Beiheft 9), S. 284-304.
- PETERS, URSULA: Historische Anthropologie und mittelalterliche Literatur. Schwerpunkte einer interdisziplinären Forschungsdiskussion, in: FS Walter Haug und Burghart Wachinger, hg. v. JOHANNES JANOTA, Tübingen 1992, S. 63-86.

- RAGOTZKY, HEDDA: Gattungserneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers, Tübingen 1981.
- REUEKAMP-FELBER, TIMO: Einleitung: Mittelalterliche Novellistik im kulturwissenschaftlichen Kontext. Forschungsstand und Perspektiven der Germanistik, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, hg. v. MARK CHINCA, TIMO REUEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG, Berlin 2006, S. XI-XXXII.
- RÖCKE, WERNER: Ehekrieg und Affentanz. Rituale der Gewalt und Gewaltvermeidung in der komischen Literatur des späten Mittelalters, in: Historische Anthropologie 10, H. 3 (2002), S. 354-373.
- ROTH, ANDREAS: Art. Züchtigungsrecht, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 5, Sp. 1781-1784.
- RÜPING, HINRICH u. GÜNTER JEROUSCHEK: Grundriß der deutschen Strafrechtsgeschichte, München 2002.
- SAPPLER, PAUL: Art. Kaufringer, Heinrich, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 4, Sp. 1076-1085.
- SCHADE, SIGRID u. SILKE WENK: Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz, in: Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, hg. v. HADUMOD BUßMANN u. RENATE HOF, Stuttgart 1995, S. 340-407.
- SCHALLENBERG, ANDREA: Gabe, Geld und *Gender*. Ein Beitrag zur Poetik der Geschlechterdifferenz in der mittelhochdeutschen Verserzählung, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, hg. v. MARK CHINCA, TIMO REUEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG, Berlin 2006 (= ZfdPh Beiheft 13), S. 76-107.
- SCHANZE, FRIEDER: Art. Johannes Werner von Zimmern, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 4, Sp. 813-816.
- SCHANZE, FRIEDER: Art. ‚Virgils Zauberbild‘, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 10, Sp. 381-384.
- SCHEUBLE, ROBERT: *mannes manheit, vrouwen meister*. Männliche Sozialisation und Formen der Gewalt gegen Frauen im *Nibelungenlied* und in Wolframs von Eschenbach *Parzival*, Frankfurt/Main 2005.
- SCHIRMER, KARL-HEINZ (Hg.): Das Märe. Die mittelhochdeutsche Versnovelle des späteren Mittelalters, Darmstadt 1983.
- SCHLECHTWEG-JAHN, RALF: Geschlechtsidentität und höfische Kultur. Zur Diskussion von Geschlechtermodellen in sog. priapeiischen Mären, in: *Manlîchiu wîp, wîplîch man*.

- Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999, S. 85-109.
- SCHMIDT-WIEGAND, RUTH: Art. Recht und Dichtung, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 4, Sp. 232-249.
- SCHMITT, LOTHAR: Kunst und Künstler in der deutschsprachigen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Autobiographie und Selbstportrait in der Renaissance, hg. v. GUNTER SCHWEIKHART, Köln 1998, S. 93-122.
- SCHNELL, RÜDIGER: Erzählstrategie, Intertextualität und ‚Erfahrungswissen‘. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären, in: Wolfram-Studien 18 (2004), S. 367-404.
- SCHNELL, RÜDIGER (Hg.): Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit, Frankfurt/Main 1997.
- SCHNYDER, ANDRÉ: Frauen und Männer in den Mären Heinrich Kaufringers. Zur Darstellung des Körperlichen und zur Konstruktion des Geschlechterunterschiedes, in: Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. INGRID BENNEWITZ u. HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999 (= ZfdPh Beiheft 9), S. 110-130.
- SCHNYDER, MIREILLE: Die Entdeckung des Begehrens. Das Märe von der halben Birne, in: PBB 122 (2000), S. 263-278.
- SCHNYDER, MIREILLE: Märenforschung und Geschlechterbeziehungen, in: JOWG 12 (2000), S. 123-134.
- SCHNYDER, MIREILLE: Schreibmacht vs. Wortgewalt. Medien im Kampf der Geschlechter, in: Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, hg. v. MARK CHINCA, TIMO REUEKAMP-FELBER u. CHRISTOPHER YOUNG, Berlin 2006 (= ZfdPh Beiheft 13), S. 108-121.
- SCHNYDER, MIREILLE: Topographie des Schweigens. Untersuchungen zum deutschen höfischen Roman um 1200, Göttingen 2003.
- SCHULZE, HANS K.: Art. Hausherrschaft, in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 1, Sp. 2030-2033.
- SCHULZE, REINER: Art. Frau: Germanisches und deutsches Recht, in: LexMA, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff., Bd. IV, Sp. 857/858.
- SCHWAB, D.: Art. Gleichberechtigung (der Geschlechter), in: HRG, hg. v. ADALBERT ERLER u. EKKEHARD KAUFMANN u. a., mitbegr. v. WOLFGANG STAMMLER, Berlin 1971ff., Bd. 1, Sp. 1696-1702.
- SONNTAG, CORNELIA: Sibotes 'Frauenzucht'. Kritischer Text und Untersuchungen, Hamburg 1969.

- SPREITZER, BRIGITTE: „Wie bist du vom Himmel gefallen...“. Einschlagstellen des Diabolischen in der Literatur des späteren Mittelalters, Wien, Köln und Weimar 1995.
- STEDE, MARGA: Schreiben in der Krise. Die Texte des Heinrich Kaufringer, Trier 1993.
- STEPHAN, INGE: Gender, Geschlecht und Theorie, in: Gender-Studien. Eine Einführung, hg. v. CHRISTINA VON BRAUN u. INGE STEPHAN, Stuttgart u. Weimar 2000, S. 58-96.
- STRASSER, INGRID: *Und sungen ein liet ze prîse in einer hôhen wîse*. Zur Frage der höfischen Elemente in den Ehestandsmaeren des Stricker, in: ABäG 15 (1980), S. 77-107.
- TANNER, RALPH: Sex, Sünde, Seelenheil. Die Figur des Pfaffen in der Märenliteratur und ihr historischer Hintergrund (1200-1600), Würzburg 2005.
- THEWELEIT, KLAUS: Männerphantasien. Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt/Main 1977.
- NEHLSSEN-VON STRYK, KARIN: Art. Witwe: Germanisches und deutsches Recht, in: LexMA, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff., Bd. IX, Sp. 277f.
- WAILES, STEPHEN L.: Immurement and Religious Experience in the Stricker's 'Eingemauerte Frau', in: PBB (Tüb.) 96 (1974), S. 79-102.
- WALDENFELS, BERNHARD: Aporien der Gewalt, in: Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen, hg. v. MIHRAN DABAG, ANTJE KAPUST u. BERNHARD WALDENFELS, München 2000, S. 9-24.
- WALLINGER, SYLVIA u. MONIKA JONAS (Hgg.): Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Innsbruck 1986.
- WENSKY, MARGRET: Art. Frau: Die Frau in der adligen Gesellschaft, in: LexMA, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff., Bd. IV, Sp. 862f.
- WENSKY, MARGRET: Art. Frau: Die Frau in der städtischen Gesellschaft, in: LexMA, hg. v. ROBERT AUTY u. a., München 1980ff., Bd. IV, Sp. 864f.
- WENZEL, EDITH: *Zers* und *fud* als literarische Helden. Zum ‚Eigenleben‘ von Geschlechtsteilen in mittelalterlicher Literatur, in: Körperteile. Eine kulturelle Anatomie, hg. v. CLAUDIA BENTHIEN u. CHRISTOPH WULF, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 274-293.
- WILLIAMS-KRAPP, WERNER: Art. ‚Gold und Zers‘, in: ²VL, begr. v. WOLFGANG STAMMLER, fortgeführt v. KARL LANGOSCH, 2. Aufl. hg. v. KURT RUH u. BURGHART WACHINGER u. a., Berlin/New York 1978ff., Bd. 3, Sp. 76-77.
- WULF, CHRISTIAN (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim u. Basel 1997.
- ZIEGLER, HANS JOACHIM: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bîspeln und Romanen, München u. Zürich 1985 (MTU 87).